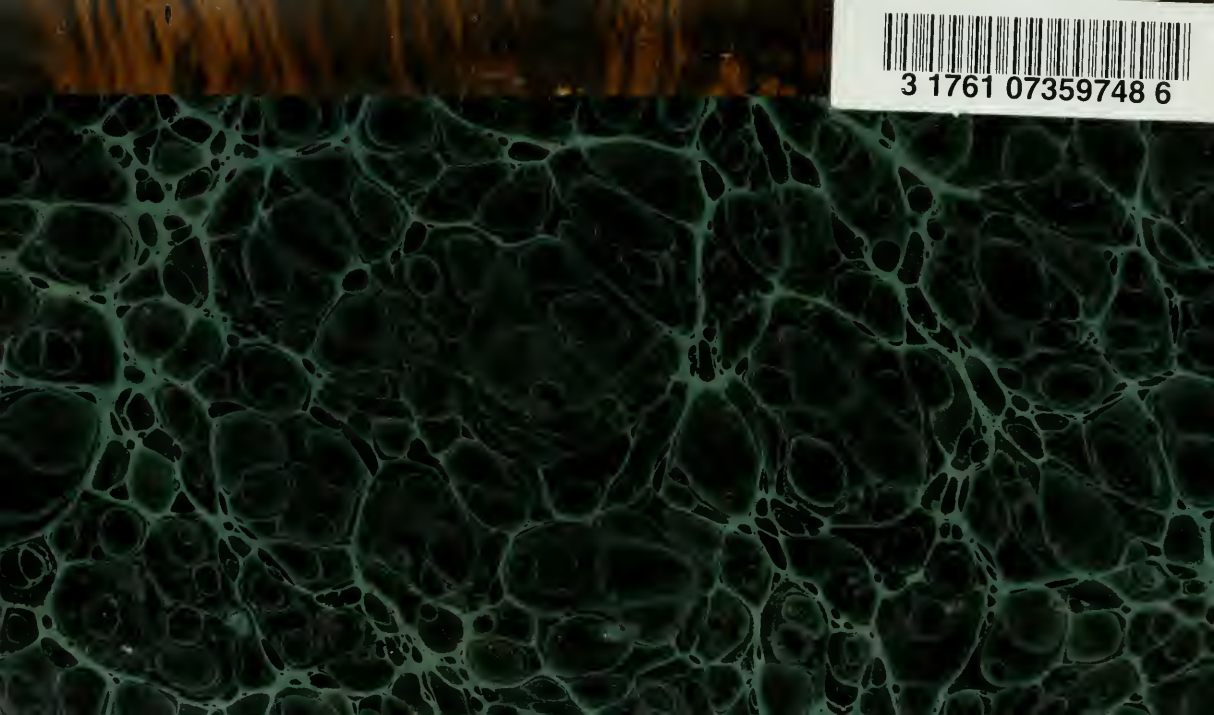

3 1761 07359748 6

7253

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/derbrauttagebuch00hank

Der

Braut Tagebuch.

Von

Henriette Hanke geb. Arndt.

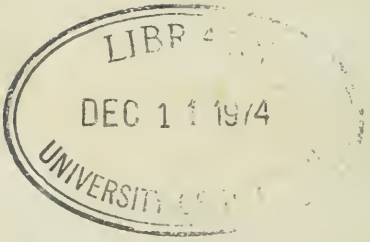
Die Welt des Herzens schließt alle Poesie ein, und diese Welt ist es, der die Liebe angehört.

Miß Landon.

Hannover, 1841.

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung.

PT
2290
H35D3



Vorwort.

„Und es ward Licht!"
Moses 3.

„Der Braut Tagebuch? Oh! warum hat die Verfasserinn nicht lieber bald ein Traumbuch geschrieben? die schönsten Träume bedeuten eine ernste oder schlimme Zukunft. Wir kennen das!"

Dies, oder Aehnliches verlautet vielleicht, wo eine Hand, die den Trauring trägt, nach diesem Bande faßt, und sich bereits in einem wichtigern vergriff. Im Bereich der Wirklichkeit, über der Schwelle des Hausstands, giebt es Frauen, die sich schämen, an den Traum ihres Glückes geglaubt zu haben. Wir wünschen uns aber unter unsern Leserinnen weniger starke Geister, als sanfte Herzen, die in Liebe von allen Dingen das Beste hoffen, und auch von diesem Buche.

†

Wahrscheinlich dürfte ein jungfräulicher Blick das Titelblatt anders ansehen. Für jedes Mädchen hat das Wort „Braut" einen Zauber, der als Beherrscher dieser Gläubigen sie im verblendendsten Pomp der Phantasie gefangen nimmt. Im Morgenlande der Jugend, da, wo ein trüglicher Prophet Freuden des Paradieses verheißt, dessen Pforte geschlossen ist — täuscht der Schleier; denn, ach! das Herz hat tausend verbergende Falten! — Doch jenseit dieser Grenze gilt christliche Selbstverleugnung, die Lehre vom Kreuze — und nicht ohne Heimweh schauen die Töchter einer wärmeren Natur die unfreie Wahrheit der weiten Welt. Der natürliche Hauptwunsch eines Mädchens wird nicht selten zu einer Sturmhaube im Kampf der Verhältnisse. Dem verehrten Leser wollen wir die zufällige Ansicht dieser Blätter zu beliebigem Urtheil überlassen. Wir stellen seinem stillen Lächeln nur ein anspruchloses Mädchen dar, welches dennoch wünscht, ihm zu gefallen. Männer — laut ihrem eigenen Bekenntniß — interessiren sich für keine Braut, mit Ausnahme Derjenigen, die ihnen selbst diesen reizenden Namen verdankt. Eingedenk unserer Eigenliebe, die sich auch durch fremde Huldigung geschmeichelt

fühlt — müssen wir ihnen diese Selbstsucht schon zu Gute halten, und nehmen hiermit ein edleres Gefühl der Männlichkeit in Pflicht. Als einst ein Jüngling um die Geliebte warb, sprach ihr Vater zu ihm: „wohlan! ich gebe Dir mein Kind! spare Deine köstlichen Worte. Doch wenn einst ein Mann so vor Dir steht, wie Du vor mir, und Deine Tochter begehrt: dann verzeihe ihrer Mutter, daß sie ein Weib war. Achte Dich selbst in ihrem Geschlecht, dessen Schwäche der Schöpfer Deinem Schutze übergab!"

Der Brautstand, wenn er der Frühling der Liebe und nicht die Vorfeier eines Opfers ist, könnte dem Ernste der Kritik als Illusion erscheinen, wenig geeignet für ein Werk der Dauer; und nur an ein probehaltiges Verhältniß wäre der richtende Maßstab zu legen. Aber die Liebe ist das wahrste der Gefühle, die Idee hat ihre Verwirklichung, Nichts bleibt ohne mittheilende Kräfte — und das erwärmte und erleuchtete Herz ist ein Funke, der eine Welt entzünden, und eben so tausendfältig größeres Licht verbreiten kann.

Aeltere — Eltern oder Unvermählte! in jenen Jahren, wo, näher dem Ziel des Daseyns,

die Unterschiede des Geschlechts verschwinden, und die Vorurtheile des Standpunkts zur Nachsicht geworden, Ihnen legen wir unser Büchlein mit Ruhe und mit Verehrung vor! Der Sonnenstrahl, der vor manchem Herbste über das Feld hinzitterte, worauf Sie Ihre Erfahrungen sammelten, hat die Früchte Ihrer Erkenntniß gereift. Sie wissen es, wie das Herz der Inhalt des Lebens ist und für Jeden die Geschichte seiner Welt. Dies Tagebuch, still geführt, oft mit kaum lesbaren Zügen — denn ach! wie wenige sind sich selbst klar! — lies't der Allwissende allein. Wer von uns möchte nicht gern so manches Blatt umschlagen, oder auch nur bedecken mit schonender Hand! —

Gutes Herz! warum wirst du so verachtet und verleugnet, und mit halbem Mitleid gleich einer Schwachheit genannt, da doch nur du es bist, was das Schwerste vollbringt, und alles Glück vollendet? — Warum hält man dich für das Zeichen eines armseligen Geistes? und doch vermagst du das Himmelreich zu fassen! — Wir halten dafür, du seyest der innerste und edelste Kern geistigen Lebens und ewiger Liebe. Das Herz scheint klein! und doch keimt nur in ihm jede sittliche Größe!

Beschränkte Menschen haben nicht Raum für ein unendliches Gefühl, und überall liegt die Wurzel des Uebels in irdischem Boden; weshalb denn auch das tiefe und reine Wohlwollen, welches der Pulsschlag eines guten Herzens, in unserm Sinne, genannt werden könnte, weder mit der Wallung eines lebhaften Temperaments noch mit Leichtsinn verwechselt werden darf, darin keine gute Ader ist, die nicht gefährlich hüpfte.

„Das Herz ist weise!" sagt ein unbekannter Autor. Wenn ein Mann wissen will, was seiner Wahl in der Zukunft bevorstehe, so frage er weder Vater noch Mutter, weder einen verschwiegenen Freund, noch den geschwätzigen Ruf, er frage das Herz des Weibes, welches er liebt, und die Antwort wird über sein Lebensglück entscheiden. „Wie aber," fragt mein lieber Leser, „soll der Mann ein Herz finden, da alle Kunst weiblicher Bildung aufgeboten wird, es zu unterdrücken?"

Traurig schweigen wir zu dieser Frage. Gefühl ist eine verlachte Erscheinung in den Kreisen der Geselligkeit, und auch das edelste dort nicht an seinem Platze, nur der Stolz, jede Empfindung beherrschen zu können. Die Höflich-

keit, eine Stiefschwester des guten Herzens, ist in den besten Cirkeln eingeführt, und ihre Grazie nimmt Alles ein. Ein kühler Schein ist es, darin man sich bewegt. Ja, sogar die Obhut auf schönen Wangen ist oft nur ein Nordschein, der Kälte andeutet, und leidenschaftliches Feuer anschürt. Wozu dies Trugbild der Freundlichkeit? warum wird die lautere Milch unschuldiger Wärme mit Selbstsucht gemischt? dieser giftige Mehlthau, unter dem die holde Blüthe der Natur verdirbt!

Jene liebenswürdige Aufrichtigkeit, welche die Sprache des Herzens redet, wird wie ein Fremdling vernommen, der in tiefen Thälern lebt, unbekannt mit weltlichem Gebrauch und Sitte der Menschen.

„Du wirst nicht weit kommen!" denken die Erfahrenen, lächelnd, wie mit leisem Bedauern. Die Meisten verstehen diese heimathliche Mundart nicht. — Giebt es aber einen Laut der mehr zum Herzen dränge? giebt es eine rührendere Schutzwehr, als das Vertrauen? jede Verstellung legt unfreiwillig das Zeugniß ab, daß ein Herz voll Güte das Schönste sey. Und doch, wie wenig erkannt in seiner einfachen und schmucklosen Wahrheit! in seiner höchsten Bedeu-

tung für das Glück! — In uralter Ordnung war es, daß der Mann nach Liebe heirathe, und in dem Herzen seiner Gattinn den Schatz der Mitgift empfing. Die Welt hat jenes Document verfälscht, und die Urkunde des Himmels über das Wesen der Ehe ist verloren gegangen. Das Interesse wählbarer Männer läuft in der Regel auf Nebenabsichten hinaus, und die goldne Treue, dieser ewige Nothpfennig! der in Allem vorhält, was die arme Erde fordert — ist verwandelt worden in Scheidemünze. Die innere Leerheit läßt zu fremden Mitteln greifen, und so kommt es allmählich zum Aeußersten.

Ein schlimmes Zeichen der Zeit ist es, daß Damen lieber berühmt als geliebt, lieber geistiger Vorzüge wegen bewundert, als um ihres Herzens Willen gewürdiget seyn wollen. Und wie so geräuschlos ist der wahre Ruhm einer Frau! das Schweigen der höchsten Achtung! es ist jener sanfte, stille Geist, der da köstlich ist vor Gott! —

Glänzendes Talent verdunkelt nicht selten die prunklose Redlichkeit des Gatten, der ein Geschäftsmann ist, und vereinsamt ihn. Ein gutes Herz hingegen geht täglich mit der Sonne auf, und belebt Alles. Jedes Stäub-

chen flimmert. Ungewißheit nirgend! in dem einfachen und mittheilsamen Gesetz des Lichts wird jede Pflicht erkannt, und in Liebe erfüllt. „Ein Strahl aus einer edlen Seele beruhiget über Alles, was je daraus hervorgehen könnte.“

Aber erworben will ein gutes Herz werden! um keinen Preis ist es feil. Das Herz ist kein Gegenstand für den Markt. Was nicht gesucht wird, legt, wer vernünftig handelt, still beiseit. Jener Kaufmann, der da reich werden wollte und die eine Perle suchte, und als er sie gefunden, Alles dafür hingab, was er hatte, findet wenig Nachahmer. Auch schwimmt diese Perle nicht im breiten Strom der Oberflächlichkeit; sie ruhet tief — hier und da im bittern Meer der Sorge. Da hinab zu tauchen, fürchten, die den Genuß ihres Lebens über Alles lieben, und wagen ihren Untergang nun um so sicherer. —

Jene erhabene Firma, welche den Fall einer Welt überdauert, leuchtet umsonst, so weit die Schrift verehrt wird!

Was auch die Gedanken der Menschen rastlos beschäftige: das Herz kommt wenig in Beziehung. Für das Gemeinwohl will Alles wirken,

auf das Höchste scheint es abgesehen, und immer ist es, mit seltner Ausnahme — das eigennützige Interesse, der kleinliche Vortheil, welches die große Maschinerie in Bewegung setzt! — Das Herz hält man für ein schwaches Werkzeug, und sogar manchem Endzweck hinderlich, der nur mit durchgreifenden Mitteln erreicht werden kann. Und doch vollzieht das Herz die Beschlüsse des Himmels! es ist die Feder, welche den lieben Gott bewegt, uns zu helfen aus den Verwirrungen des Lebens, aus dem Gewebe dunkler Stunden, daß ihre Wirkung uns einst klar werde. Das Herz ist der Webestuhl aller Verhängnisse, wo die Reihenfolge menschlicher Tage auf Vollendung angelegt worden, wo eine höhere Hand verknüpft, was Niemand — der Alliebende sey dafür gelobt! — Niemand trennen kann. —

Unsern innigsten Wünschen nach möchten wir von diesem Punkt aus einen Faden spinnen, der die Herzen unserer Leserinnen umschlänge, und vielleicht, wenn unsere Kraft so weit reicht, zu mancher glücklichen Verbinbindung würde. Wir eröffnen daher mit diesen Blättern ein kleines Fenster in einer Mädchenbrust, um ihr heimliches Weben zur An-

schauung des geneigten Lesers zu bringen. Und so können wir uns mit Ueberzeugung der Vorschrift eines Dichters unterschreiben, den wir auch von unserm Geschlecht mehr beherziget wünschten: „Ein Zweck, Ein Glück, Ein Herz — Ein Gott! — Dies allein hat unsere wärmeren Voreltern verknüpft, und soll ihre ähnlichen Kinder binden."

Jauer, den 1. Januar 1840.

Die Verfasserinn.

Einleitung.

Der Landeshauptmann in Wartenstein war verstorben. Ein altes, rühmlichst bekanntes Geschlecht erloschi mit seinem Namen. Als er in die Gruft seiner Väter gesenkt ward, folgten ihm nur die Ehren seines Ranges, wie auch stille Segnungen nach: denn er war ein guter Mann gewesen, und Manchem wohl noch mehr. Die schwache Hand eines Greises, des Bevollmächtigten zu dieser adeligen Sitte, zerbrach ein Wappen, welches noch den Stürmen der mittelalterlichen Zeit getrotzt hatte, und dessen letzter Träger fortan der stumme Sarg war. Unter einem Schauer der Vergänglichkeit alles Irdischen gingen die Zeugen dieser düstern Ceremonie heim; die Dienerschaft ward größtentheils entlassen, das Schloß stand verwaist, und der öde Hauch des Herbstes wehte um die einsamen Mauern.

Nach einem Erbvertrage, den zu erörtern nicht in unserm Plane liegt, fiel das erledigte Eigenthum dem Grafen Bourg vom Steine zu, der bisher auf

fremdem Boden gelebt hatte, den Niemand hier persönlich kannte. Jedermann wußte aber, wie nahe der erlauchte Ortsherr dieser Güter dem höchsten Familienverhältniß des Landes stände, und wie entfernt von jedem Anspruch er sich verhalte, diese Beziehung geltend zu machen. Auch ging ihm der milde Ruf voraus, daß der Graf, seiner Jugend ungeachtet, ein Vater seiner Unterthanen seyn werde. —

Aber eine Weile würde es noch dauern, bis diese günstige Vormeinung sich als wahr erweisen könnte. Vor dem Frühjahr frühestens, wie man wußte, geschähe es nicht, daß Graf Bourg sein schönes Erbe in Besitz nähme. Indessen kam der Winter als ein Barbar, und die Armen dieser holzreichen Gegend, geriethen in Gefahr, die Sonne anzubeten.

Das Schloß Wartenstein in alterthümlicher Pracht erbaut, mit allem Aufwand architektonischer Kunst, und unbestreitbar auf eine Veste gegründet — beherrschte eine freie und heitere Ebene. Der Garten, dicht an der Morgenseite des Schlosses, dehnte sich bis in die geschonten Waldungen aus, welche den breiten dunkeln Hintergrund dieser anmuthigen Landschaft bildeten. Weder dem Zwange der altfranzösischen Gartenschule, noch der genialen Wildheit englischer Anlagen, war dieses weite, grüne Gebiet jemals unterworfen gewesen; keine verkünstelnde Nach-

ahmung hatte der Natur dieser Partien etwas von ihrem Reize und Reichthum benommen. Nur der fleißigen Aufsicht begegnete man überall und der Neigung eines Abgeschiedenen. Der verstorbene Landeshauptmann war ein warmer Freund der Blumen gewesen. Als nun nach seinem Tode die bittere Kälte einbrach, konnte der Gärtner, der dem seligen Herrn am liebsten mit jeder Pflanze ein Denkmal der Treue setzen mögen — trotz all seiner Sorgfalt sie nicht erhalten. Es war, als hätte der Verewigte sich seine Lieblinge nachgeholt, dahin, wo jede Rose schöner blüht, als hier auf dieser harten Erde, obgleich schon hienieden der Himmel athmet, in einem flüchtigen Moment.

Der Vorplatz des Schlosses war ein regelmäßiges Rund, für jetzt weiß bedeckt, mit schimmerndem Schnee, zur Zeit des Sommers mit einem Teppich vom lebendigsten Grün, bunter Blümchen voll, eingefaßt von dunkeln Nußbäumen und wilden Rosen. Dies Gebiet, an dem der Gutsherr sich seine Freude sah, durfte nicht berührt werden. Nur etwa ein Vögelchen wiegte sich auf diesem üppigen Graswuchs, und trank flink sein Tröpflein Thau.

Auf der einen Seite schweifte der Blick über einen schmalen Fluß, der helle Wiesen bewässerte, in das Unabsehliche; auf der entgegengesetzten stand ein ein-

zelnes Gebäude von ansehnlicher Höhe, das nur zur Halbschied eine freie Ansicht darbot; die andere ward durch das Gitter uralter Kastanien beschränkt, unter denen ein steinerner Brunnen rauschte. Und im Prospect lag die kleine Liebstadt vor Augen, so nahe, daß der Herr des Schlosses mit dem Fernrohr seinen Bürgern in die Fenster sehen konnte. Es war ein gewerbsfleißiges Oertchen, dessen betriebsamer Verkehr sich durch eine stets belebte Straße der feierlichen Ruhe von Wartenstein annäherte.

Zwar wuchs Gras auf dem Markte, als haftete ein jüdischer Fluch auf diesen getreuen Nachbarn, und manch kleiner Hühnerhof einer ehrsamen Handwerksfrau ging um das Rathhaus spazieren; dessenungeachtet handelten hier einige Kaufleute mit sichtlichem Segen in ihren Geschäften weit und breit, und höheren Orts fand sich der Anlaß selten, den wohlweisen Rath durch einen Machtspruch zu unterstützen. Eine Seidenfärberei, die in großem Rufe stand, gab dem kleinen Städtchen einen gewissen Glanz, und eine Kostschule, die einst sogar berühmt gewesen, lieh immer noch der Liebstadt einen Namen, der gut angeschrieben war, ein Interesse von Verdienst um den Staat, dem sie tüchtige Männer erzogen hatte.

Noch war das Eis des Winters nicht geschwunden, schüchtern nur wagten die ersten Schneeglöckchen sich

hervor, als ein unglückliches Ereigniß die Ankunft des Grafen Bourg beschleunigte; da er weit später erwartet worden. Der Frevel legte den größten Theil der Liebstadt in Asche. Das Feuer war an mehren Stellen zugleich ausgebrochen, und daher wenig zu retten gewesen. Mehr als die Hälfte der Einwohner war ohne Obdach, ohne irgend ein Mittel des Erwerbs, den Schrecken eines hülflosen Zustandes in der immer noch strengen Jahreszeit preisgegeben. Durch einen Courier erhielt Graf Bourg die Nachricht von dem Elend der Seinen, und traf augenblicklich die nöthigen Anstalten.

In erschöpfender Eile legte er den länderweiten Weg zurück und langte begleitet von seiner Schwester und einem kleinen Gefolge, in aller Stille auf Wartenstein an. Den nächsten Morgen früh, kam eine Deputation von Liebstadt; sehr erschrocken, daß ihre erlauchte Herrschaft so unbeachtet angekommen wäre, und nicht durchaus fähig, die Niedergeschlagenheit der ausgestandenen Angst zu verläugnen. Doch, welch ein schickliches Zeichen der Freude würde ihnen zu Gebot gestanden haben, in dem Falle, daß die Humanität des Grafen es gestattet hätte? die Kirche war ein Schutthaufen, die Glocke eingeschmolzen, der Prediger, ein guter Redner, war in Folge einer heftigen Erkältung vom Schlage gerührt worden. Trau-

rigen Herzens legten sie ihm ihre Ergebenheit zu Füßen, und sagten wie all' ihre Hoffnung auf ihn gerichtet wäre, nächst Gott. Und als nun der, welcher sprach, durch das hohe Fenster auf eine Schaar deutete, heimathloser, verarmter Menschen, die ihnen gefolgt war, und nun von ferne des Trostes harrte, den sie bringen würden — und mit schmerzbewegter Stimme sagte: „dort heißt es: Aller Augen warten auf den Herrn;" — da ging dem Grafen das gütige Herz auf, und seiner Schwester das schöne Auge über. Er versprach zu thun, was nur in seinen Kräften stände, und die Väter dieser guten Stadt, deren Kinder er nicht als Waisen lassen wollte, liebten ihn von Stund' an. Er war ihnen ein Hoffnungsstrahl; wie denn der Stern, der im tiefsten Dunkel aufgeht, stets am tröstlichsten scheint.

Der Magistrat kehrte wie verklärt zu den finstern Trümmern zurück, um das Licht der empfangenen Verheißung darüber zu verbreiten. „Hast du die Gräfin angesehen?" fragte der Eine den Andern auf dem Heimwege. „Als sie die himmlischen Augen zu trocknen, das Taschentuch hervorzog, weiß und fein wie eine Blüthe, und auch so duftig: — da dachte ich, so sieht gewiß der Engel aus, der alle Thränen abwischen wird von unsern Wangen!"

Die neue Einrichtung im Schlosse geschah so geräuschlos, mit so leiser Achtung für das Bestehende, daß Niemand dadurch in seinem bisherigen Gange gestört wurde. Sogar die leblosen Formen, welche, berührt von der verschwundenen Zeit, noch ihren Geist athmeten, blieben in herkömmlicher Ruhe. Der kleine Hofhalt konnte bescheidener sich nicht gestalten, und das Sprüchwort: „neue Herren neue Rechte!" schien hier keine Anwendung zu finden. Wie denn das wahrhaft Vornehme wohl niemals in Aeußerlichkeiten besteht, und der höhere Platz, den edle Seelen durch den Rang der Gesinnung einnehmen, keines Umsturzes alter Verhältnisse bedarf, die der Zufall ihnen gab.

Desto sichtbarer trat die Anwesenheit des neuen Ortsherrn in der gesegnetsten Wirksamkeit hervor, und Graf Bourg entwickelte dabei glänzende Eigenschaften. Die Arbeitsleute der ganzen Umgegend waren in Beschlag genommen, für die Bauten in Liebstadt. Der Graf verfügte dabei zu Gunsten der Einbuße über Summen, die in Erstaunen setzten, und welche den Begriff von dem fürstlichen Reichthum über den er gebieten könne, auf die Spitze stellten. Genug, um ihn zu vergöttern und anzubeten. Nicht nur damals, nein! noch jetzt, in allen Zügen der menschlichen Gesellschaft, wird das goldne

Kalb verehrt. Mit dem lieben Gott, der doch so nahe wäre! dauert es ihnen zu lange; und so halten sie sich in ihrer Bedürftigkeit an das Zeichen: die Armen!

Graf Bourg fuhr an jedem Morgen nach dem Städtchen, um in Person sich eines rührigen Fortgangs zu versichern, und Alles selbst in Augenschein zu nehmen, auf daß das Nothwendige nirgend fehle. Mit sichtlichem Vergnügen blickte er in das rege Gewimmel, und die Frühlingssonne schien mit schönerer Wärme auf die Verwüstungen des Feuers, welche einer neuen Ordnung der Dinge weichen mußten. Diese ward so strebsam gefördert, daß die netten Häuser gleichsam unter den Händen der Bauleute aufwuchsen.

Nur wenn der Sonntag kam, der stille Sonntag! beschlich eine allgemeine Traurigkeit die Einwohner; sogar Diejenigen, welche sich sonst wenig um den Gottesdienst bekümmert hatten. Graf Bourg versprach ihnen einen Geistlichen, der schon von ihm berufen sey, und so lange in dem sogenannten Wittwenhause auf Wartenstein wohnen solle, bis die Kirche und das Pfarrhaus in Liebstadt ausgebaut seyn würden. Einen trefflichen Mann nannte er den Propst van Aelst, dessen ausgezeichnete Gabe der Rede nicht wie eine Stimme in der Wüste hier verhallen werde.

Somit wäre für die Hauptsache gesorgt. Ein schönes Geläut würden sie künftig haben, und wenn der Graf das Silber seiner Tafel zur Glockenspeise einschmelzen lassen müßte. Dies hatte ihm nun vollends alle Herzen geschmolzen.

Der Frühling war noch nicht in seinem vollen Schmuck. Das Grün erquickte noch im ersten Schmelz der Frische, jener Lebenshauch, unter dem das Laub schwellend hervorbricht, und das Herz der Blumen und der Menschen ahnungsvoll schwillt, schauerte um jedes Gräschen. Denn ist das menschliche Herz mehr als eine Knospe? „nur ist die Welt ein Garten in Norden, wo wenig reif wird.“

Schüchtern wagte der bunte Crocus sich wie in Unschuld hervor, und das Veilchen hauchte so sanft im Stillen, als wolle es sich außerhalb seiner lieblichkleinen Sphäre in nichts mischen. Der Pfirsich erschien wie eine zarte Morgenröthe: denn noch war der Blüthentag der Jahreszeit nicht angebrochen. Aber schon kamen die geheimsten Gedanken der Natur zum Vorschein, und die Sterne am Firmament flimmerten frühlingskräftig, als sey ihr himmlischer Garten nun auch im Werden.

Das Wittwenhaus, von dem der Graf gesprochen, war eben das vereinzelt stehende Gebäude, dessen bereits erwähnt worden. Wahrscheinlich hatte vor

geraumer Zeit eine adelige Wittfrau sich aus Familienrücksichten hier isolirt, und der Name war seitdem dem Hause verblieben. Das Wappen war, wie über dem Portal des Schlosses, so auch hier, über dem Eingang angebracht; im dunkeln Felde ein kleiner Wartthurm, über dem die Gestirne standen; ein geharnischter Ritter erreicht mit seiner Lanze einen Stern — vielleicht zum Sinnbild, daß der echte Muth vom Himmel stamme. Doch der Stern derer von Wartenstein — wir wissen es — war untergegangen, und von dem Hause, an dem wir betrachtend stehen, hätte es heißen können: „durch diese festverschlossnen Thüren soll Niemand als ein Weiser gehn!"

Seit langen Jahren wohnte hier in gänzlicher Zurückgezogenheit von der Welt eine einzelne Frau, die man mit dem Namen: Frau Simonis bezeichnete, fast ohne sie zu kennen. Man zählte sie zu den Stillen im Lande, oder vielmehr, man rechnete sie unter die Zahl der Lebendigen gar nicht mehr. Die Menschen vergessen so bald, daß schon ein abgeschiedenes Dasein ihnen keines ist. Frau Simonis schien jedem Anspruch an Theilnahme entfremdet, und kein dringenderes Bedürfniß zu haben, als ungestört in dieser tiefen Stille belassen zu werden. An warmen

Sommerabenden sah man sie zuweilen am Brunnen sitzen, dessen köstliches Wasser wie Krystall floß.

Gewiß war dieses Plätzchen die Poesie des Ortes; neben der kleinen, klaren Rinne strömten Gedanken aus, die zu dem Ursprung der gläubigen Gefühle zurück leiteten, welche hier geweckt wurden. Die Umfassung des Brunnens wies sich uralt, und dem grauen Erz waren Scenen biblischer Geschichte eingegraben; diese rohe Sculptur, an mancher Stelle schon versehrt, konnte dennoch eines rührenden Eindrucks nimmer verfehlen. Rebecca, Bethuels Tochter, wie sie dem fremden Mann zu trinken giebt, und neben ihr die gelagerten Camele, auf deren Höckern weisliches Moos wuchs, die Wittwe von Zarpa, deren Oelkrug längst zerbrochen war — Moses, der mit seinem Stabe an den Felsen schlägt: ach! auch diese wunderthätige Hand war verstümmelt — und Jesus in der Nähe von Sichem, auf dem Rande des Brunnens sitzend, wo er der Samariterin den Durst des Wissens löscht: — war auf den vier Seiten anschaulich. Ein patriarchalischer Hauch schauerte in dieser Kühle, und, einsam wie das Alter, athmete hier die Ruhe der Vergangenheit. Aus Furcht, dieser geheiligte Brunnen, der nur noch einen schwachen Wasserstrahl zuließ, könnte versiegen, war der Befehl erlassen worden, nicht davon zu schöpfen, ein

Verbot, von dem nur Frau Simonis ausgenommen ward. Vielleicht verdankte die schwächliche Frau diesem stärkenden Quell die Erhaltung ihrer Gesundheit, und eine Nahrung für ihren Geist durch den Einfluß frommer Betrachtungen.

Aber jetzt sollte es anders werden. Der Propst van Aelst mit Frau und Kind wurde erwartet, und die ledige Wohnung für ihn in Stand gesetzt. Frau Simonis, aufgestört durch diese Unruhe, ehe die Familie des Geistlichen gekommen war, fürchtete, daß ihres Bleibens hier nun länger nicht mehr seyn werde; doch wollte sie die künftige Hausgenossenschaft zuvor kennen lernen.

Diese Bekanntschaft erfolgte nunmehr. Die schwere Reisekutsche, der das Gepäck vorausgegangen war, hielt zu bestimmter Zeit, und der Propst, ein Mann von kräftiger Statur, in seinen besten Jahren, wie man mit zweifelhafter Zustimmung zu sagen pflegt, stieg aus. Er stutzte, da er den Schauplatz betrat, in welchem die Scene seines Lebens und Wirkens sich verändert zeigte. So hatte er sich den Anblick des Schlosses nicht gedacht. Ein leises Gefühl von Abhängigkeit beschlich ihn; doch wer ein rechter Mann ist, der empfindet, wie seine Selbständigkeit überall auf eigenem Grund und Boden stehe.

Darauf blickte er zu der kleinen Liebstadt hinab,

die verworren da lag, wie ein Häufchen Unglück. Neben dem schwärzlichen Schutt lag blankes Bauholz, in langen, lichten Massen, waren Ziegeln aufgethürmt, deren brennendes Roth in die milden Färbungen der Frühlingslandschaft hinein leuchtete, und der gelöschte Kalk dampfte in der Abendsonne. Das Herz brannte in dem Propst. Er wollte der Gemeine, die dort unter dem Gerüst lebte, den Himmel bauen helfen. Er hielt sich für ein auserwähltes Rüstzeug Gottes zu diesem erhabenen Endzweck — nicht Alle, die da geistlich seyn wollen, erzeigen sich selbst diese apostolische Ehre. Der Gedanke seiner ersten Predigt quoll in seiner Seele auf — und wundersam strömte eine Freudigkeit davon über sein ganzes Wesen aus, die dem Propst zu diesem Schritte bisher gemangelt hatte. Daß dies geschah: es war nur ein Moment! unsere innere Welt steht ja unter keinem Gesetze der Zeit.

Die Frau des Propstes folgte, wenn auch etwas schwerfällig, ihrem Manne auf dem Fuße; ihre Gestalt war von mittler Größe, doch für weibliche Formen ungleich zu stark. Die ausgefüllten Züge des runden und vollen Gesichts konnten jedoch ihre angeborne Freiheit nicht verläugnen, und etwas Zarteres als diese Haut zum Wegblasen gab es schwerlich. Nicht vom gesundesten Anschein war ihre Farbe,

ob auch jetzt etwas erhöht. An ihrem lichten Staubmantel haftete kein Stäubchen. Die Dame van Aelst wagte keinen Blick um sich. Sie bedeckte sogar mit der Hand die Augen, und ging langsam dem Hause zu.

Desto flüchtiger war ihre Tochter Helene vom Wagen. Wir wünschten nichts, als daß wir sie hinhauchen könnten auf das Papier, wie sie uns vorschwebt. Ein schönes, junges Mädchen in aller Frische unverkümmerter Jugend liefert ein zu allgemeines Bild, als daß wir uns damit begnügen könnten; und immer ist es die Seele, welche jenen unnachahmlichen Reiz ertheilt, der besser empfunden, als geschildert wird. Unsere Helene mag sich selbst malen. Wir liefern hiernächst nur einige schwache Umrisse. Kaum hatte Helene ihr Füßchen vom Tritt des Wagens gehoben: so stand sie wie eingewurzelt, tiefathmend, als wolle sie die Kraft erschöpfen, den Rahmen ihrer künftigen Verhältnisse in sich aufzunehmen. Der weiche, elastische Wuchs dieses schlanken, jungfräulichen Körpers, beugte sich vorwärts, und ihre Augen, deren klares Dunkelblau wie ein Born der Sehnsucht, nur in ein stilles Gemüth schauen ließen, blickten mit unbewußtem Verlangen um sich her. Noch war eine träumerische Ruhe in den sanften, kindlichen Mienen, noch schlief ein klei-

ner Engel in dem Grübchen am Kinn; aber ein leises Lächeln auf ihren Lippen, ein halbentzückter Zug um ihren Mund verrieth, wie bald diese Rose sich öffnen — wie schön ihr Herz erwachen werde. Helenens Blick strahlte vor Freude, die durchsichtig weiße Stirn spiegelte im reinsten Glanz der Anschauung jede unbestimmbare Hoffnung zurück, vielleicht war der reizende Schatten, den die gebogenen Wimpern auf ihre blühende Wange warfen, der einzige, der ihre bisherigen Ansichten versinstert hatte.

Frau Simonis stand an der Schwelle des Hauses, und empfing die Ankommenden. Mit leichtem Beben in der Stimme sagte sie: wie ihr der Auftrag von Sr. Erlaucht geworden sey, den Herrn Propst nebst den Seinen an Ort und Stelle zu bewillkommnen, ihnen die Zimmer ihrer Wohnung anzuweisen, und zu vernehmen, was ihren Wünschen hier oder da etwa noch fehlen möge? — Dabei schwebte und schwand Frau Simonis in ihrem weißen Anzug, der neben dem bauschigen Umfang der Dame van Aelst um Eins so schmal und schmiegsam erschien, so sacht, so unkörperlich vor ihnen her, wie wenn der Schutzgeist des Hauses, der ihnen die Stätte bereitet hätte, sie ihnen zeigen, und dann verschwinden würde.

„Unsere Wünsche?" antwortete der Propst mit einer gewissen Scheu der Achtung vor der Per-

sönlichkeit dieser Frau. „Madame! ein Mann von Erfahrung nimmt sich vor nichts so sehr in Acht, als vor seinem eigenen Wunsch; ich aber hoffe, daß wir uns hier heimisch fühlen werden. Das Haus ist geräumig, hell — und Licht ist die Hauptsache."

Der Frau Pröpstinn schien des Lichtes zu viel. Alle Fenster standen offen, weil die Zimmer seit mehren Tagen gelüftet worden waren. Sie klagte über Augenschwäche, an der sie leide, und welche durch die blendende Sonne und den Staub der Reise schlimmer geworden sey.

„Nehmen Sie doch," sprach Frau Simonis theilnehmend: „von dem Wasser, welches die Weinrebe austropft. Nichts ist stärkender."

Bei diesen Worten bog Frau Simonis einen Zweig herein — (es war im Erdgeschoß, und dieses auf der Sonnenseite mit einem Spalier umzogen) bestrich das nasse Auge des Weinstocks, und reichte einen vollen, wankenden Tropfen auf ihrer Fingerspitze dar.

„Wie gut ist's, daß er noch fließt!" sagte sie gutmüthig, „und ich will sogleich ein kleines Fläschchen anbinden. Wenn doch alle Thränen so bald versiegten! manches Wittwenhaus wird anhaltender benetzt." Dies letztere sagte Frau Simonis mit einem schmerzlichen, doch schwachen Lächeln.

„Ich danke Ihnen!“ sagte die Dame van Aelst bewegten Tones, und ungeachtet ihrer Augenschwäche entstürzten ihr Thränen, welche mindestens für ein starkes und tiefes Gefühl zeugten. Der Propst sah es betroffen. „Welche Anwandelung, Sophie? was ist Dir, meine liebe Frau?“

Aber schon trocknete sie das warmüberflossene Gesicht, und sprach: „vergieb mir! es ist vorüber. Du bist bestürzt — gewiß, es war nur eine kleine Schwäche; ein überwältigender Augenblick. Du weißt, ich komme sonst so leicht nicht außer Fassung; diesmal warf der Gedanke mich um, daß ich im Wittwenhause wohnen werde — — Du verstehst mich wohl. Nun der Tropfen, die erste Gabe, die ich hier empfing — das Herz war mir zum Ueberfließen voll.“

Mit dem Lächeln eines starken Geistes erwiederte der Propst, indem er seiner Frau die feuchte Wange streichelte: „Weiber! die Ihr Alle seyd! reizbar, von einem Tröpflein zum Weinen gebracht; es beweis't mir jedoch die Fülle Deiner Liebe. Du bist angegriffen von der ungewohnten Reise, und dem Wechsel der Verhältnisse, welcher unter allen Umständen etwas Erschütterndes hat. Beruhige Dich, Sophie! das Leben liegt weder an dieser Mauer, noch an jenem Namen: sondern nur in Gottes Hand. Du

wirſt es ſehr gut und bequem hier haben. Wählſt Du das hintere Zimmer mit dem hübſchen blaſſen Theegrün für Dich, ſo arbeiteſt Du unter dem Schirm der Bäume, und jeder Blick iſt Balſam. Du biſt nicht ſo im Anlauf, und wirſt weniger geſtört. Ich behalte dies! es iſt nach meinem Wunſch und Bedarf. Helene mag ſelbſt zuſehen."

Frau Simonis war nicht mehr Zeuge dieſer Scene geweſen. Als ſie jene Thränen rollen ſah, entfernte ſie ſich, und hing, ihr Wort zu erfüllen, mit einem Seidenfaden ein feines Gläschen an die träufelnde Rebe, andere aufzufangen.

Helene entſchied für ein kleineres Zimmer, vor deſſen Fenſtern der Brunnen ſtand. Der Propſt wendete ein: es werde ebendeswegen feucht ſeyn; aber die Tapeten wieſen ſich ohne Spuren davon. „Sieh nur, Väterchen!" ſagte Helene: „hier habe ich den Herrn Chriſtum vor Augen — und im Herzen: das ſoll man ja doch? wenn ich das Auge aufſchlage, bade ich es in dieſem klaren Strahl — und hier iſt ein prächtiger Platz für meinen Flügel. Sogar dieſe Niſche ſtimmt mit meinem Geſchmack überein. Und wie dicht werden die Schatten dieſer ehrwürdigen Bäume Deine Tochter beſchützen!"

„Nun meinethalben!" antwortete der Propſt, ohne

sich auf Weiteres einzulassen; „ich finde nur, Du hast wenig Aussicht, mein Kind! ich liebe das nicht."

Helene lächelte sehr lieblich und sprach: „verstohlen könnte ich nach dem Schlosse blicken, wenn ich wollte. Mit einem Sprunge bin ich bei Dir, Vater! bin im Bereich der Haushaltung; hier, Frau Simonis ist meine Wandnachbarin, und wir können einander klopfen."

Das Herz, das stille, alte Herz der Frau Simonis klopfte dem jungen Mädchen schon jetzt; es war hörbar, als sie sagte: „Sie sind sehr freundlich, liebes Fräulein! aber ich weiß ja noch nicht, ob Ihre werthen Eltern den Gelaß, den ich inne habe, nicht vielleicht noch brauchen könnten? in diesem Falle —" „Da sey Gott für!" unterbrach der Propst schon im Abgehen diese Rede, „daß ich Jemand vertreiben sollte, zumal wenn ich mir sagen müßte: und es war eine Wittwe! ich bitte vielmehr um Ihre Freundschaft für mich und die Meinigen. Bei unserm Innenleben wäre es von entschiedenem Werth und Belang, wenn wir einen wohlwollenden Umgang im Hause hätten."

Frau Simonis lächelte kaum merklich, da sie stumm sich neigte, gegen den Propst. Seit langen, langen Jahren war ihr einziger Umgang ihr eigenes, wohlwollendes Herz! die Freundschaft wird nicht auf

Worte erbaut. Wenn es überall für ein gutes Zeichen gilt, daß Etwas sich wie von selbst mache: so dürfen wir es als verhängnißvoll ansehen, wo das Einfachste mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Im ersten Falle ist es, als ob gute Geister für uns thätig wären; da wird uns heimlich! Was uns gefällt, geschieht ohn' all unser Zuthun. Alles kommt und geht, wie wir es wünschen. Das Gegentheil ist ängstend. Ein Dämon webt geschäftig; obgleich Thür und Herz uns scheinbar offen stehen: wir können weder hinaus, noch hinein. Wohin wir uns auch wenden, empfinden wir hemmende Fäden, und fallen in ein unsichtbares Netz. Es giebt aber nirgend einen Zufall.

Jene unerklärbare Gunst schien die fremde Familie unter diesem Dache heimathlich aufgenommen zu haben. Wie schwer Helenens Mutter sich Manches auch machte: so leicht ging hier Alles von Statten; jedes Möbelstück paßte so genau, für Alles fand sich die geeignete Stelle, daß schon in den nächsten Tagen die häusliche Ordnung eingerichtet war. Nur daß die Neuheit einer Lage, mit all ihrem verhüllten Reiz, für erkenntliche Seelen, für ein treues Gemüth das traute Gefühl der Gewohnheit sobald nicht ersetzen kann.

Bei dem Antrittsbesuch des Propstes im Schlosse—

(er ging vorerſt allein) freute Graf Bourg ſich unendlich, einen Mann, den er ſo hoch ſchätzte, und für deſſen äußeres Glück er ſich verantwortlich gemacht hatte, ſo äußerſt zufrieden zu ſehen.

„Ich finde wenig Unterſchied," verſicherte der Propſt: „mir iſt wie längſt zu Hauſe. Das Gefühl der Fremdheit iſt beinahe nirgend vorherrſchend in mir geweſen. Das kommt daher: Omnia mea mecum porto. Da ſind die Frauen — Vergebung, gnädigſte Gräfin!" der Propſt verbeugte ſich tief gegen Leonide, die Zwillingsſchweſter des Grafen, welche während dieſer Unterredung zugegen war, — „das hängt ſich an jede Wand, an jede Mauer, wie die Schwalbe an das Neſt. Dann blutet das Herz ohne Noth."

Graf Bourg hatte einen Freund bei ſich, von Eckardy, mit Namen. Die innigſte Sympathie der Freundſchaft ſchien zwiſchen ihnen zu herrſchen, das vollkommenſte Gleichverhältniß gegenſeitiger Zuneigung. Der Werth, den der Graf auf die Gediegenheit dieſes Freundes legte, war überwiegender Art; doch jede warme Freundſchaft überſchätzt! —

Dieſer junge Mann, vielleicht um einige Jahre älter als Graf Bourg, und alſo angehend die Dreißig, gefiel dem Propſt ausnehmend. Er fand ſich von ihm angeſprochen und verſtanden; keine Hofluft ver-

dünstete das Gespräch von ein paar Tropfen Zeit; wissenschaftlicher Geist wehte hier, der die tiefsten Interessen aufregte; eine Stunde verflog, und neu belebt und ganz begeistert kam der Propst nach Hause. Dieser Schatz von Kenntnissen, von innerm Reichthum, welchen er sich anzueignen hoffte, — denn es ist das göttliche Vorrecht der Wissenschaft wie der Liebe, daß beide durch den Antheil gewinnen, den man an ihnen nimmt, — war nicht der einzige, der ihn in Erstaunen setzte, und seine Zufriedenheit vermehrte.

Der Propst hielt es für schicklich, Frau Simonis auf einen Augenblick zu besuchen. Sie wohnte, wie schon gesagt, am Ende des Flurs. Ein winziges Gärtchen, eigens für sie umzirkt, lag unter ihren Fenstern. Der junge Anwuchs naher Bäume, wie eintönig auch dem Blick in seinem aufquellenden Laube, malte jetzt schon, bevor es dunkler würde, ein leises Schattenspiel in das Zimmer, dessen einsame Bewohnerinn eine Wand voll Zeitvertreib hatte, dem die sanfte Melancholie jener Umgebung völlig angemessen schien. Ein Schreibtisch, offenbar sehr benutzt, ein breiter Bücherschrank daneben.

„Darf ich?" fragte lächelnd der Propst, und raffte den Vorhang hinweg. Das erste Buch was er ergriff, welches war es? kein geringeres als Phädon! und sichtlich viel gelesen. Den ganzen Plato fand

er hier, Schriften von Moſes Mendelsſohn, Schleiermacher und Novalis; aus engliſchen Dichtern und Philoſophen waren einzelne Meiſterwerke ausgehoben, eben ſo war unter den deutſchen Claſſikern erſten Ranges, noch eine Lieblingswahl getroffen. Von den Franzoſen nur Fenelon und Frau von Stael. Der tiefſinnigſte Ernſt ſchien hier Bibliothekar zu ſeyn, und von Youngs Nachtgedanken, bis zur Nachtſeite der Natur gab es keine Lücke. Dieſe Unſterblichen athmeten hier in der beſcheidenſten Stille, und zeugten für den durchgebildeten Geiſt einer Frau, die ſich im höchſten Grade anſpruchlos wies.

„Wahrlich! Madame," ſagte der Probſt, nachdem er ſich von ſeinem Staunen erholt hatte, „jetzt begreife ich nun wohl, warum Sie hier Niemandes bedürfen, als Sich ſelbſt. Ihr Geſchmack erfüllt mich mit der höchſten Achtung, wenn er mich auch — ich mag es Ihnen nicht läugnen — gewißermaßen betrübt. Hier iſt viel Nahrung für ein trauriges Gemüth. Auch ſollte eine Frau Ihrer Art, das gottverliehene Pfund nicht ſo vergraben. Die Weisheit iſt eine Gottesgabe, und ſollte deshalb mitgetheilt werden."

Mit einem ganz eigenen Lächeln erwiederte Frau Simonis: „der Wucher des Geiſtes iſt für mein armes Geſchlecht der gefährlichſte; und eine Frau

kann, was sie weiß, nicht genugsam in sich verschließen. Diese meine todten Freunde — sind mir treu! Sie haben mich das Leben ertragen gelehrt, und in ihrer Nähe ist mir friedsam zu Muthe geworden." Es bebte die Stimme, welche dieses sprach und deutete auf begrabene Liebe und erschütterte Ruhe; sogleich sagte ein zartes Gefühl des Mitleids dem Propst, daß er hier sacht umgehen müsse.

„Im Grunde haben Sie recht," entgegnete er: „es genügt schon, daß eine Frau lebt, lebt! sage ich, die sich also zu bescheiden weiß. Man geräth in Zweifel darüber unter den Puppen unserer Damen, die Alles auslegen, was sie wissen. Welchen Wortkram bringen sie zu Markte! welchen Unsinn! man erschrickt. Jüngst hörte ich eine junge Frau mit der geläufigsten Zunge über die Zulässigkeit der Todesstrafen reden! ein Thema, an dem die scharfsinnigsten Denker sich versucht haben! aber diese Dämchen verzagen an nichts. Salomo's Urtheil ist ihnen Kinderei. Wo sie einen großen Geist in die Mache bekommen, da lobhudeln sie ihn wie einen Hansemann."

„Sie sprechen für meine Behauptung," antwortete Frau Simonis, „die Männer haben einen natürlichen Widerwillen gegen Alles, was nicht echt weiblich, oder mütterlich schätzbar ist. Schläft irgend ein Werth in eines Weibes Busen: so ist er gleich der

Perle, die sich tief verborgen hält, um nicht der schnöden Eitelkeit zu dienen. Nur wenn das Herz bricht, dann — dann —"

„Brechen auch wir ab, Verehrteste!" sagte der Propst, indem er die Hand der Frau Simonis ergriff und herzlich drückte. Nochmals empfahl er ihr seine Frau und Tochter. Es beweist für eine feine Kenntniß, daß der Propst den Seinen die Gelehrsamkeit der Frau Simonis und den Inhalt ihres Gesprächs verschwieg.

Wenn wir annehmen, daß das Studium der Menschenkenntniß ein nie abgeschlossenes ist, daß es keinen Charakter giebt, der durchaus zu berechnen wäre: so darf es uns nicht wundern, wenn wir in dem Probst van Aelst einen Mann finden, der öfters im Widerspruch mit sich selbst erscheint. Bei einer gewissen Störrigkeit der Grundsätze, ermangelte er doch der Consequenz zu ihrer Anwendung, und war für eine schlaue Absicht leicht zu behandeln. Vertieft in seine Bücher, in seine abstracten Beschäftigungen, kümmerte er sich wenig um das äußere Leben, hegte aber den stärksten Abscheu vor dem Gedanken, nicht Herr in seinem Hause zu seyn. So schärfte er die einmal gegebenen Gesetze, und donnerte dann und wann von seinem häuslichen Sinai herab, um in Gehorsam und Furcht vor seinem Willen zu erhalten. Das weichste

Herz, die zarteste Gutmüthigkeit verbarg er in einer Rauhigkeit, die man häufig mißkannte, und ein Aufbrausen, wobei sein ganzer Körper moussirte, war öfters die Folge von dem kleinlichsten Grunde. Milde und Ruhe aber sind die gewissesten Zeichen einer begründeten Ueberzeugung und, wie wir glauben, das höchste Mittel jeder Macht. Während der Dauer seiner geistlichen Laufbahn verfolgte ein Unglück beharrlich den Propst; zweimal bereits hatten collegialische Mißverhältnisse ihn aus seinem Wirkungskreise vertrieben. Vielleicht lag dies theilweise an seiner eigenen Inconsequenz, und daß er mehr gelehrt, als praktisch war. Dieser Uebelstand, den der Propst stets in seiner Stellung suchte, da er sich doch nur in ihm selbst begründet fand: hatte ihm jedoch sein Amt wie seinen Wohnort allmählich verleidet. Schon war er halb und halb entschlossen, das Consistorium anzugehen, daß es ihn entlasse, als Graf Bourg vom Steine, — dessen Mutter seine wohlwollende Gönnerinn gewesen, und einst ihren Gewissensrath in ihm geehrt hatte — den Antrag an ihn erließ, Hofprediger in Wartenstein zu werden. — Der Propst sah einen Wink des Himmels darin, und willigte mit tausend Freuden ein.

Seine Frau, eine geborne Niederländerin, verdankte ihren Namen und manche Maxime ihrer Erziehung

einer großen Verehrung ihrer Mutter für Sophie von Laroche. Sie hatte ihrem Manne ein bedeutendes Vermögen zugebracht, welches seinen geistigen Vorzügen doch einiges Gegengewicht gab. Von ihr könnte man sagen: sie regierte durch Schweigen. Frau van Aelst gab gewiß kein unnützes Wort aus; deshalb war, was sie sprach, immer der Ausdruck eines gesammelten Geistes, und von Gewicht. An ihrem unerschütterlichen Gleichmuth zerschellte der Verdruß ihres Mannes, und zersauste gleich dem stürmenden Winde in sich selbst. Man denke hiebei nicht an Indolenz; es war nur Bedachtsamkeit, durch natürliches Phlegma unterstützt. Diese Frau war einer feinen Denkart und der zartesten Empfindung fähig. Sie liebte ihre Tochter zärtlich, war dem Gefühl für ihren Mann und ihre Pflicht unverbrüchlich treu, und hing auf das Innigste an einer Schwester, die in Lyon, und zwar unglücklich verheirathet war. — Den Haushalt führte sie durch Ueberlieferung, und nur ein außerordentlicher Fall veranlaßte sie, persönlich einzuschreiten.

Die subtilsten Arbeiten, von denen der Propst sagte, daß sie ihm Nervenkrampf erregten, nahmen größtentheils ihre Zeit hin. Ihre Hände, kleine weiße volle Polster, wie mit dem weichsten Flaum gefüllt, bewegten sich dabei sehr langsam, so daß es

schwer war, zu unterscheiden, ob Frau van Aelst mehr bequem als mühsam sey? Jedenfalls mußte ihr die gelassenste Ausdauer zuerkannt werden: eine Eigenschaft, welche den Erfolg versichert. Ihre größte Stärke, die sie jedoch nur äußerst selten anwandte, bestand im Briefschreiben. Wer Helenens Mutter von ihrem eingedrückten Armstuhle sich erheben, und an den Schreibtisch gehen sah, konnte auf etwas Wichtiges schließen. Mit der Feder führte sie das Königsscepter ihrer Gedanken. Sogar das Gesinde hatte diese hohe Meinung angenommen. „Die Frau schreibt!" dies war das Signal zu einer allgemeinen und erwartungsvollen Stille im Hause. Der Propst hatte sich zuerst in einen Brief seiner Frau verliebt, dann in sie selbst. Er hatte nie aufgehört, die magische Gewalt ihrer Schriftzüge zu fürchten. Da bei der ungestümen Hitze ihres Mannes jede Erörterung mit ihm, die über irgend einen aufregenden Gegenstand, der in Ruhe besprochen werden mußte, schwer, wenn überhaupt möglich war: so hatte Frau van Aelst es beibehalten, sich brieflich mit ihrem Manne zu verständigen, als den sichersten Weg des Uebereinkommens, als ihre einzige Zuflucht, und ein nie fehlschlagendes Mittel. Der Propst hatte daher einen Abscheu vor weiblichen Briefen, und es war eines jener Gesetze, die er als

unumstößlich gab, daß seine Tochter niemals correspondiren dürfe. Die Mutter wußte es, und schwieg — schwieg lächelnd dazu. Helene war damals noch zu jung, um den ganzen Umfang dieses folgenschweren Interdicts einzusehen; dessenungeachtet sah sie in die Ferne. „Wenn ich nun aber einmal einen Freund habe, von dem ich getrennt bin?" fragte sie unter einem ängstlichen Erröthen. „Dann machst Du Dich üben an ihn zu denken! Ihr denkt ohnedies zu wenig!" antwortete der Vater mit der beharrlichsten Strenge. Helene hätte am liebsten geweint, obgleich sie zur Zeit noch kein Tröpfchen Tinte nöthig hatte. Beruhige Dich, Helene! die Liebe schreibt mit Thränen in die Luft, und der Liebende versteht diese Briefe zu lesen. Die Liebe ist der Telegraph, dessen Zeichen in den fernsten Welten verstanden werden!

Schwerlich ahnete der Propst, welch einen Schutz er mit diesem Verbot dem Glück seiner Tochter gäbe, und wie bald es seine Anwendung finden werde.

Der Propst hatte einen Freund, den er von Jugend an, mit aufopfernder Treue liebte. Vielleicht war diese Freundschaft das stärkste Gefühl seines Lebens. Dieser Freund hies Maarbonn, und war philologischer Professor, ein trefflicher Mann! nur

leider sehr kränklich. Eine nördliche Universität, wo er anhaltend docirte, hatte seine Lungen geschwächt, und den Keim einer Brustkrankheit in ihm entwickelt. Jene wunderbare Einrichtung, nach welcher die Schwindsucht ihre Opfer täuscht: so daß noch Niemand der an Hektik litt, sich ernstlich in Gefahr geglaubt hätte, bewies sich auch an diesem einsichtsvollen Manne. Trotz seinem kurzen Husten und dem noch kürzerem Athem zweifelte der Professor nicht an der Verlängerung seines Lebens bis an ein spätes Ziel. Seine Frau, in der er die Wittwe seines Bruders geheirathet, hatte dagegen eine unverwüstliche Suade. Die Zufriedenheit dieser Ehe beruhete auf Resignation, wozu es dem edlen Maarbonn an Kraft nicht fehlte. Nur ein Verhältniß duldete nicht, daß er sich leidsam verhielte, und so gab es mitunter Aufregungen, die seiner hinfälligen Gesundheit schädlich waren. — Der Professor hatte früher leidenschaftlich den Wunsch nach Kindern genährt, und ein Ideal der Erziehung in seiner warmen Seele getragen. Wenn es Gott gefallen hätte, diese reine Idee zu verwirklichen, für die er schwärmte: Maarbonn wäre der glückseligste aller Menschen gewesen. Allein — diese Ehe blieb kinderlos. Nur aus ihrer ersten Verheirathung hatte seine Frau ihm einen Sohn zugebracht, den er wie ein leiblicher Vater erzog, und

später als ein brüderlicher Freund mit ihm umging, der ihn nur leitet, weil er Erfahrung voraus hat.

Aber nur das Wesen der Mütter beantwortet die Frage: wes Geistes Kind ihr Sohn sey? und Felix war in jedem Sinne ein Muttersöhnchen. Die frühreife Philosophie des Jünglings wollte die milde Weisheit seines zweiten Vaters überbieten. Anmaßungen machen überall verhaßt, doch nirgend mehr als in den Jahren der Jugend, und da, wo sie einen mißfälligen Charakter fortsetzen. Die Professorin war durchaus nicht beliebt. Sie vernachlässigte ihr Geschlecht und seine stillen Pflichten, hielt sich für superklug und zu den Männern, und hätte gern ihre geschonten Hände in alle Welthändel gemischt. Die schlaue und selbstsüchtige Politik dieser Frau erstrekte sich über die häuslichen Grenzen, und es war eine bekannte Sache, daß sie Diejenigen beherrschte, welche so unvorsichtig waren, ihr einiges Terrain einzuräumen. Ihr eigener Sohn war ihr Despot. Sein hochfahrender Dünkel stieß jede bessere Meinung vor den Kopf, die um des leutseligen Vaters willen, ihn schonen mögen. Er lief an, ohne aufmerksam zu werden, indem er mit Todesverachtung auf dem schnurgraden Pfade zur Unsterblichkeit fortzuschreiten wähnte.

Maarbonn machte sich in's Geheim bittere Vor-

würfe, allzugelinde gewesen zu seyn, und die Klippe der Nachsicht, eine Scylla der Stiefeltern, nicht besonnener umschifft zu haben. Er sah sich endlich genöthiget, den Liebling seiner Frau durch einen Machtspruch zu entfernen, und hoffte, die Größe weit anderer Gelehrten werde den eitlen jungen Menschen seine Winzigkeit erkennen lassen, und ihre Rüsichtslosigkeit ihn lehren, bescheiden zu seyn.

Nach einem edlen System, nach welchem der Professor nie eine Klage in der Ehe für zulässig hielt, auch nicht gegen seinen vertrautesten Freund — hatte er stets das tiefste Schweigen beobachtet, über den Kummer, den Felix ihm verursachte.

Noch einen andern Druck, der ihm heimlich manchen Seufzer abpreßte, verschwieg er. Maarbonn hatte Schulden. Seine Gattinn war keine Hausfrau; ein Hauptzug im Charakter ihres Mannes war der Athemzug der Uneigennützigkeit — und Felix brauchte viel: genug also, um ein mäßiges Einkommen nicht zulänglich zu finden. Es mußten daher Jahr aus Jahr ein Summen aufgenommen werden, die sich nie ganz wieder abtragen ließen. Dies durfte nun vor allen Andern der Propst nicht wissen: denn theilnehmend und hülfreich wie er war, würde er solcher Belastung vorbeugen oder abhelfen wollen; wenn diesem Beistand von Freundeshand das Zartgefühl des edlen

Maarbonn nicht widerstanden hätte. — Aber es entstand ein Plan, der, den Interessenten unbewußt, von der Freundschaft entworfen schien, ihre Mittel zu übertragen.

Mehrere Jahre hindurch hatten beide Familien an einem Orte gelebt, bis der Professor vortheilhaft versetzt wurde, und somit seinem anhänglichen Freunde das Einzige entzogen, was ihn unter den schon erwähnten, abstoßenden Verhältnissen gehalten hatte. Maarbonn wirkte auf den Propst sehr günstig ein, und nur durch die Ueberlegenheit eines stets gelassenen Geistes. Von Seiten der Frauen war dieser Umgang ziemlich einseitig, indem Helenens Mutter sich gegen die zudringliche Hausfreundschaft der Professorinn nur leidsam verhielt, und ihre täglichen Besuche äußerst selten erwiederte. Die Letztere wußte den Propst sehr gut aufzufassen und zu behandeln; die Gemächlichkeit seiner Frau gönnte ihr Raum, den kein engherziges Gefühl in ihr bestritt, und bald durfte Niemand mehr fragen: Wer regiert denn?

Helene, welche Maarbonn mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit liebte, war damals noch ein Kind. Seine Frau wußte in dem Propst sehr geschickt die Idee zu erregen: wie es ihres Mannes innigster Wunsch sey, daß ihr Sohn und seine Tochter ein Paar würden. Maarbonn werde aber diesen Wunsch streng

verschweigen, weil er das Geld verachte, und Helene eine reiche Erbinn sey. In jeder Lüge ist etwas von Wahrheit. Was seines Freundes Frau ihm gesagt, regte den ganzen Stolz der Freundschaft, wie der Großmuth in dem Propst an. Und als einst Maarbonn in einer trüben Stunde, deren er jetzt viele hatte, erheitert durch den kindlichen Frohsinn Helenens, ihr liebkosend sagte: „Du bist nur darum nicht meine Tochter, daß Du glücklicher wärest —" wobei er an die Mutter dachte — fühlte der Propst sich von aufwallender Rührung hingerissen, und antwortete: „meinem Wunsch und Willen nach, soll sie es werden!"

Jener sagte nichts, nur ein verneinendes Lächeln zuckte flüchtig um seinen Mund. „Wie, Maarbonn, Du schweigst mir?" fragte der Propst schnell gekränkt: „wäre es möglich, daß etwas in Deiner Seele unserer Vereinigung auch in unsern Kindern widerstände?"

Maarbonn sah ihn an, mit einem bedeutsamen, kummervollen Blicke, als wolle er sagen: „wie Viel mein Freund!" Er sprach: „Freiheit, die doch mit der Liebe Eines ist, sollte unberührbar seyn, und wo es sich um das heiligste Menschenrecht handelt, da erscheint mir jede Vorausbestimmung solcher Art

wie ein Sclavenmarkt. Schon des Schicksals Zwang ist bitter —"

„Es wäre mir eine sanfte Hand an das Grab, wenn Helene einst Deinen Namen führte —" entgegnete der Propst besänftiget, und reichte mit jener Innigkeit, der so schwer zu widerstehen ist, seinem Freunde die Hand. Maarbonn drückte diese Hand ungewöhnlich heftig, und was er noch sagen mögen, in seine schwache Brust zurück.

Es lag ganz in der Natur des Propstes, daß er von einem Gedanken um so weniger abwich, jemehr Andere sich weigerten, darauf einzugehen. Eine Ahnung sagte ihm, wie dies in Hinsicht auf seinen liebsten Plan bei seiner Frau der Fall seyn könnte — und so konnte er nicht umhin, ihn ihr so bald als möglich mitzutheilen. Er that es mit einer ihm sonst ungewöhnlichen Behutsamkeit. Wie sehr nun auch Frau van Aelst jeden Affect des Schreckens und der Sorge um weit entfernte Dinge für eine Uebereilung des Gefühls gehalten haben würde: so konnte sie doch diesmal eine unruhige Bewegung nicht ganz unterdrücken. „Wir wollen es Gott überlassen!" sagte sie nach einigem Stillschweigen. „Helene ist noch so jung — und Felix kann sich auch noch ändern."

„Wie meinst Du das?" fragte der Propst, und

schon brauſ'te der Ton dieſer Frage. „Nun ich meine," antwortete ſeine Gattin mit einer gewiſſen Entſchiedenheit, „Felix war damals ein eitler junger Menſch, der alle Fehler ſeiner Mutter, ohne die Tugenden ſeines Vaters hat. Auch dürfen wir über unſere Tochter nichts beſchließen. Die goldne Traukette muß ſich Glied vor Glied zuſammenhängen, ſonſt wäre das arme Kind für und wider nichts eine Sclavin geworden."

Als ſeine Frau dieſe Worte ſprach, ſah der Propſt aus, wie eine Büſte von Bronze in Flammen. „Hilf Gott!" verſetzte er mit jenen kleinen Seitenſprüngen, die allemal zeigten, daß er außer Faſſung wäre: „welche Schlußfolgerung! ſo hältſt Du mich wohl für einen Tyrannen? oder jede Ehe für eine Feſſel?"

Frau van Aelſt lächelte kaum merklich; aber eine tiefe weibliche Logik war in dieſem Lächeln. Sie erwiederte mit maßhaltender Stimme: „wo keine Neigung iſt, da wird Alles, wird das Glück ſogar zu einer Laſt, und es wäre ſehr möglich, daß Helene ſich nicht mit ihrer Schwiegermutter vertrüge."

„O Weiber! Weiber!" rief der Propſt in auflodernder Hitze: „Du biſt nicht beſſer als die Anderen! kleinlich und neidiſch ſeyd Ihr Alle gegen Schwiegermütter, und wenn das Kind noch geboren werden ſoll, um deſſen Heirath Ihr Euch erbittert zeigt."

Helenens Mutter hielt mit ihrer Arbeit inne; kraftlos ließen ihre Hände davon ab — ihre Lippen bebten und sie sprach: „ich habe es geboren mit Schmerzen und Gefahr; Du weißt's! und obgleich es nicht seit gestern ist: so fühle ich doch in diesem Augenblicke noch, was eine Mutter leiden muß."

Diese Worte, mit Würde und Wehmuth gesprochen, verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Propst stand bestürzt; die Glut auf seinem Angesicht war verflogen. „Sophie!" sagte er, „vergieb mir! es war so böse nicht gemeint. Gieb mir die Hand!" versprich es mir — Du stimmst nicht gegen Maarbonn's Sohn?"

„Gewiß nicht, Vater!" versicherte seine Frau in versöhnter Gutmüthigkeit, und küßte seine dargebotene Hand. „Von Herzen gern will ich gewähren lassen! Was geschehen soll, geschieht. Nur die gemachten Partieen machen Angst vor der Zeit, und nachher Kummer." Damit mußte sich der Propst zufrieden stellen. Die Zeit ging einstweilen ihren Lauf, und die Erfolge, verhüllt im Schooße der Zukunft, konnten später erst an das Licht treten.

Felix war weit entfernt, und schrieb selten an seine Eltern. Dann aber waren seine Briefe literarische Abhandlungen, und akademischer Notizen voll. Der

Professor nannte dies: „gelehrte Schnurrpfeifereien;“ seine Frau hingegen hielt jeden Zoll an ihrem Sohne, der sich überwachsen, für einen großen Geist. Felix ließ seine kleine Braut grüßen, die unterdessen groß und schön geworden war — und schickte ihr einstmals eine gedruckte, philosophische Dissertation. Helene legte die Gabe mit kühler Hochachtung beiseit; sogar der Namenszug, der sie ihr zueignete, war ihr wie Chaldäisch. — Nur die Philosophie der Liebe ist verständlich! in ihr allein ist das Tiefste klar. —

Nicht allein der Aufbau des Städtchens vergrößerte und verschönerte es, sondern die innern Verhältnisse sollten bei dieser Gelegenheit einer Reform unterworfen werden. Der Präses der Kostschule war ein alter, schwacher Scholast, dessen todter Wust, dessen Schlaffheit das wackere Institut zum Sinken gebracht hatte. Graf Bourg sprach mit dem Propst darüber, daß er ihn in Ruhe versetzen wolle. Er bat diesen, für einen tüchtigen Mann sorgen zu helfen. Der Führer der Jugend müsse voll Geist und Leben seyn. Alsbald schrieb der Propst in dieser Angelegenheit an seinen Freund. Sein Erstaunen aber glich nur seiner Freude, da Maarbonn selbst dieser Mann seyn wollte! dieser frohen Ueberraschung ungeachtet war das Schreiben trüberen Tones als sonst, es war etwas in seinem Inhalt dem Propst nicht völlig klar,

wie in jener Durchsichtigkeit des Erkennens, worin das Wesen der Freundschaft besteht.

Nicht die geringste Schwierigkeit fand statt, daß Maarbonn die Stelle erhielt. Mit Entzücken malte sich der Propst die Aussicht künftiger Tage aus. Er pries laut die Gunst des Geschicks, die Güte des Grafen, die es ihm gönnte, daß der bescheidene geliebte Freund ihm nun zeitlebens angehören durfte! Seine Frau hingegen dankte Gott im Stillen, daß die Kostschule um mehr als eine gute Viertelstunde von dem Wittwenhause in Wartenstein entfernt läge. Der Graf ließ jenes schadhafte Gebäude in besten Stand setzen, der Propst baute Luftschlösser — und unter den Gedanken seiner Frau ward jede Nähnadel in ihrer fleißigen Hand zu einer kleinen Pallisade. Sie sah Stürme voraus, und warf sich in die Festung ihres bewachten Herzens.

Aber ach, welcher Feind war hier im Anzuge! und wie grausam ward die Hoffnung des wärmsten Freundes getäuscht! —

Maarbonn kam kränklich an; die anstrengende Reise hatte die künstliche Spannung seiner Kräfte vernichtet. Ein Zehrfieber bildete sich aus — kein Zweifel blieb über seinen Ausgang. Es konnte jedoch langwierig werden — und bei der Untauglichkeit der Professorinn für solch einen Zustand beunruhigte den Propst

nichts so sehr, als der Gedanke: seinen kranken Freund verlassen zu wissen von jener Treue und unermüdeten Geduld, welche dem Leidenden die letzte Wohlthat bleibt, und den längsten Schmerz begleitet, wäre es auch nur mit einem theilnehmenden Blick! In eben dieser Zeit ward der Propst zu dem vormaligen Geistlichen von Liebstadt gerufen, der eine Tochter hinterließ, die ihm jenen Trost gewährt hatte. Ihr Vater wollte seinen vornehmen Nachfolger bitten, seinem verwaiseten Kinde zu einer schicklichen Condition zu verhelfen. „Sie hat mich treu gepflegt —" sagte er mit rührender Wahrheit; „dies Zeugniß können Sie ihr geben. Weine nicht, Felicitas! irgend ein Plätzchen — ein Herz, ist schon für Dich geöffnet!"

Nach diesem einfachen Legat schloß er ruhig seine Augen.

Der Propst fühlte sich ergriffen. Obgleich es großmüthiger scheinen mögen, wenn er das verlassene Mädchen bei sich aufgenommen, und seiner Tochter eine Freundinn in ihr gegeben hätte, so däuchte es ihm doch schicklicher, Felicitas seinem Freunde zu überlassen. Denn nichts wirkt so wohlthuend auf ein armes betrübtes Herz, als wenn es Anderen hülfreich werden kann, und wer sich zusammen nehmen muß, richtet sich um so eher auf. Die Nothwendigkeit hilft stets.

Es zeigte sich, wie weise der Propst entschieden hatte. Maarbonn ward der Tröster seiner Pflegerinn, die ihm mit der achtsamsten Sorgfalt dafür lohnte; solch eine sanfte Hand war noch nie für ihn bemüht gewesen. Felicitas las ihm vor, und faßte auch ihr Geist den Inhalt jener Schriften nicht durchaus, so war doch in ihrer Aufmerksamkeit ein ahnungsvoller Sinn und ein empfängliches Gemüth nicht zu verkennen.

Es lag etwas in der stillen Weise dieses Mädchens, was zu der Professorinn stimmte, und die schneidenden Mißtöne im Wesen dieser Frau wie in einer traurigen Melodie auflöst'te. Felicitas übernahm jede Pflicht, und schien sich doch nur leidsam zu verhalten.

Der Propst war so froh, daß es ihm geglückt war, seinen Freund, wie seine Schutzbefohlene gleich gut zu versorgen, daß er beinahe den drohenden Verlust darüber vergaß. Mit bangem Herzen dachte er wohl an den Herbst; der Sommer war nun mit leisem Hinhalten bald vergangen, und als die ersten Blätter fielen, sanken auch die schwachen Hoffnungen für das längere Leben Maarbonn's.

Eines Tages fand ihn der Propst in sichtlicher Aufregung mit der Durchsicht von Papieren beschäftiget, welche Jener bei seinem Eintritt schnell hinwegraffte.

„Ich störe Dich —“ sagte der Propst, „das thut mir leid; aber es drängte mich zu Dir, und so komme ich zur ungewöhnlichen Stunde. Diesen Morgen suchte ich einen schriftlichen Aufsatz, dessen ich bedurfte; da gerieth ich an alte Briefe von Dir, noch aus der Zeit, wo ich mit meiner Frau versprochen war. Wie lebhaft, wie innig hast Du damals Theil genommen an meinem Glück! wie lange ist es nun schon her, daß wir treu zusammen halten, und wie so gleich bist Du Dir stets geblieben!“

Maarbonn schien von dieser freundlichen Rede erschüttert. Er schwieg noch, wie in stillem Kampf, dann antwortete er: „und dennoch habe ich Dich verkürzt, um ein heiliges Unrecht der Freundschaft, und muß mich dessen schuldig bekennen. Ich habe Dir einen drückenden Kummer verschwiegen — kein Wort von meiner Reue, daß ich es gethan! nun muß ich doch, früher abgerufen, als ich wähnte, Deiner Liebe die vermehrte Last zuschieben, ehe man den Stein auf mich wälzt.“

„Maarbonn!“ rief der Propst heftig: „Was ist's? um Gotteswillen sprich!“ „Nun denn!“ erwiederte Jener: „ich habe Schulden — ich hatte deren immer — hier endlich hoffte ich sie abtragen zu können. Du bist ein reicher Mann und mein Freund! Du wirst für mich bezahlen — auf daß Alles zwischen mir und

der Welt getilgt sey, da ich sie verlasse." Der Propst verhüllte sein Gesicht. „Arm ist der freundlose Herr einer Welt!"*) sagte er schmerzlich. Er klagte das Geschick an, nur um dem Freunde einen Vorwurf zu ersparen.

„Laß mich ganz offen seyn!" sprach Maarbonn begütigend und mit beschleunigtem Athem; „was mich unschlüssig machte, war nicht Mangel an Vertrauen zu Dir. Um so weniger konnte ich mich in diesem Punkt an Dich wenden, als Deine gute Frau dabei betheiliget gewesen wäre, und die Meinige ihre Güte und Nachsicht, wenn auch in anderer Art nur allzusehr in Anspruch nimmt."

„Sophie ist edler Gesinnungen fähig —" erwiederte der Propst. „Sie schätzt Dich unendlich."

„Ebendeswegen!" antwortete Maarbonn; „es war vielleicht Stolz von mir; ich wollte nichts an diesem Vorzug verlieren. Es ist nicht diese Schwäche allein, der ich mir bewußt bin in Betreff der Frauen. —" Er seufzte.

Hier trat Helene ein, welche ihren Vater abzuholen kam; Felicitas folgte ihr. Nach einem mit dem Propst gewechselten Blick auf die beiden Mädchen, sagte Maarbonn halblaut die schönen Verse aus dem Oedip: „versprich, ihr Schutz zu seyn, und

*) Pope.

immer das für sie zu thun, was Dir Dein Herz als heilsam zeigt. —"

Maarbonn überlebte diesen Act nicht lange, und zum zweitenmale ward Felicitas das Vermächtniß der Fürsorge des Propstes. Er bot ihr seinen häuslichen Schutz an, den Felicitas ablehnte, um bei der Wittwe des Mannes zu bleiben, dessen Andenken ihr ewig theuer geworden war. Niemand glaubte, daß dies der freie Wille des Mädchens sey. —

Graf Bourg konnte nicht gütiger seyn, als er sich bei dieser Veranlassung bewies. Sein fürstliches Herz nahm sich der Frau des Mannes an, der auch seinen gemeinnützigen Absichten zu früh entrissen war — und was Maarbonn edel gewollt, das vergalt er seiner Wittwe als geleistet. — Die Professorinn blieb in der Kostschule wohnen, und genoß jeder Begünstigung, die ihre Lage erleichtern konnte.

Felix war trotz dem wiederholten Verlangen seiner Mutter, daß er sich beeilen möge, nicht herzu gekommen. Er wollte vorher ein naturphilosophisches Werk vollenden, über: „die Geheimnisse des Feuers." Unterdessen erlosch das Leben seines väterlichsten Freundes. Vielleicht hätte er die Gefahr nicht für so dringend gehalten. Die Natur verödete, die Kälte trat strenge ein, und immer war der Entfernte noch nicht erschienen.

Es war Sonnabends, am funfzehnten des Christmonats, als Helene im Beginn der Dämmerung allein auf ihrem Zimmer saß, wo sie gewöhnlich diese Stunde der Musik zu widmen pflegte. Heute aber schwieg das Instrument, wie die klare Stimme, die es sonst begleitete. Nachsinnend schaute Helene über die weiße Fläche hinaus, die, eingehüllt in jene tiefwinterliche Stille, welche ein trautes, wenn auch melancholisches Gefühl erregt, vor ihr lag; der Neumond warf einen geisterhaften Schein über den zarten, spurlosen Schnee, und flimmte in unbegrenzter Ruhe.

Da trat die Mutter herein, und hielt etwas in ihrem Arm.

„So still, Helene? Du bist doch wohl, mein Kind?" fragte Frau van Aelst, und nahm in der Vertiefung des Fensters ihr gegenüber Platz, in so ausgefülltem Raume, daß die Knie der Mutter, das Gewand der Tochter berührten.

„Ach, ich hatte nur so meine Gedanken —" antwortete Helene, als hätte sie die Frage der Mutter überhört; „es war mir feierlich zu Sinne, ich weiß selbst nicht wie?"

„Du scheinst nicht mehr so heiter als sonst — fühlst Du Dich hier nicht glücklich?" fragte die Mutter.

„O gewiß, gewiß!" erwiederte Helene mit so versichernder Eile, als fürchte sie, die Mutter könne mit

weiteren Fragen in sie dringen. „Manches wünsche ich mir noch — zuweilen — ich mag es nicht läugnen — kommt es mir einsam vor — vielleicht bin ich nicht genug beschäftiget."

„Nun, so dürfte meine Gabe Deinem Bedürfniß gemäß seyn —" sagte die Mutter froh, doch heimlich; „ich bringe Dir mein Angebinde zu Deinem morgenden Geburtstag, Helene! und zwar mit gutem Vorbedacht schon jetzt." Sie entfaltete rauschend den papiernen Umschag, ein dickes Buch, in Quart gebunden, glitt auf ihren breiten Schoß. Frau van Aelst hielt es gegen das schwindende Tageslicht, daß ihre Tochter es betrachten könnte; der Name Helene stand im tiefblauen Felde der Vignette, und glänzend wurden seine goldnen Buchstaben deutlich.

„Still, mein Kind!" unterbrach die Mutter Helenens vorgreifende Freude, und hielt die Hand der Tochter in der ihrigen, „höre mich zuvor ruhig an. Dies Buch — ein Tagebuch für Dich, Helene! ist leer — leer wie Dein Herz! aber weiß und rein ist jedes Blatt darin. Möchte Wahrheit und Liebe sein Inhalt seyn! und nie ein Flecken es entstellen, der schlimmer zu vertilgen wäre, als Dinte! — Dies ist mein Wunsch an Dich, Helene! für den Tag, an dem Du Dich zum ersten Male einschreibst. Dies Buch wird Dir ein Spiegel seyn, und ein Freund! beide

sagen die Wahrheit. Täusche Dich nur nicht selbst! lasse es Niemand lesen — Wer es auch sey! bedenke, daß Du unter dem Auge des Allwissenden Zeugniß von Deinen Gedanken ablegst." Bewegt von diesen Worten, konnte Frau van Aelst nicht weiter sprechen: denn sie hatte aus Herzens Grunde gesprochen, und das stille Meer ihrer innern Welt ward selten aufgeregt. „Ach Mutter! welch eine unbeschreibliche Freude machst Du mir!" rief Helene, und riß mit zärtlichem Ungestüm die Hand derselben an ihren Mund. „Du hast es errathen, was mir am liebsten wäre! Das Bedürfniß eines Ausdrucks für mein Gefühl und Leben sprach laut in mir an. Briefe schreiben darf ich nicht — ich wüßte auch nicht an Wen?"

„Mein Kind," antwortete die Mutter bedeutsam, „Du weißt nicht, zu welchem Schutze Dein Vater Dir dies Verbot gegeben hat. Stillschweigen ist in tausend Fällen das Beste! ich bin sehr dafür. Schweigend kann man unendlich viel sagen; aber diese Sprache versteht nicht Jedermann." Sie lächelte, als dächte sie an Jemand dabei.

„Ja, dies noch, Helene!" sprach van Aelst, als hätte sie es bald vergessen, „Wir sind für diesen Abend auf das Schloß eingeladen; Morgen früh kommt die Professorinn, die bleibt dann bis spät, da ist dann auf einen ruhigen Augenblick nicht mehr zu

rechnen. Der gute Vater kommt mir vor, wie jener Richter im Evangelio, den die Wittwe betäubte. Wenn ich stürbe, ich glaube, er könnte die Frau Maarbonn heirathen, lediglich nur, um sie los zu werden." „Da sey Gott für!" antwortete Helene, und es war ungewiß, ob dieser flehende Ausruf mehr den Tod der Mutter, oder die Heirath des Vaters abwehrte.

Frau van Aelst war schon aufgestanden. „Spute Dich nunmehr!" sagte sie; „man erwartet uns zeitig drüben und Du weißt, der Vater wartet nicht. Das ist auch eine Uebung, die sich der Mühe verlohnt! unser Geschlecht ist immer darauf angewiesen!" Dies sagte die Mutter noch im Abgehen.

Helene.

Den 16. December.
In der Nacht.

Der erste Glockenschlag meines Geburtstages hat mir eine Freude gebracht, mit der ich das theure Geschenk meiner Mutter einweihen will. Es flirrt vor meinen Augen und ich bin viel zu munter, um schlafen zu können. Es war gegen Mitternacht, als wir

vom Schlosse kamen. Der Graf war diesen Abend nicht ganz wohl, er klagte wieder über das unregelmäßige Pulsiren: es ist ihm dann, als ob bald hier, bald da, ein Herz schlüge. Wie ängstlich muß das seyn! ein einzig Herz schlägt ja genug. — Gräfinn Leonide starrte zerstreut auf das Westchen ihres Bruders, ob sie es hüpfen sähe. Diese Geschwisterliebe äußerte sich rührend und ich könnte sie darum beneiden. — Die Herren sprachen gelehrt über verschiedene Systeme. Wir nähten Weihnachtssachen für die armen Kinder im Städtchen. „Wenn nur," flüsterte die Gräfin, „das Blutsystem meines Bruders in besserer Ordnung wäre."

Als ich in mein Zimmer trat, war es wie heiliger Abend drinnen. Die Nische war mit Tannenzweigen ausgeschmückt, zwischen denen bunte Lampen flimmerten. Wie eine wunderkleine Fee saß auf einem schwarzen Postamente eine weibliche Figur, halb verhüllt, mit gesenktem Blick. — Sie hielt einen kleinen, ach, wie kleinen! Brief in ihrer Hand, der nie geöffnet werden wird, wie der, den ich in Gedanken schreibe. — Der Schleier schien von Spitzengrund, doch da ich ihn anfaßte, war er auch Porzellan, nur das allerfeinste. An der linken Seite pickte etwas: eine niedliche, goldene Uhr! ich nahm sie heraus und drückte an der Feder. Zwölf feinklin-

gende, goldene Schläge! und ich war allein mit meiner großen Freude im Stillen. Allein? nein! das war ich nicht. Festgehalten von dem Postament lag ein Brief, den Eckardy geschrieben. Die Uhr verehrt mir der Graf — diese Zeilen aber: wie lieb, wie edel jedes Wort! ich fühle, daß ich einen Freund an Eckardy habe, der mir wahrhaft wohlwill. Gott weiß es aber auch, daß ich ihn unendlich schätze! — Er schützt mich bisweilen vor dem Vater, sein Wink ist so fein, daß man nur einen Beweis seiner Achtung darin sieht, und ich freue mich wie ein Kind, wenn ich ihn verstehe. — Immer wird es mir nicht so gut.

Ich werde vor dem sanften Picken nicht gut einschlafen können. Eckardy nennt die Zeit: „einen himmlischen Fremdling". Dies Bild wird mir im Traume erscheinen wie ein Engel, der mich dem Tage zuführt. Jetzt erlöschen die Lampen — mein lieber Gott, hab' Dank!

Den 17. Abends.

Es war sehr früh, da ich erwachte. Die Mutter schlief noch, der Vater war nicht zugänglich, der Predigt wegen. Rasch kleidete ich mich an, einen Spaziergang zu machen. Wie so prächtig dieser Morgen! ein blasser Schein von Rosa am Himmel, über dem

silbernen Geflimmer! ein Augenpunkt an den Fenstern des Schlosses brannte wie ein feuergelber Edelstein, der immer flammender würde. Die Natur voller Stille, und so durchaus rein, daß jedes gefallene Blättchen schloßweiß bedeckt ist. Die Berge, in ihrem treuen Blau, dämmern nur von Ferne. Wie einsam mag es dort seyn! — Ein Goldammer hüpfte von Baum zu Baum; unter den winzigen Pfötchen stäubte der Schnee von den Zweigen, der mit zarter Last Alles beschwerte. Ich verfolgte den kleinen Flüchtling mit meinen Blicken und hätte ihm gern ein wenig Futter hingestreut, das er in der unwirthbaren Einöde des winterlichen Gartens suchte.

Da knisterte der Weg, und unversehens stand Graf Bourg vor mir, in seinem Zobelpelze, an dessen Gebräme der Reif noch hing — er mochte lange schon gegangen seyn. Seine Wange war leicht geröthet.

„Fräulein!" redete er mich an, „auch Sie nehmen ein Luftbad? das ist der Muth einer frischen Seele!" Es war mir, als wolle er mich durch diesen Lobspruch über sein eigenes Bedürfniß der Stärkung täuschen.

„Es ist der Muth der Dankbarkeit," erwiederte ich, „der mich antreibt, meiner Freude Luft zu machen. Sie, erlauchter Herr! haben eine schöne Stunde

mir geschenkt, und so lange mein Herz schlägt, soll diese Uhr mir werth und theuer seyn." —

Der Graf erwiederte hierauf mit ausdrucksvoller Feinheit: er glaube bemerkt zu haben, daß ich zuweilen in der Zeit irre. — „Das ist aber die göttliche Langeweile Ihres schönen Alters," setzte er hinzu, „die der Erfahrung vorauseilen möchte. Genießen Sie das flüchtige Glück der Jugend unverkümmert! Schade um jeden Athemzug, der ein Seufzer würde! und wenn ich Ihnen jemals einen Wunsch erfüllen könnte —" „Das können Sie schon jetzt, Herr Graf!" rief ich getrost und hurtig. Er sah mich mit großen Augen an, ich erschrak über mich selbst; doch es mußte nun heraus. Ich bat ihn, gegen seine Kränklichkeit ein sympathetisches Mittel anzuwenden, und sagte, daß ich Jemand kenne, der sich auf dies Geheimniß verstände. Die Angst aber, daß ich ihn damit verletzt haben könne, und der jähe Gedanke, wie unschicklich es sey, daß ich als ein junges Mädchen von dem kranken Herzen eines Mannes spräche — trieb mir Thränen in die Augen. Ich bat den Grafen, daß er mir verzeihen möge.

„Gutes Kind!" erwiederte der Graf, „ich Ihnen verzeihen! es mag wohl so seyn, daß Sympathie die Krankheiten des Herzens heilt — und ich verspreche Ihnen, einen Versuch zu machen." Er sagte dies

mit einem ſanften und verſichernden Lächeln. Sein Jäger näherte ſich von Weitem; er verließ mich, und ich wußte nicht, wie mir geſchehen war. — Während ich nun geſchwind den Garten durchlief, entfaltete ſich die Sonne vollends wie eine Purpurroſe, in deren Wiederſcheine Schnee und Eis blühten und glühten. Zu Hauſe konnte mir der Vater nur flüchtig ſeinen Kuß und ſeinen Segen geben. Die Profeſſorinn kam mit Felicitas angefahren, voller Freuden, weil es nun gewiß ſey, daß Felix gleich nach dem Neujahr käme. Sie bringe mir dieſe Nachricht zum Angebinde. Es war mir aber, als habe ſie mir eine eiſerne Schiene um die Bruſt gelegt: ich konnte kein Wort hervorbringen. Die Mutter fragte — das iſt ſonſt gar nicht ihre Weiſe —: „worüber predigſt Du denn heute, Vater?“

„Ueber die Worte,“ erwiederte er: „Biſt du der da kommen ſoll? oder ſollen wir eines Andern warten? Es iſt die Geſandtſchaft, Du weißt ſchon —“ Die Mutter warf einen bedeutſamen Blick auf mich, und mir fiel ein, daß ſie einſt ſagte: die Maarbonn gehöre zum diplomatiſchen Corps, weil ſie ſich ſtets außerhalb ihrer Grenzen befinde.

Nach Tiſche nahm ich Felicitas mit in mein Zimmer und zeigte ihr die Uhr und das allerliebſte Gehäuſe. „Wie glücklich ſind Sie, Helene,“ ſagte das

arme Mädchen betrübt: „Vater — Mutter — Freunde — Gönner — Alles was Ihr Herz wünscht!“

„Alles?“ wiederholte ich; „ach Felicitas! Alles hat wohl Niemand!“ „Mancher aber entbehrt doch allzuviel —“ antwortete sie traurig. Ich bot ihr meine schwesterliche Freundschaft an, und bat sie, mir ihr Vertrauen zu schenken; auch wollten wir uns künftig Du nennen. „Das läßt sich nicht geben, Helene!“ entgegnete sie, „das muß sich finden.“ War in jener Wehmuth, in dieser Abweisung etwas von Neid? Felicitas ist so anspruchlos; ich bewundere die bescheidene Klugheit, mit der sie sich benimmt. Nimmer möge doch mein Glück einem Andern Schmerz verursachen! — Sie erinnerte sich aus der Jugendgeschichte ihrer Eltern, daß ihr Vater als Bräutigam ihrer Mutter eine Uhr schenken wollen, die sie abgelehnt habe mit einem Gedicht, welches Felicitas auswendig wußte. Der Inhalt wies den geistlichen Substituten darauf hin, daß er nie seiner Braut ein kostbares Geschenk zumuthen dürfe, auf daß er um so eher liebende Paare umsonst einsegnen und den Sarg des Armen unbezahlt geleiten könne.

Ich weiß nicht, warum in dieser Erzählung etwas so Herbes für mich lag? leidet sie doch keine Anwendung auf mich. Ich werde so wenig eine Predigerfrau werden, als der Graf mein Gemahl. Ist dieser

Gedanke nicht Stolz? Ach! mir sagt die innere Stimme: wie es einen Stolz giebt, der wohl Alles ausschlüge im vollen Reichthum des eigenen schlagenden Herzens! in diesem Gefühl der Liebe trüge sich auch die Armuth wie ein Glück — ich aber trage die Uhr mit Recht!

Den 18.

Der Winter hat etwas Träumerisches. Da ich noch ein kleines Mädchen war, wisperte ich am liebsten mit meinen Puppen in einem Winkel, wenn die Flocken sich so schläfrig in der Luft wiegten. — Wenn meine Mutter nach dem Schlüsselbunde greift und sich häuslich bewegt, dann weiß ich, es ist die Resonnanz einer verstimmten Saite. Als ich zum Frühstück kam, stand sie vor dem großen Schrank im Flur und füllte eine Schale voll eingemachten Ingwer, die ich der Frau Simonis bringen sollte, welche seit ein paar Tagen am Magenkrampf leidet. „Du hast nicht wohl geruht, Mütterchen?" fragte ich voraussetzend. „Nein!" antwortete sie, „ich bin noch ganz schwach von gestern. Noch im Schlafe summte es mir vor den Ohren, als hätte ich in einem Bienenschwarm gesessen."

„Ich bewundere nur den Vater, wie er diesen ewi-

gen Widerspruch so gelassen ertragen kann!" — erwiederte ich leise.

Die Mutter sagte: „Maarbonn war sein bester Freund, und ist nun still! in diesem Andenken hält er seiner Frau viel zu Gute. Toleranz ist eine Eigenschaft, die an Deinem Vater zu rühmen, nur nicht gegen uns, und dies mag so in der Ordnung seyn. Ein Mädchen, Helene! kann nicht früh genug Geduld lernen: denn die Männer, die Menschen! sind Alle anders als wir selbst." Damit schloß sie den Schrank und unser kurzes Gespräch.

Frau Simonis fand ich in ihrem Lehnstuhl, nicht weit vom Fenster. Sie sah so bleich aus, so weiß, wie ein Gebild von Schnee, von einer Selbstachtung umschwebt, welche man mit Rührung und Ehrfurcht empfindet. Keine fremde, lebendige Seele besucht diese Frau! kein Arzt. Sogar ihre Aufwärterinn verschwindet nach der stummen Dienstleistung. Ich bat sie von dem Ingwer ein wenig zu nehmen.

„Es ist hitziges Gewürz," sagte sie, „ich werde vorsichtig seyn müssen." Ich fragte hierauf: ob es wahr wäre, daß der Magenkrampf so in das Gemüth ginge?

„Wie jeder Krampf!" antwortete Frau Simonis; „dies bange Uebel ist nervös, und beruht in den Affectionen. Es kommt daher sehr auf Selbstbeherrschung dabei an, und eben so kann auch ein schäd-

licher Mißbrauch mit der Kraft eines verworrenen Willens getrieben werden. —"

„Und wenn Sie nun — so allein in diesem kränklichen Zustande — etwas bedürfen?" fragte ich besorgt.

„Ich bedarf wenig," gab sie mir zur Antwort, so genügsam wie ein Schatten, dessen Existenz das Licht ist. „Gott ist bei mir!" setzte sie hinzu, und deutete auf ein aufgeschlagenes Lied von Lavater; mein Auge traf auf die Zeilen: „Bleib', Herz, getreu ihm bis zum Ziele! dann träufeln lohnend ihre Kühle die Palmen Edens über dich!"

Wie kam mir der profane Gedanke, daß ich sagte: „ach! schon hienieden träufelt es Kühle. Sehen Sie nur! es ist aber etwas Friedsames um den fallenden Schnee."

„Das fühlen Kinder in ihrer Unschuld!" antwortete Frau Simonis. „Im Schnee ist etwas Heimliches, was das innerste Gefühl erwärmt. Wie wenn man eine Mutter das Bettchen schütten sieht für ihr Kleines." Es ist mir öfters, als läge ein mütterlicher Sinn in den Reden dieser einsamen Frau; ich möchte aber um keinen Preis der Welt nach ihren Kindern fragen.

Den 19.

Wie waren die Fenster gefroren! als blickte ich in nordische Urwälder, in struppige Berge. Der Morgen verging mir sehr niederländisch, weil das große Räumfest schon gestern seinen Anfang genommen. Es geht jedoch sehr still dabei zu, weil der Vater durchaus kein Geräusch leiden kann, als das er selbst verursacht. Die Mutter berieth sich mit mir, wie es anzufangen wäre, daß wir seines Zimmers habhaft würden? Die Gardinen hängen wie Trauerfahnen — wie der Vater nur in diesem schwärzlichen Dunst und Staube aushalten kann? Die Ordnung aber, wie er selbst gesteht, ist eine Tugend, welche mein guter Vater nur mit Schaudern verehrt. „Ja, wenn der Vater die Maarbonn auf einen ganzen Nachmittag besuchte!" sagte ich, „da ließe sich etwas vornehmen." „Daran habe ich schon gedacht," antwortete die Mutter; „nun wir wollen ihn auf die Idee zu bringen suchen, daß er wie von selbst darauf kommt." Dies geschah auch beim Frühstück, und der Vater ging augenblicklich darauf ein.

Vor dem Essen konnte ich noch an den Flügel gelangen. Die Gesänge aus dem Oberon lagen oben auf. Eckardy, der im Vorübergehen meine Stimme vernommen, öffnete die Thür und sprach: „das nenne ich Familiensinn! der Vater übt mit mir die arabische

Sprache; die Tochter singt: o mein Arabien! freilich, wir haben einen Grad Kälte, der die Sehnsucht nach jenem Himmelsstrich erklärlich macht."

„Wie freut es mich, Sie so heiter zu sehen!" antwortete ich recht unbedachtsam; ich glaube, man muß niemals die Stimmung von Jemand berühren. Da ich den Zug um seinen Mund sah, der mir dies offenbarte, sagte ich: „wie mag nur eine so ganz fremde Sprache Vergnügen gewähren?"

„Die Menschen reden im gewöhnlichen Leben noch weit unverständlicher," antwortete er mit einem trüben Lächeln. „Die Gesellschaft ist, im Sinne des Verständnisses, als eine Wüste anzusehen, und doch hält Jedermann im Allgemeinen gesellige Freuden für ein Vergnügen."

„Ich verstehe Sie nicht ganz" — sagte ich obenhin — Eckardy seufzte und machte Miene zu gehen. „Eine kleine Frage noch, bitte!" sagte ich; „Ihr Wissen ist so reich, daß es mir wohl Antwort darauf giebt." —

„Was ich nicht weiß, das steht in einem sehr großen Buche!" fiel Eckardy lachend ein; „doch was ich nur irgend aufbringen kann, das steht zu Ihrem Befehl, liebes Fräulein!"

„Ist es denn wahr," fragte ich etwas verschüchtert, „daß die Wissenschaft den Menschen traurig macht? mir däucht, es sey so. Unser verehrter Graf ist oft

düster, was vielleicht seiner Kränklichkeit zuzuschreiben wäre — Ihr steter Ernst, über den auch zuweilen ein Schatten von Melancholie hinstreift — und mein Vater? nun, wir danken Gott, wenn er nur zufrieden ist."

Eckardy sah mich mit einem Tiefblick an, der mir durch die Seele drang. „Sagt nicht schon die Bibel," erwiederte er, „daß, wo viel Wissen ist, auch Schmerz sey? der Schmerz des Wissens aber, ist der größte! Jener Autor, auf den Ihre Frage sich beruft, sagt auch: die Wissenschaft ist die Sprache der zeitlichen, die Liebe die der geistigen Welt." Bei diesen Worten trat meine Mutter in das Zimmer, und wir schwiegen beide. Als der Vater zu Tische kam, schien er verdrießlich. Er starrte in das Gestöber, als ob er nachsänne, legte Messer und Gabel nieder und sagte: „wenn ich nur wüßte, welcher Satan mir den Gedanken eingegeben hat, heute nach dem Städtchen zu gehen!"

„Ich! ich!" riefen wir zugleich, und faßten seine Hände. „Wir wollten aufräumen," sagte ich bittend; und die Mutter setzte hinzu: „denkst Du denn wirklich, ich hätte Dich in solchem Wetter fortgelassen? lieber möchtest Du wie in der Esse wohnen!"

„Gott! in welchen Händen ist ein ehrlicher Mann!" sprach er mit komischem Pathos. Doch nahm er dies

Opfer der Wahrheit wohlgefällig an. Reinlichkeit ist meiner Mutter das Höchste! und dabei ist sie so aufrichtig, daß ich glaube, es wäre ihr unmöglich, sich mit der leisesten Lüge zu beflecken.

Nach einer halben Stunde hellte sich der Himmel auf, wie die Stirn meines Vaters. Er ging nun doch noch, und gab uns Freiheit, zu schalten und zu walten.

Den 20.

Mein Vater war den ganzen Tag über verdrießlich; die Mutter fragte nicht weswegen? das ist eine von den kleinen Künsten, die ich ihr ablernen muß: denn diese Enthaltsamkeit giebt ihr jede Antwort.

„Hebe diese Papiere nur indessen auf, Sophie!" sagte der Vater, und schob der Mutter ein Päckchen mit Rechnungen und Quittungen hin, „daß wir sie bei der Hand haben, wenn die Maarbonn einmal hier ist, und gesammelt. — Gestern war kein vernünftiges Wort mit ihr zu reden. Sie hatte tausend Projecte. Junge Mädchen wollte sie zu sich nehmen und bilden — dann einen großen Journal-Cirkel errichten für den umliegenden Adel — endlich gerieth sie auf den unseligen Einfall, zu schriftstellern. In welchem Fache? dies mag Gott wissen! in all' ihren Fächern ist nichts

von Ordnung. Beste Freundin! sagte ich: Sie passen so wenig zu einer Bonne, wie ich zum Tanzmeister."

„Ja für ein Modell kann die Maarbonn nicht gelten —" fiel hier meine Mutter bestimmt, aber mit Mäßigung ein, „und geistreiche Frauen können keine Töchter erziehen."

„Mein wackeres Weib!" sagte der Vater, und küßte im Vorbeigehen, trotz seinem Ingrimm die Mutter mit Inbrunst. „Hier galt es Wahrheit," fuhr er fort; „ich sagte ihr daher, daß noch niemals eine namhafte Schriftstellerinn durch den Willen und das äußere Bedürfniß geworden sey. Gott helfe mir, ich kann nicht anders! dies sagt eine Frau, die in Seinem Namen schreibt. Und vorerst muß das Gelübde der Weltentsagung abgelegt seyn, wenn das Werk gelingen soll. Hätte Luther gesagt: ich will ein großer Reformator werden! so hätten ihn die Mönche ausgelacht, und schwerlich würde er die Klöster aufgehoben haben."

„Da wird die Professorinn nicht allzu gut auf Dich zu sprechen seyn!" bemerkte die Mutter, und lächelte nicht mißfällig dazu. „Mag sie doch!" erwiederte der Vater; „wenn ich es nur verhindere, daß der theure Name meines Freundes nicht durch die Eitelkeit seiner Frau beleidigt wird! es kränkte ihn schon, daß Felix sich einen Autor dünkt, und diesen Dünkel hat

er von seiner Mutter. Was aber eine Wittwe ist, die sorge nur, daß sie dem Herrn gefalle."

Diesen Nachmittag war ich bei unserer guten Simonis, die sich etwas besser befindet; ich leitete das Gespräch auf diesen Punkt. Was sie sagte, waren mir unvergeßliche Worte.

„Eine schöpferische Phantasie ist die gefährlichste Gabe für eine Frau, da riesenhafte Anstrengungen dazu gehören, sie in den Kreis des weiblichen Wirkens einzuschließen. Das Herz des Weibes ist am schönsten, eine tiefe, stille Quelle, ein lebendiger Brunnen für den Haushalt der Seele. Gesegnet, Wem Zurückhaltung gegeben ist! — Die köstlichen Ergüsse der Empfindung sind ein Luxus, unter dem das Gemüth verarmt, weil nichts so wenig erwiedert wird als ein liebevolles Gefühl, und der Glanz des Ruhmes, der sich über die Persönlichkeit einer Frau verbreitet, zerstört ihr einfaches und liebstes Glück. —"

„Ja," antwortete ich, „Schriftstellerinnen mögen wohl aus manchem Grunde nicht zu beneiden seyn. Sie müssen sagen, was sie fühlen: dies würde mich unendlich beschämen! und wollen sie nach der Natur zeichnen, so dürfen sie die Blößen nicht scheuen, die auch der herrlichste Charakter giebt. Dies aber wäre mir das Schwerste; denn ich mag mir gern die Menschen so gut als möglich denken."

„Es ruht eine Keuschheit des Gedankens in der Unmöglichkeit, sich das Böse vorzustellen," sagte Frau Simonis. „Resignation fordert Alles, was ein Weib unternimmt: die Ausübung dieses Talents gewiß aber die höchste."

Wie sehr erstaunte ich, als nach dem Gesagten Frau Simonis mir vertraute, daß sie selbst mehrere Bände Geschriebenes liegen habe, die ich einst unter gewissen Bedingungen von ihr erben solle. Es wären zerstreute Gedanken, Aufsätze aus dem Gebiete der Erfahrung und ihrer eigenen Anschauung.

Warum giebt Frau Simonis mir diese Hefte nicht jetzt? jede Erbschaft hat etwas Trauriges. Zugleich bat sie mich um einen letzten Dienst. Ein Paquet Briefe wünschte sie verbrannt vor ihrem Ende. „Es ist mir ein tröstender Gedanke," sagte sie, „daß jene werthen Blätter mit mir zu Asche werden, da ihr Inhalt in meinem Geiste schläft."

Die Dämmerstunden, die ich bei Frau Simonis zubringe, sind mir so lieb und friedsam! nirgend hat der Mond einen rührenderen Strahl, als wenn er auf diese blassen, feinen Gesichtszüge fällt, die mich so anziehen, als wäre ich ihnen auf ewig verbunden.

Wie arm an Freuden scheint diese Frau! und doch gehe ich niemals ohne Gewinn von ihr.

Den 21. — Sanct Thomas.

„Helene!“ sprach am Morgen die Mutter, „schon gestern wollte ich Dir eine Warnung geben, wir waren aber nicht allein den ganzen Tag über. Vermeide es künftig, mit Eckardy von Liebe zu reden.“

„Von Liebe hätte ich mit Eckardy geredet?“ fragte ich betroffen: „daß ich nicht wüßte.“ „Ja, ich kam eben dazu,“ versicherte die Mutter, „und es fiel mir auf, daß Eckardy sogleich schwieg. Mit einem Manne seiner Art hat ein Mädchen sich in Acht zu nehmen. Wen man hochachtet, Dem einen Korb zu geben, fällt schwer. Er verdient die zarteste Berücksichtigung, und der Vater, wie sehr er ihn auch schätzt, er würde doch nicht gern sehen, daß Du einen Edelmann heirathest.“

„O Mutter! Wer denkt daran?“ rief ich im Innersten verletzt. „Seiner Freundschaft möchte ich mich freuen, aber — —“

In diesem Augenblicke brachte der Postbote einen Brief aus Lyon, ein Kistchen war abzuholen: beides von meiner Tante Maurice. Dieses Schreiben war mit Rosen-Essenz durchduftet, und ein Hauch der Liebe und Sehnsucht athmete aus jedem Buchstaben. Sie schilderte ihr Verlangen nach dem Vaterlande und den Ihrigen mit so warmen Zügen, daß es uns Alle bis zu Thränen rührte. „All' meine Traumbilder sprechen deutsch,“ schrieb sie, „und ich werde nie auf-

hören, wie eine Deutsche zu denken und zu fühlen. Wohl tausendmal hat mir das Nämliche geträumt: ich wäre im Hause der Eltern und ginge mit dem Bund Schlüssel, worunter, Du weißt, Sophie, einige so blanke von Messing waren, in der Wirthschaft umher; aber jedesmal fand ich die Schlösser gesperrt, und in dieser Angst öffne ich die Augen. — Ein Marqueur aus einem benachbarten Hotel giebt mir Anzeige, so oft Fremde aus Deutschland kommen. Ein deutscher Gruß versetzt mich in Entzücken, in die glücklichen Tage meiner Jugend. Die Treumüthigkeit, den Biedersinn meiner Landsleute vermisse ich hier lebenslang, ach, wie so schmerzlich!"

„Die arme Tante!" rief ich aus, da ich sah, daß die Mutter vor Weinen nicht weiter lesen konnte. Wie war es doch möglich, daß sie bei dieser Anhänglichkeit in die Ferne zog, und noch dazu mit einem Manne, der sie unglücklich macht, wenn ich auch nicht weiß, wodurch eigentlich? „Die Leidenschaft war damals stärker als alles Abrathen —" antwortete meine Mutter; „aber das läßt nach, liebes Kind. Der Colonel ist ihr keine Minute treu gewesen. Und dies nicht allein. Er spielt zu Zeiten hoch, und die arme Charlotte ist ihres Eigenthums niemals sicher. Verließe sie ihn, so sänke er gewiß. Das hält sie."

In dem Kistchen waren Weihnachtsgeschenke für

uns. Eine Mantille für die Mutter, schwarz und dunkelroth changeant, mit breiten, echten Blonden besetzt, und schmaler Silberstickerei; ein wahres Prachtexemplar! der Vater erhielt ein Käppchen von violettem Sammet, mit Silberlahn gestickt, und einer kunstreichen Troddel. Er wird wie ein Bischof aussehen. Mir war Rosa-Atlaß zu einem Kleide beigelegt.

„Jüngst sah ich die schöne Lyoneserinn von Bulwer," schrieb meine Tante, „und dachte, solch ein Anzug müßte meiner Nichte hübsch lassen, wenn sie ein schlankes Mädchen geworden, was sich gut trägt. Rosa ist die Farbe der Liebe! Ach, könnte ich Helene anziehen! in anderm Sinne, hierher, zu meinem Troste!"

Die Mutter sah mich ängstlich an, als würde ich ihr schon entrissen. Den Atlaß werde ich liegen lassen, zu meinem Brautkleide vielleicht. — Müßte ich, die Tochter des Predigers, doch vor solcher Eleganz erröthen, der Gräfinn gegenüber, die so einfach ist.

Der Vater sprach davon, wie leicht es möglich wäre, daß die Mutter und ich einmal nach Lyon reisen könnten. Eine Sehnsucht wandelte mich an. Die Mutter war sehr bewegt. „Warum müssen wir getrennt seyn, da wir immer so einmüthig waren?" fragte sie in großer Wehmuth. „Liebe ist Nähe!" antwortete mein Vater tröstend, „und dieser Glaube

versetzt auch die Berge, welche zwischen hier und Frankreich liegen. Du schließest die Schwester nicht in Deine Arme: Du schließest sie aber in Dein Gebet ein, und das ist mehr! Du trittst im Geiste an ihr Lager, und segnest ihren Schlaf — beruhige Dich, Sophie!"

Mein Vater tröstet schön. Wenn ich einmal unglücklich würde — und ich wäre weit von hier — wie würde ich mich sehnen, an seiner Brust die treue Stimme zu vernehmen! Wie komme ich darauf? Gott ist ja auch mein Vater! —

Den 22.

Heute war kein lieber Tag, und ich bin froh, daß er zu Ende ist. Der Vater wurde in's Städtchen geholt zu einer hochbejahrten Frau, die in großer Schwäche sich nach geistlichem Troste sehnte. Unterdessen sprach die Gräfinn im Vorübergehen bei uns ein — nicht zur glücklichsten Stunde. Meine Mutter hätte für ihre Schwester mit größtem Fleiße einen Schleier auf dem Rahmen ausgenäht. Diese Arbeit, ein mühevolles und gelungenes Werk, war eben vollendet worden. Als nun der Wagen mit dem Vater kommt, springt die Bellona der Gräfinn mit einem Satze auf den Rahmen — es reißt mir noch durch

alle Nerven, wenn ich daran denke. Meine Mutter bestand diese Probe ihrer Fassung zum Verehren! sie verblich nur ein wenig, ein ganz klein wenig. — Die Gräfinn war außer sich; es gelang meiner Mutter nicht, ihre erschrockene Aufregung zu beschwichtigen. „Die Unart eines Hündchens!“ sagte die Mutter, „was will man machen, wenn Menschen, die vernünftig seyn wollen, einen das Herz zerreißen?“ ich küßte ihr heimlich die Hand. Der zertretene Schleier wirft ein Häubchen ab, was auch ein Mädchen tragen darf, zumal im Winter.

Wie viel werth ist doch diese Gelassenheit, wem sie verliehen ist! dachte ich, und sagte es auch.

„Ruhe kann man sich aneignen — Helene!“ antwortete meine Mutter, „wofür hätten wir denn einen Willen? die Gräfinn that mir viel zu leid, um fühlen zu lassen, wie mir zu Muthe war.“

Der Vater brachte einen jungen Raben mit, den er halb verhungert gefunden mit zerbrochener Zehe in eine Brille eingeklemmt, die wahrscheinlich gestohlnes Gut war. Ein paar weiße Härchen hingen daran.

„Du bringst einen Hausdieb mit, Vater?“ fragte die Mutter; der schwarze Gast sah sie so kläglich an, als wolle er sagen: „erbarme dich nur! ich werde schon treu seyn.“

Mein Vater erzählte Herzergreifendes von seinem

Krankenbesuch. „Ach!“ sprach er, „wie rührend ist das Alter! welche Fremdheit bürdet das Leben auf! und seltsam, Niemand fürchtet sich vor dem Unglück, so alt zu werden.“

Die Kranke, bei welcher der Vater gewesen, eine Frau nahe an 90 Jahr, hatte sich seit längerer Zeit traurig eingebildet, an fremdem Ort zu seyn, woselbst sie festgehalten würde; herzerschütternd flehete sie den Vater an, sie zu den Ihrigen zu bringen. Die Stimme einer längst versunkenen Welt! nannte sie der Vater. Mit der größten Deutlichkeit hatte sie vom siebenjährigen Kriege erzählt, dessen Augenzeuginn sie in manchen Momenten gewesen; der General Laudon war ihr noch ganz gegenwärtig, und der alte Fritz! dagegen waren die Mittelzustände ihres Lebens im Andenken dieser betagten Matrone erloschen, und auf ihre nächsten Anverwandten konnte sie sich nur mit größter Anstrengung besinnen. —

„Das ist die Sehnsucht der Seele nach ihrer ewigen Heimath!“ sagte mein Vater; „das sind die Bande, die sich lösen wollen.“

Den Abend brachten wir still beisammen zu. Mein Vater ging auf und nieder, und trat dann und wann an das Fenster. Das Firmament erschien prachtvoll gestirnt, und ein leichter Frostnebel, dünner als Gaze und Flor, ward von diesem unendlichen Glanze

durchstrahlt. „Wie funkelt es da droben!“ sagte er; „o Christus! komm, eine müde Seele abzuholen in Deines Vaters Haus, wo viele Wohnungen sind, die so freundlich blinken!“ Darauf sprach er ein paar himmlische Verse.

Das Gefühl der Sehnsucht ist wie ein Schleier, der das Schönere verbirgt; die Liebe aber zerreißt auch den Himmel. Wonach man sich sehnt: es muß vorhanden seyn. Die Sehnsucht ist also ein Pfand, was man im Herzen trägt? das will ich mir merken! In der Musik, im Reich der Töne, wird es uns klar, daß es zarte Befriedigungen giebt, die nicht von dieser Welt sind — und das heilige Weh der Sehnsucht wiegt manche Freude der Erde auf!

Warum war ich denn diesen Abend so traurig? des Schleiers wegen wahrhaftig doch nicht! und die alte Frau? nun, die wird ja der liebe Gott ausspannen. Mir war aber, als wäre es ein Glück, zu sterben!

Den 23.

Frau Simonis ließ sich heute erbitten, ein paar Stunden bei mir zuzubringen; dagegen hat sie die Einladung meiner Eltern für die Feiertage bestimmt

ausgeschlagen. Die Mutter läßt Jeden gewähren — der Vater aber meint, die Einsamkeit mache intolerant. Man müsse an die Menschen gewöhnt seyn, um sie ertragen zu können. Ich hatte Alles auf das Bequemste zu dem Empfange der lieben, alten Freundinn eingerichtet, und scherzte mit ihr über das Wagniß, über ihre Schwelle ausgegangen zu seyn bis zu ihrer nächsten Nachbarinn, zu mir. Frau Simonis antwortete mir jedoch sehr ernsthaft: „in einer Wohnung, die man beinahe nie verläßt, schläft das Geheimniß unserer Existenz. Ach! wüßten Frauen, die viel in Gesellschaft leben, wie viel sie entbehren! der Hausgeist ist der friedsamste, und gewährt den trautesten Umgang; aber er vertheidigt auch sein stilles Heiligthum, und wem es anderswo besser gefällt als daheim, den verfolgt er mit Unmuth, daß es ihm zu enge wird zwischen den vier Wänden. Wer lange einsam war, muß es immer seyn können, und darf so wenig in die Welt, als wer im Grabe gelegen, wenn er nicht die treulose Anwandelung aller Dinge verschmerzen und verzeihen kann."

„Das erinnert mich an eine rührende Geschichte, die ich jüngst gelesen," erwiederte ich. „Eine junge, schöne Frau, sehr glücklich verheirathet, entschließt sich, ihren Mann auf einer Seereise zu begleiten, und läßt ihr Töchterchen zurück. Sie leiden Schiffbruch, wie durch

ein Wunder wird die Frau gerettet, befindet sich aber in fremder Gewalt, und erst nach Jahren gelingt es ihr, sich zu befreien. Den Gemahl hält sie treuherzig für todt, und betrauert ihn mit unversiegbaren Thränen. Das Herz zieht sie zu dem verlassenen Kinde, und an den Ort, wo sie so glücklich war. Zeit und Gram, diese Feinde der Schönheit, haben ihre reizende Gestalt verwüstet, ihr die Jugendkraft geraubt, und nur langsam geht die Reise von Statten. In einem Walde, da sie kaum mehr fort kann, nimmt ein armer Klausner sich ihrer an, und als sie fort strebt, sagt er mitleidig: wenn du mir folgtest, meine Tochter, so bliebst du hier in Friede, bis du Kräfte gesammelt hättest. Eile nicht so sehr, du Arme! du wirst Alles anders finden, als du denkst. — Sie spricht aber mit drängender Sehnsucht von dem Wohnsitz ihrer schönsten Freuden, von der Laube, in der sie den Schwur der Treue mit ihrem Gemahl ausgetauscht, von dem Platz, wo die Wiege ihres Kindes gestanden, und der Alte entläßt und segnet sie.

Endlich ist das Ziel erreicht! endlich!, unverändert steht das Landhaus vor ihren schwimmenden Blicken. Am Ende des englischen Gartens steht ein schönes Monument, laut der Inschrift von ihrem Manne: dem Lebenden! ihrem Andenken errichtet,

der Todtgeglaubten! denn daß sie in den Fluten jämmerlich umgekommen, ist hier ausdrücklich bemerkt. Da bricht die arme Frau in Freudenthränen aus, und denkt, er lebt! er liebt mich noch! o Gott! wie selig wird er seyn! — die wohlgepflegten Blumen um das Denkmal lassen voraussetzen, daß die Blüthe des treuen Andenkens an sie nicht schlechter gehalten werde. — Es ist an einem schwülen Frühlingsnachmittage, ein Gewitter zieht auf, die Luft ist erfüllt wie mit Seufzern der Liebe, mit dem Athem der Gebüsche, die eine süße Vergangenheit ihr entgegenduften, und immer stärker schwillt das Herz, das in seinem Elend wandellos geblieben.

Mit leisen Schritten nähert sie sich jener Lieblingslaube, deren sie erwähnt; scheu blickt sie durch die Zweige, und sieht eine junge Frau in ihren Kleidern, die sitzt und schläft. Neben ihr liegt die Tabackspfeife ihres Mannes, mit dem Kopf von Meerschaum, den sie ihm einst geschenkt — auf dem Gartentische steht eine vergoldete Mundtasse, ihr gar wohl bekannt: denn sie hat in der wonnevollsten Zeit ihres Lebens daraus getrunken; und in den lassen Händen der Frau, die, wie Jene nicht mehr zweifeln kann, ihre Stelle einnimmt, und in der sie ein ehemaliges Hausmädchen erkennt, die schon damals ihren Mann mit koketten Blicken angesehen: —

ruht ein Wiegenband, das sie selbst gestickt, die Wiege steht im Schatten der Laube, und ein zartes Kindlein liegt darin. Das Band hält noch — die Tasse ist noch ganz; — aber ihr Herz zerreißt bis auf die feinste Faser, und das Glück des Wiedersehens liegt zertrümmert! — Die Schlafende ahnt nicht, wer hier erscheint, diese aber erwacht furchtbarlich aus dem Traume der Hoffnung und der Liebe. Mit wankenden Knieen schleicht sie davon, und sinkt, tödtlich erschöpft, auf die hintere Stufe des Monuments; zu ihren Füßen rauscht der Fluß, die Unglückliche schwankt einen Augenblick, ob ihr Leid, oder der Grund dort unten am tiefsten wäre? — —

Da kommt ein kleines Mädchen traurig heran, und spricht: „heute darf ich euch nicht begießen, ihr Blumen! das wird der liebe Gott thun, dann blüht Alles schöner als vorher. Vielleicht muß ich auch nur so viel weinen, daß ich im Guten wachse. Der Vater hat mich wieder hart geschlagen, weil die böse Stiefmutter mich bei ihm verklagte. Ach, mein Mütterchen! warum liegst Du so still im Wasser, und winkest mir nicht, daß ich mich tröste? am liebsten möchte ich zu Dir hinab — —." Bleicher als der Marmor tritt die Mutter hinter dem Denkmal hervor, nennt zitternd ihres Kindes Namen, und spricht: „ich lebe, und Du sollst auch leben!" —

Was war denn der guten Frau Simonis angekommen? ihr Gesicht wandelte sich in Todtenblässe. Nach einer bangen Weile fragte sie: „nun, und das Ende?"

Aus Angst, daß ich durch irgend etwas in der Erzählung Schuld daran seyn könnte, daß ihr so übel wäre, versagte mir das Gedächtniß; ich sagte: „ich weiß nur so viel, daß das Kind fürchtete, das Monument werde zerstört werden, und für die Blumen bat — und daß die Mutter antwortete: nein! das Denkmal bleibt stehen, bis die letzten Donner rollen, dann stürzt jede Lüge ein! — Es soll übrigens eine wahre Geschichte seyn."

Frau Simonis nickte und sprach: „gewiß, es ist Wahrheit darin. Die Mutter hat ihr Kind mit sich genommen, gleichviel wohin? hätte sie den Greis wieder aufsuchen wollen, den sie verließ, sie würde ihn auch nicht mehr gefunden haben. Wiederkommen muß Niemand, liebe Helene! Die Wege der Rückkehr sind alle abgeschnitten auf Erden, und Treue finden wir nur bei Gott!"

Der Vater las die Zeitungen. „Was mich das ärgert!" sagte er.

„Was denn?" riefen wir, Mutter und ich.

„Ein Wittwer kündigt seinen Verlust mit Prunk an," antwortete er verdrießlich. „Wozu? wenn die

Anzeige das Factum enthält, das ist genug. Der Schmerz gehört in's Herz! und damit Punctum."

„Vater!" sagte ich, „wenn nun eine selige Frau auf solchen Nachruf des Mannes einmal wieder käme? bald oder später?"

„Das wäre der unseligste Einfall!" erklärte mein Vater. „Was fällt Dir ein, Mädchen? der Meister unseres Schicksals hat Alles so weislich gefügt, daß nirgend eine Lücke bleibt. Und wenn die Druckerschwärze noch nicht getrocknet wäre: der Tod ist ein Löschblatt."

Ich sah ein Lächeln auf den Lippen meiner Mutter schweben. „Du hörst, Helene," sagte sie sanft, „daß unser Wandel im Himmel ist. Kein Bleiben ist im Erdenhaus. — Welche den Mann vergöttert, und ihr Herz an das Irdische hängt: der geht es nach ihrem Ableben, wie meiner armen Schwester im Traum; die arme Seele findet alle Thüren der alten Wohnung versperrt."

Eben trat Eckardy ein. Mein Vater erwähnte, wovon wir gesprochen. Er machte eine recht traurige Miene, da er sagte (nämlich Eckardy): „jede längere Abwesenheit reicht für diese herbe Wahrheit hin. Man fühlt den kleinsten Riß im Herzen als einen Spalt der Welt; und man erfährt, daß es nur

die Furche war, die unser Lebensschifflein auf dem treulosen Meere zieht."

Wenn Eckardy dies aus Erfahrung weiß: so hat er wohl recht, daß Wissen Schmerz macht.

Heiliger Abend.

Das schönste Fest im Jahre ist wieder einmal gefeiert.

Wenn ich mir all' die Kinder denke, die sich in diesen Stunden gefreut haben, und nun müde von Jubel und Entzücken schlummern, und sich das Liebste von ihrer kleinen Glückseligkeit mit in den Schlaf genommen haben, dann ist es, als ob der Himmel sich öffne, und ich in die Schaaren der Engel sähe. Ein Nachschimmer dieser kindlichen Freude bleibt für das ganze Leben. Was empfindet eine Kinderseele nicht schon vorher! ich erinnere mich dessen genau. Jedes Wölkchen war wie von Rosenzindel, jedes gemalte Wachslicht schien mir heilig. In leisem, süßem Grauen schlich ich den Tag über umher, und flüsterte nur in seliger Furcht, wie wenn eine geheimnißvolle Gegenwart mich umgäbe. Eine kollernde Nuß, ein rother, rollender Apfel aus der gehäuften Bürde, welch glücklicher Zufall! welch köstliche Verrätherei! — Der

Vater, weil er ruhig studirte, da doch der ersehnte heilige Abend mit jedem Stundenschlage näher und immer näher rückte, kam mir wie der liebe Herrgott vor, dem die Zeit nichts anhat. Aber die Mutter blinzelte mir zu, als wüßte sie viel Hübsches, und machte kleine, liebe Augen, wenn sie mit zugehaltener Schürze an mir vorüber ging. Und wenn nun die alte Sabine sang, während einbescheert wurde: „vom Himmel hoch da komm' ich her!" und nun die Klingel hell ertönte: — dies Alles werde ich nie vergessen. O holder Taumel der Kindheit! du wiegst das kleine Herz in einen Himmelstraum. Giebt es noch Schöneres? — —

Diesen Morgen war ich im Städtchen, noch Allerlei einzukaufen. Wie so rührend, ärmlich kam mir dieser Christmarkt vor; eine Wachszieherfrau in ihrer kleinen Bude wärmte sich die erstarrten Hände über einem Kohlenbecken, und klagte über die schlechte Einnahme. „Es wird fast nichs gekauft, es ist ein erbärmliches Bischen Handel!" sagte sie. „Die armen Kinder!" versetzte ich.

„Nein die armen Mütter! muß man sprechen," entgegnete die Frau; „wer nichts geben kann, ist am schlimmsten dran. Jeder armen Mutter in Liebstadt ist die Lust vergangen, einen Christbaum an-

zuzünden, wäre es auch nur dieses Wortes wegen. Der Gebrannte fürchtet das Feuer."

Ich gab mich rein aus, und kaufte Taschen und beide Hände voll Sächelchen, die ich auf meinem kurzen Gange an Kinder vertheilte, welche in verzichtender Neugier von einer dürftigen Ausstellung zur andern schlichen. Es soll mir aber nicht mehr beikommen, das Christkind auf offener Straße zu spielen. Die kleinen Bettelbuben zupften mich am Schleier, und beschämt eilte ich von dannen.

Nachmittags geschah eine große Austheilung an die Armen, wozu Graf Bourg mit Eckardy und dem Vater nach dem Städtchen gefahren war; der Vater in unserm Wagen, um die Professorinn nebst Felicitas mitzubringen, welche die Feiertage über bei uns seyn werden.

„Wir wollen uns in Acht nehmen, Helene! während dieses Besuchs, daß alles Störende so weit als möglich vermieden werde!" sagte meine Mutter zu mir, ehe sie kamen. „Du weißt, die Maarbonn ist kein Friedensengel, und der Vater nie mißmüthiger, als wenn sie da ist, obgleich er dies nie Recht geben will."

Meine Eltern beschenkten die Wittwe und die Waise mit vieler Güte und Herzlichkeit. Felicitas weinte heftig. — Wer möchte es dem armen Mäd-

chen verdenken? — Mein Vater verweilte nicht länger unter uns, nachdem die Bescheerung vorüber war. Die gute Mutter war hausmütterlich matt, und sprach wenig, nach ihrer Weise. Vielleicht vermißte die Professorinn das, was man Unterhaltung nennt. Sie, die nie viel thut — zog ein Strickzeug hervor, und fing an zu arbeiten; es war sichtlich, wie sehr dies meiner Mutter mißfiel, doch konnte sie sich nicht enthalten zu sagen: „lassen Sie doch das, Frau Maarbonn!" Diese aber äußerte unverhohlen, der heilige Abend sey ihr von jeher der langweiligste gewesen. Gern hätte ich darauf erwiedert: „ja, wenn die Poesie eines frommen Herzens ihn nicht ausfüllt;" — aber ich schwieg. Darauf bot sie meiner Mutter eine Partie Whist en deux an; das war noch ärger. Die Mutter sprach: „ich spiele nicht — ich würde nur verlieren." Da fiel mir das Verslein ein, was jüngst der Vater sagte: „wär Christus tausendmal in Bethlehem geboren, und nicht in Dir: Du wärest doch verloren!"

Den 25.

Welch eine himmlische Christnacht! trotz der bittern Kälte war die Schloßcapelle gedrückt voll Menschen, so daß kein Apfel an den Boden

fallen konnte. Felicitas ging mit mir. Die große Lampe von Krystall, welche alabasterne Engel halten, im Relief der Decke, goß ein mildes Mondlicht aus. Kerzen, weithin strahlend, beleuchteten die heilige Familie nach Raphael, das schöne Gemälde des Altars. Zu den gothischen Fenstern funkelten die Sterne herein, die Pfeiler waren mit Wintergrün umwunden, und Alles blinkte und athmete weihnachtlich.

Wie schön redete der Vater! wie begeistert! und ich bin seine liebe Tochter! sein einzig Kind! — In dem Gesange: „wie herrlich strahlt der Morgenstern!" tönte hell die volle Stimme Eckardys hervor, der mit der Gräfinn war. Felicitas schluchzte krampfhaft, doch leise neben mir, und ich drückte ihr nur manchmal die Hand, weil ich nicht sprechen konnte. Wer hätte sich nicht erhoben gefühlt? Die Erde kam mir klein vor, aber doch nur wie ein niederer Himmel. Es war mir aus der Seele genommen, als der Vater sagte: ein Seher dieser Zeit habe die Erde „das Bethlehem des Weltalls" genannt. Die Liebe wird hienieden geboren, in der unscheinbaren Hütte des Herzens. Ein Nachschimmer der Kindheit bliebe zeitlebens? meinte ich nicht so? noch gestern? o Glanz Gottes! du verklärst das ganze Leben! eine wunder-

bare Ahnung geht mir in dir auf, und die Nacht — auch im dunkelsten Sinne — ist nur zum Anbeten!

Wie profan war dagegen dieser erste, stille Feiertag! richtig hatte ich vorausgewußt, daß die Professorinn ihn uns verderben würde. Sie hat eine Art, den Vater aufzuregen, daß alle Augenblicke ein kleines Gezänk entstand, um nichtsbedeutende Dinge. Nur der Mutter entschlossenes Schweigen hielt den vollen Ausbruch seines Mißbehagens zurück. Die Maarbonn ist unzufrieden mit ihrem Aufenthalt, wie mit aller Welt. Sie beklagte sich über die kleinbürgerlichen Sitten der Liebstädterinnen, über Mangel an Ansprache, und mehr noch über das Ansinnen, in solch einer Gesellschaft auszuhalten, deren steife, beengende Förmlichkeit sie uns beschrieb, und zwar mit starken, frischen Farben, da sie neulich von der Frau des wohlhabendsten Kaufmanns am Orte zum Caffee eingeladen worden war.

„Hm, das Wohlwollen im Reifrock!" sagte mein Vater mißbilligend. „Das Formale hat in gewisser Beziehung sein Gutes, wenn auch einige Beschwerde für einen regen Geist." Und mit leiser Ironie setzte die Mutter hinzu: „ein wenig geschnürt gehen, ist für die rechte Haltung nimmer ohne Schaden."

Felicitas sah mich furchtsam an — ich bildete mir ein, daß jener Ausfall auf meine gute Mutter gehen sollen, die auch etwas auf das Uebliche hält. —

Die Professorinn fuhr fort sich mit spöttischer Gereiztheit über jede Kleinigkeit aufzuhalten, und wie man ihr sogar zugemuthet hätte, einen kleinen Lesecirkel zu errichten, da doch die reichste Frau am Orte schwerlich jemals etwas anderes lese, als Rosinen, und sie (die Maarbonn) sich getraue, den ganzen Lesecirkel zu überreden, daß Schiller im Mittelalter gelebt habe.

„Das ist mir aber wirklich rührend!" fiel hier mein Vater mit überwallender Gutmüthigkeit ein. „Sie fühlen ohne Zweifel, daß diese Leute, obgleich schlicht, doch fein, Ihnen keine größere Ehre erweisen konnten, als mit diesem Vorschlag?"

Und wenn es mein Leben gekostet, ich hätte mich nicht enthalten können, zu erwiedern: „der edle Schiller, da er sein Lied den Frauen dichtete, hat gewiß auch an diese wackeren Hausmütter gedacht, die ihrem Ehestand Seide spinnen."

Wie viel Werg hatte die Maarbonn am Rocken, wahrlich! der Lebensfaden ihres verehrungswürdigen Mannes hatte allzuviele Knötchen, als daß er nicht zeitig abreißen sollen. —

Den 26.

Ein Tag ſtillen Kampfes — Gott ſey Lob und Dank, daß er zu Ende iſt! Klagen ſollte ich über dies reine Blatt ausgießen? den bittern Erguß des Aergers? einſt werden dieſe Schriftzüge gelb — ich aber will den Gallapfel der Mutter Grimſel in meine Tinte werfen, die dann nichts als Wahrheit ſchreibt. Die Maarbonn iſt und bleibt ein ſchlimmer Gaſt, und doch dient ihr ein Engel. Ueber Alles hält ſich die Frau Profeſſorinn auf; ohne Hehl äußert ſie, daß meine Erziehung verfehlt ſcheint. Ich bin ihr zu unabhängig, zu hochmüthig, wie ſie ſich ausdrückt; jedes ſelbſtändige Weſen widerſteht ihrer Eigenſucht. Sie mag es nicht leiden, daß ich mich erdreiſte, eine eigene Meinung zu haben. Die Freiheit, deren ich genieße, iſt ihr ein Dorn im Auge.

Auf die Schweigſamkeit der guten Mutter, hat ſie nicht minder ein Häkel. Erſt neulich ſagte ſie mit ſehr verſtändlicher Beziehung: „die größte Macht iſt ſtumm!“

„Eine claſſiſche Stichelei!“ raunte mir Eckardy zu, der zugegen war, und die Maarbonn nicht ausſtehen kann, was übrigens gegenſeitig iſt. So etwas bringt denn jedesmal den Vater auf, deſſen ſchwache

Seite sie kennt. Er geht alsdann barsch mit der Mutter um, nur um sein Ansehen zu zeigen, und giebt mir herbe und harte Verweise bei der unschuldigsten Veranlassung, um sich selbst von einer gewissen väterlichen Strenge zu überzeugen, an der er es nicht fehlen lasse. Das lauernde Lächeln der Maarbonn schürt das Feuer an, in welches mein Vater so leicht geräth. Das wäre mir eine Schwiegermutter! mit Schaudern kann ich an die Wirklichkeit denken, wenn ihr Sohn mir gefiele. Wie? fürchten sollte ich, daß Felix ein liebenswürdiger und edelmüthiger Mensch geworden? — Helene! das ist nicht recht von dir! dennoch aber — mir graut vor dem, was kommen könnte.

Ich war zu zerstreut, um zu wissen, wovon heute früh die Rede war, so hörte ich nur, daß der Vater, äußerst mürrisch, von verkehrten Maßregeln sprach. Mit launiger Miene nahm ihn die Mutter an beiden Schultern und sprach: „weißt Du, Vater, wie Du mir vorkommst? wie der Abt Orentes in der thebaischen Wüste, von dem Du uns erzählt hast, der mit umgewendetem Ornat sein Amt verrichten wollen.“ Dies nahm der Vater gewaltig übel, und es gab eine Scene. So oft die Maarbonn bei uns ist, ist's der alte Bund; ohne Donner und Blitz kommen wir nie davon.

Die unglückliche Felicitas! eine vollendetere Tyrannei, als die, unter der sie seufzt, läßt sich kaum denken. „Wie magst Du das aushalten," fragte ich sie, „da es nur bei Dir steht, Dich zu befreien?"

„Ach!" antwortete Felicitas, „Du weißt noch lange nicht Alles! Was man freiwillig übernimmt, bindet am festesten. Daß mein verwaist'tes Herz an dem verewigten Maarbonn, dem mir ewig theuern Manne! einen Freund und Tröster fand, dafür halte ich seiner Wittwe viel zu Gute. Ist sie doch selbst am meisten zu beklagen, weil sich Niemand in ihrer Nähe wohl und glücklich fühlt. Wie öfters wirft die Professorinn mir meine Armuth und Blödheit vor! Wenn alle geistreichen Frauen so arm an Freuden sind, so ist wahrhaftig keine zu beneiden. — Es ist ihre Absicht, daß ich niemals heirathen soll, um ihr meine Dienste für immer zu weihen, und ich glaube, fände sich auch eine Partie für mich — —" Felicitas erstickte, was sie noch sagen wollte.

„Deine Dankbarkeit geht zu weit" — rief ich mit empörtem Gefühl, „wie die Freundschaft meines Vaters, der er auch unsere häusliche Ruhe aufzuopfern im Stande wäre. Warum denn solltest Du Dich von dieser Frau erniedrigen lassen?"

„Was mich hält," erwiederte Felicitas, „ist, daß ich ihr wirklich nützlich bin; ich esse nur so wenig,

als das Leben fordert, und halte auf Ordnung. Die Professorinn treibt keine Wirthschaft, und geriethe immer tiefer in Schulden, wenn ich nicht Haus hielte mit so Wenigem. — Schulden aber haben den edlen Maarbonn in's Grab gedrückt, und so mache ich ihm die Erde leicht. Jüngst gab sie mir ein paar Schnüre Zahlperlen, die ich zum Verkaufen tragen sollte, ein Auftrag, der mir entsetzlich drückend war, und dessen ich mich weigerte. Da sagte sie: die Perlen sind noch von der Mutter meiner Männer, und eine abgestorbene Mode. Was soll mir dieser todte Schmuck? ich brauche Geld. — Nun that ich, als könnte ich mich zu diesem Schritt entschließen, schloß aber heimlich meine Sparbüchse auf, nahm das Geforderte heraus, und legte die Perlen wieder an ihren Ort. Die Sparbüchse ist nun leer — ich habe aber nun doch der Maarbonn eine Handlung erspart, die zum mindesten nicht edel wäre. Sie wunderte sich, daß der Goldschmied nicht gehandelt hätte."

„Felicitas!" rief ich, und umarmte sie herzlich, „Du selbst bist eine Perle, und zwar vom reinsten Wasser! Gott zählt alle Deine Thränen. Das ist der Goldschmied, der nicht handelt wie käufliche Menschen, und der Deinen Trauring vielleicht schon gefügt hat. — Felicitas schüttelte den Kopf — ein paar Tropfen fielen von ihren Wimpern. Sie bat mich,

alles dies zu verschweigen. Du, liebes Tagebuch, bist aber meine Freundinn, meine trauteste! und so lege ich das Geheimniß einer Seele, voll vom Werth der Tugend und im uneigennützigsten Edelsinn, in den Busen der Stille nieder.

Den 27.

Es ist als wäre ein Gedränge aus dem Hause, und diesen unsichtbaren Tumult erregt eine einzige Person! — Als der Vater diesen Morgen nach dem Frühstück schellte, trug ich es ihm selbst hinauf. Er sah mich von der Seite an mit halbem Blick — mein Vertrauen erwachte. „Du hast Dir die linke Wange ganz roth geschlafen, Helene!" sagte er, im Tone väterlichen Wohlgefallens. So durfte ich wagen ihm zu antworten: „das ist sehr möglich, denn mein Herz war gedrückt. Die Schwindsuchtsrose aber ist's noch nicht, Vater! doch wenn es immer so wäre, wie in den letzten Tagen — — aus diesem Besuche erblüht uns kein Heil."

Der Vater wollte losbrechen, allein ich kam ihm zuvor. „Laß mich aufrichtig seyn, mein lieber Vater, und Dir offen sagen, was ich denke. Du hast mich zu diesem Freimuth erzogen, und ich wäre ja nicht werth, mich Deine Tochter zu nennen, wenn ich mich

fürchten sollte, die Wahrheit zu reden. Auch kann ich es nicht ruhig mit ansehen, daß die Mutter für all' ihre Güte sich innerlich abkränkt. Weißt Du, Vater, wo die Maarbonn hinaus will? hierher sollst Du sie nehmen! nicht nur, daß sie völlig ausgehalten würde, sondern, daß sie die stille Regel unseres Hauswesens in Verwirrung bringen und uns Alle unterjochen könnte. Das ist ihr Streben. Ade aber alsdann, Friede! auch erhalten wir keinen Dienstboten mehr."

Ich dachte, der Vater würde mich verschlingen: denn es geschah ein Brausen. Doch zu meiner Verwunderung sagte er nur: „und wenn ich es nun wollte, daß meines Freundes Frau zu uns zöge: Wer würde mich hindern? bin ich nicht Herr im Hause?"

Mit beiden Armen umschlang ich ihn, ob er sich auch sträubte, und sprach: „Du bist ein Hausvater! ein guter! treuer! und willst die Deinen nicht um Lieb' und Ruhe bringen. Das hindert Dich. Es gäbe überdies noch mehr Rücksichten, die Dich abhalten könnten. Glaubst Du nicht, daß die Professorinn gern Einfluß auf die herrschaftlichen Verhältnisse gewinnen möchte? Die da drüben ignoriren sie vornehm, das verdrießt sie. Und um unsere Simonis wäre es geschehen! Die Aermste hielte die unbeschei-

dene Zudringlichkeit von Fragen und Forschungen nicht aus, denen sie preisgegeben wäre. Du aber, Väterchen, würdest einen einsamen Vogel nicht von seinem verborgenen Neste verscheuchen."

Mein Vater ergrimmte im Geiste. „Das schwatzt!" stieß er mit Heftigkeit hervor, und drängte mich von sich; „der Staar, dort unten ist ein weiser Jüngling gegen plappernde Weiber!"

Und nun jagten sich unaufhaltsam Vorwürfe, denen ich im Gefühl der Schuldlosigkeit ruhig Stand hielt. Mit Schrecken sah ich, wie geschäftig die Maarbonn gewesen, den Vater aufzuhetzen, was ihr nur zu gut geglückt ist. Man spreche im Städtchen von einem Einverständniß zwischen mir und Herrn von Eckardy, was auch längst von ihr bemerkt worden sey; nur habe sie bisher dazu geschwiegen, weil sie zuversichtlich gewußt, daß die Einsicht meines Vaters sich nicht länger hinters Licht führen lasse, als es ihm selbst beliebe. — Gott! Nur darum sey es ihr zu thun, daß ihr Sohn es erfahren und an einem Verhältniß der Art Anstoß nehmen könne.

„Und welchen Anspruch hat denn Felix an mich?" fragte ich mit Indignation. „Den Wunsch Deines Vaters!" rief er heftig; „freilich den achtet meine Tochter für nichts."

„Den ehre ich, Vater!" antwortete ich ihm; „aber

ich achte auch das Recht meines freien Herzens, was nur die Liebe verschenken soll. In Beschlag nehmen lasse ich es nicht von einer eigennützigen Absicht." Ich zitterte bei dieser Erklärung, wie fest ich sie auch gab. Aber muß so die Tochter dem Vater Rede stehen? ich zerschmolz in Thränen, in bitteres Leid, was meinen Vater sichtlich immer mehr erbitterte. Er habe geglaubt, daß Eckardy um Seinetwillen zu uns käme, im Interesse der Wissenschaft. Indessen sey es auf mich gemünzt gewesen, oder auf das hübsche Erbtheil, was ich einst zu hoffen hätte; da Eckardy, so weit er schließen könne, kein Vermögen besitze. Nimmermehr aber werde er die Verbindung mit einem Edelmanne zugeben, der keinen Beruf habe, und nichts sey als ein gebildeter Höfling im Charakter der Freundschaft. — Es sey bei mir auch nur der hoffärtige Gedanke, gnädige Frau zu werden, und mich der gräflichen Familie näher anzuschließen. Immer habe ich höher gestrebt, als die Töchter der Pastoren und Landgeistlichen. So schaue ich nur — hinsichtlich der Maarbonn — eine gewisse Unterordnung von ihrem vorherrschenden Geiste, und fürchte, daß mich ihr Scharfsinn durchschauen könnte. Der Hausfriede aber müsse schlecht begründet seyn, der nicht eine Genossin mehr oder weniger, von welcher Art auch, ertrüge. — Länger ertrug ich

es nicht; ich fühlte aber mit tiefem Schmerz, daß es mein Vater war, der diese Ungerechtigkeit beging, und daß ich nun mit keinem Worte weiter gehen durfte. Noch einige Minuten blieb ich und versicherte, daß ich für den edeln Eckardy nur Vertrauen und Hochachtung empfände, und daß es ihm niemals in den Sinn gekommen wäre, eine Liebschaft hinter den Rücken der Eltern mit mir anzuknüpfen. Ach, aber ich weiß auch, daß ich damit nur geringen Widerstand leisten werde, wenn der Argwohn sich einmal meines Vaters bemächtigt hat. Und wird denn Eckardy, bei seinem feinen, geübten Blick, nicht sogleich merken, wie verändert er ihn ansieht? — Was ist nun zu thun? die Mutter war so sichtlich heiter, wieder erlös't zu seyn, daß ich sie unmöglich betrüben konnte. Zur Frau Simonis ging ich, ihr mein volles Herz auszuschütten. Ihre tröstende Stimme flößt mir ein unnennbares Gefühl von Muth und Selbstvertrauen ein, und in der Nähe dieser hinfälligen Gestalt athmet man eine Stärke, die wohl auch die schwächste Hoffnung aufrichten könnte. Sie hörte mich ganz aus, und sagte dann: „an Scheingründen fehlt es nie, ein Vorurtheil zu unterstützen, und Sie, liebe Helene, hätten das Ihres Vaters für die Gattin seines verstorbenen und von ihm vergötterten Freundes billig schonen sollen. Es ist und bleibt doch eine

edle Schwäche, unter der die Seinen leiden. Solcher Frauen, wie die Professorin Maarbonn, giebt es mehre; sie sind das schädliche Princip unseres Geschlechts! — Weil sie sich für bedeutend halten, wollen sie sich überall an die Spitze stellen; ihre ewige Unzufriedenheit raubt Anderen Recht und Ruhe. Wie hoch erhebt dagegen der Stolz der Resignation, der nur nach dem Himmel ringt und die Welt in Friede läßt! auch die Welt, die man mit einer Hand bedecken kann! — Wo aber gäbe es ein liebreiches oder freundschaftliches Verhältniß, was auf die Länge unangefochten bliebe? — Seyn Sie nicht bange, mein theures Kind! diese kleine Störung wird sich hoffentlich ausgleichen. Nur wenn Sie Ihre Unbefangenheit dabei einbüßten: das wäre ein Unglück. Die Menschen zu ertragen, ist unter allen Umständen sehr schwer, und nur wer Gott im Herzen trägt, wird es können. Mit unserer Macht ist's nicht gethan. Nur keine Beschwerde gegen Die, welche sie uns theilweise verursachen; das ist nie räthlich, liebe Helene, niemals! in der Ehe vollends. — —"

„So dürfte man also nicht ehrlich seyn, weder gegen seinen Vater noch gegen seinen Mann?" fragte ich kleinlaut.

Frau Simonis lächelte und sprach: „diese Ehrlichkeit bringt in Gefahr! am sichersten ruhen unsere

Klagen im Verwahrsam des Allwissenden, und die Geduld ist unsere einzige, aber ausreichende Waffe. — Wer ehrlich schweigt, zum Vortheil eines Anderen: dessen Gedanken entschädigen ihn. Der Engel des guten Gewissens ist sein Anwalt, und die Liebe ist ein ewiger Beschützer!"

Die liebe Frau! tief beschämt — tiefer noch gerührt ging ich von ihr.

Durchschauen? warum hatte dies Wort meines Vaters für mich einen so schneidenden Ton? wie wenn mein Herz von Glas wäre und davon gesprungen sey. Prüfe mich, mein Gott! und siehe, wie ich's meine! Der reinste Wille ist der festeste!

Den 28.

In der verwichenen Nacht habe ich wenig geschlafen; eine unbestimmte Furcht quälte mich. Der Sturm, der sich erst gegen Morgen legte, machte einen schauerlichen Lärm, und so oft ich einschlief, vernahm ich ein leises, leises Tönen an der Hausthür, wie wenn Jemand käme. Das mochte mir von gestern eingekommen seyn: den ganzen Tag über, wenn die Klingel ging, dachte ich, Eckardy käme! und war froh, da er nicht kam. Die beunruhigendsten Gedanken hielten mich wach. Ob Eckardy mich

wirklich lieb hätte? mehr als ein Freund? nein, Gott! das müßte ich ja wohl zuerst wissen! kleine Züge fielen mir ein — aber ein Mann wie dieser weiß gewiß jede Neigung zu überwinden, die nicht in seine Verhältnisse passen würde, und trägt seine Gefühle nicht zur Schau. Wie leicht irren sich Menschen! zumal aber ein verschwiegenes Herz! warum bringt man denn nun das einfache Urtheil des Wohlwollens in Verwirrung? mir war es nur um den Vater.

Die Gräfinn holte mich zu einem Spaziergange ab. Sie klopfte mit dem Finger an das Fenster, die Wintersonne blitzte wie ein Brillant an die Scheiben: so daß ich die verehrte Freundinn nicht sogleich erkannte. Es war gut, daß ich meinen Grübeleien nicht nachhängen konnte, und wahrlich! es war nicht von Ohngefähr. —

Nachdem wir eine Weile schweigend gegangen waren, sagte die Gräfinn: „ich mußte mich gewaltsam herausreißen, wenn ich nicht angesteckt werden sollte von der Niedergeschlagenheit der Andern. Sie scheinen auch nicht heiter, Helene! lieber Gott! ist denn Niemand glücklich? und ist die Luft umsonst so köstlich frisch und rein?" Zu fragen wagte ich, wer denn im Schlosse traurig wäre? — „Mein Bruder," antwortete die Gräfinn bekümmert, „hat wieder ein paar

Tage hindurch an Wallungen gelitten, was mir dann immer den Athem verhält. Auch erhielt Eckardy Briefe aus der Heimath, eben nicht von erfreulichem Inhalt, und er war sichtlich verstört." Beides thut mir herzlich leid! sagte ich betroffen; schüchtern äußerte ich noch: wie ich nicht geglaubt habe, daß ein Mann von so entschieden geistiger Richtung, wie Herr von Eckardy, jemals außer Fassung kommen könne. Ich halte ihn für eine kalte Größe. Die Gräfinn sah mich mit einem zweifelhaften Lächeln an und sprach: „das ist Ihr Ernst wohl nicht, Helene? doch da Eckardy ein warmer Freund Ihres Hauses ist, so begehe ich schwerlich eine Indiscretion, wenn ich Ihre Meinung über ihn berichtige. Er trägt einen großen, dauernden Schmerz! und die Art, wie er ihn trägt, muß ihn die Bewunderung Derer sichern, die ihn kennen. Hören Sie einen Theil seines schweren Schicksals!" Mein Herz stand still — ich bat die Gräfinn fortzufahren, und vernahm von ihr Folgendes. „Eckardy ist der Sohn eines simpeln Edelmannes, der bei dem Verfall seiner Glücksumstände sich an eine schwankende Hoffnung hielt. Das große Vermögen seiner Frau war verbaut, oder sonst verwendet worden, eine Schuldenlast hatte sich allmählich angehäuft, und das einzige Gegengewicht dieser drückenden Lage giebt ein Prozeß von wichtigem Belang, der möglicher

Weise zu gewinnen war. Um einer minorennen Erbinn willen, welche bei dieser Streitsache zunächst betheiligt war, oder aus andern Ursachen, die uns gleichgültig seyn mögen — bleibt der Prozeß eine längere Zeit auf sich beruhen. Dessen ungeachtet bleibt Eckardy's Vater fröhlichen Muthes, behilft sich mit fremden Geldern, und verzagt keinen Augenblick, daß er noch einmal reich werden würde. Die kränkliche Mutter aber, von der ihr Sohn mit glühender Verehrung spricht, zweifelt an der Rechtmäßigkeit der Ansprüche Seitens ihrer Familie, und haucht diesen Zweifel sterbend in ihres Sohnes Seele. Dieser erkennt es nun für seinen innersten Beruf, Jura zu studiren, um tiefere Einsicht in eine Rechtssache zu erlangen, die — wie seine moralische Ueberzeugung ihm sagt — nicht unbedingt zu erweisen seyn dürfte. Sein Vater soll lieber die Freiheit retten, die in einem guten Gewissen besteht, als eine Unabhängigkeit, die dem Zufall anheim fällt. Vorher lernt er gelegentlich das Fräulein kennen, dessen Anwalt er werden will. Er sieht das harmlose Wesen, über dessen Haupte die Waage des Prozesses schwebt, und eine entstehende Neigung legt das Gewicht der tiefsten Wünsche in die Schale. Er liebt das Mädchen! und ein Mann wie Eckardy liebt anders als tausend Männer. Eine kalte Größe nannten Sie ihn? nun

ja! ein Hekla in Flammen.“ Die Gräfinn sagte dies mit Wärme und Lebhaftigkeit, und setzte dann hinzu: „ich meine zwar die Idee der Gerechtigkeit, welche Eckardy's Seele erfüllte, habe die Gestalt dieser Liebe und jenes Mädchens angenommen; aber — was wollte ich doch eigentlich sagen? — — Er schweigt und sagt kein Wort. Mit brennendem Eifer studirt er: so daß seine Gesundheit darunter leidet. Sehnsucht verzehrt ihn, nach dem endlichen Erfolg seines unabläßigen Forschens das Rechte und Wahre zu ergründen — er versichert, sich während vieler Jahre in einer Spannung befunden zu haben, die all' seine Kräfte steigerte. Inzwischen ist, ihm unbewußt, durch geheime Machinationen der Prozeß in rascheren Gang gekommen. Er weiß von nichts; eine räthselhafte Angst erfaßt ihn. Er muß nach Hause. Dort findet er den Gegenstand seiner feurigsten Wünsche *als die Frau seines Vaters!* — Diesem einem immer noch hübschen Manne, von chevaleresquen Sitten, und jenem Leichtsinn, der in Wahrheit *die Jugend des Alters* genannt wird — ist es durch eine wohldurchdachte List gelungen, sich in den Besitz des bildschönen Fräuleins zu setzen, und zugleich den Abschluß des Prozesses auf seine Seite zu bringen. Er hat nämlich das Gerücht zu verbreiten gewußt, daß die letzte Instanz für ihn entschieden habe, und

da es häufig geschieht, daß in solcher Angelegenheit hier und da eine Vorstimme flüstert, welcher zu trauen ist: so ward der ältere Eckardy mit dem Vorschlage eines Vergleichs, und der Bewerbung nicht abgewiesen. — Denken Sie, liebe Helene! welch ein ungeheurer Betrug! welch eine Kränkung an Recht und Liebe! Eckardy entsagt nun der Heimath und Allem. — Sogar sein Pflichttheil wird nur darin bestehen, daß er nach dem Ableben seines Vaters für seine Stiefgeschwister sorgen hilft. Wohl ihm! daß er in der Wissenschaft eine tröstende Freundinn gefunden! Gern glaube ich es, daß der Verlust seiner Liebe ihn nicht so sehr geschmerzt, als der Gewinn des Prozesses — durch Täuschung. Eckardy ist auch mehr zum Freunde geschaffen, und seine innigsten Verhältnisse beziehen sich auf dies ernste und wahrhafte Gefühl. Nach den eingelaufenen Nachrichten fürchte ich, wird er uns bald verlassen müssen: denn sein Vater ist hinfällig geworden, und sehnt sich nach ihm." —

So weit die Gräfinn.

Ich weinte sacht unter dem Schleier. An die Worte der Frau Simonis dachte ich, die sie zu mir sprach: daß treue Liebe ein ewiger Beschützer sey.

Meiner Mutter erzählte ich davon, und konnte es vor Rührung kaum. Und auch diese edle Uneigennützigkeit ist verkannt worden! rief ich, und mein

Herz zürnte, daß dies möglich gewesen. „Von Wem, Helene? von Wem?“ fragte meine Mutter; ich küßte ihr aber nur die Hand, und bat, diesen Abend auf meinem Zimmer schreiben zu dürfen. So blieben die Eltern allein.

Den 29.

Welch ein Tag! ich bin erschöpft, und kann doch nicht unterlassen, eine Seite mindestens, oder eine halbe meines Tagebuchs auszufüllen.

Morgens bekam mein guter Vater einen starken Anfall von Schwindel. Als ich ihn erbleichen sah, wobei er sich so fest an den Tisch hielt, daß die Tassen darauf leise erklirrten: da dachte ich, der Schlag rühre ihn, und der Boden wankte auch unter meinen Füßen.

„Mein Vater stirbt!“ schrie ich in tausend Aengsten; das ganze Haus kam herbei. Meine Mutter ist gefaßt in jedem Moment der Gefahr, und doch war sie durch und durch erschüttert. Mit welcher Umsicht trat sie aus ihrer stillen Weise hervor, und traf die nöthigen Anstalten! Im Nu erschien auch Frau Simonis, und war bemüht um den Vater. Sie wußte Rath und Mittel, und was sie in Vorschlag brachte, schlug an. „Wie gut sind Sie!“ sagte ich, als der

Vater versicherte, daß ihm etwas besser sey, und küßte sie auf die hagere Schulter, die nur ein schwaches Knöchelchen ist. Eckardy kam eiligst, als er es gehört hatte, daß der Vater plötzlich erkrankt sey. Er wollte den Arzt selbst holen. Mein Vater reichte ihm mit stummer Innigkeit die Hand — mir war das Weinen nahe, da ich es sah; aber das Herz wallte mir in Wehmuth und in Freude. Die alte Freundschaft war in der Krankenmiene meines Vaters, und Eckardy, der unterdessen zweimal verrathen worden, gut und übel, stand schuldlos da, in rührender Unwissenheit, und blickte traurig auf ihn nieder. Vielleicht gedachte er seines eigenen Vaters. — Ich habe immer ein festes, zuversichtliches Gefühl in seiner Gegenwart. Wer von Muth beseelt ist — so erkläre ich mir es — in dessen Nähe schämt man sich, zaghaft zu seyn. Nur leise faßte ich seinen Rock an, ohne daß er es merkte.

Nach ein paar Stunden Schlaf fühlte der Vater jenen beängstigenden Zustand gehoben, nur düster war ihm noch zu Sinne, und über einen dumpfen Kopfschmerz klagte er; ich aber kam den ganzen Tag nicht aus dem Zittern heraus. Wenn die gestrige Frühscene etwas beigetragen hätte — der Vater ist so reizbar für das Aergerniß — wenn — — ich kann es nicht ausdenken, dieses fürchterliche: wenn! —

Als ich der Frau Simonis dankte, daß sie uns so treulich beigestanden, sagte sie: „die Armen wären es doch zu sehr, wenn sie nicht hülfreich seyn dürften, und den Traurigen ist es verliehen, daß sie trösten können. — Geben Sie Sich zufrieden, liebes Kind! diese Unpäßlichkeit ist vielmehr herstellend gewesen. Die Kraft der Freundschaft ist so rein, daß sie früher oder später jedes Gift ausscheidet, und ein Tröpflein Gift war Ihrem Vater in das Ohr geträufelt worden."

„Es hätte ihn tödten können!" rief ich in leidenschaftlichen Thränen; „und ich war es, ich Unbesonnene! die ihn in Gährung versetzte." — „Nicht doch, Helene!" sagte sie, „es war nur ein kleiner Uebergang, eine heilsame Warnung. Das beste Mittel, sich gegen schädlichen Einfluß zu sichern, ist, daß man sich die Fehler der Menschen als Krankheit denkt; dann wird man nichts als Mitleid haben. Und wer im Umgange mit denen, die zu laut sind für unsere Ruhe, sie als Sterbende dächte, — der würde nur leben um zu lieben; denn die Liebe duldet Alles. Was ist stiller als das Gestorbene? wie Manchen, der uns beleidigt hat, möchte man in's Leben rufen — um Frieden zu schließen mit ihm. Verzeihen ist göttlich! ist ein weltüberwindendes Gefühl, und jeder Mensch, Helene! muß einmal kämpfen."

Auch ich will mich bekämpfen! dies soll mein Dank seyn, lieber Gott! — Wie müde bin ich — die Feder sinkt mir aus der Hand. —

Den 30.

Gottlob! der Vater ist wohlauf! nur Schatten schwebten noch um seine Augen, und eine weichere Gemüthsstimmung als sonst war von dem gestrigen Anfall nachgeblieben. Die Mutter war in Sorge, des Neujahrs wegen; doch der Vater meinte, er habe sich mehr als einmal gesund gepredigt. Den Morgen brachte er auf seinem Zimmer zu; von Zeit zu Zeit schlich ich hinauf und lauschte, ob ich seinen Athem, seinen Schritt vernähme. Das Herz im Busen bebt mir immer noch. Aber er ging stark auf und nieder, und ich mochte ihn nicht stören. So zog ich mich sacht zurück.

Nachmittags ging die Mutter ein wenig in die Luft, um sich zu erholen. Sie bedarf zuweilen des Alleinseyns. Mein Vater ruhte in seinem Armsessel aus und schien in Meditationen versunken; ich saß auf einem Fußbänkchen dicht vor ihm. In dieser Stellung horchte ich am liebsten als Kind, wenn der Vater mir kleine, hübsche Geschichten erzählte. Welch eine vergnügliche Lust war das! mit anschaulicher

Wärme entfaltete der Vater mir nach und nach die ganze Bibel. Ich erinnerte mich und ihn an die Flucht nach Aegypten: denn als ich einst ein Bildchen davon sah, wie die Flüchtigen dahin zogen, träumerisch gehorsam im tiefen Schnee, der Wind in den rothen Mantel der Maria blies, womit sie den kleinen Heiland mütterlich verhüllte: da hatte es meine Phantasie gerade so zuvor gemalt. Seitdem verbindet sich mir immer mit dem Worte: „Flucht" der Begriff, das Heilige in Sicherheit bringen. Ich bat: „erzähle mir etwas, lieber Vater! bin ich doch immer noch Dein Kind!" — Da klopfte Jemand, es war ein Laquai vom Schlosse, der mir einige Bücher überbrachte. Auf meine Frage nach dem Befinden der Herrschaft, sagte er mir; die gnädige Gräfinn sey am Morgen sehr erschrocken, weil ein Trumeau in ihrem Zimmer mit fürchterlichem Knall zersprungen sey, und Niemand wisse, wovon.

„Das wird die Gräfinn für ein schlimmes Omen halten," sagte ich bedauernd, als ich dies dem Vater mittheilte.

„Die Gräfinn ist weder eitel noch abergläubisch," entgegnete er mir; „Sie wird dies Ereigniß nicht höher anschlagen, als es werth ist. Doch dabei fällt mir etwas ein. Du wünschtest, Helene, ich solle Dir erzählen. Wohlan, so höre! es war einmal — so

fangen alle Mährchen an; aber dies Geschichtchen ist keins! eine vornehme, römische Frau gab der Sclavinn, welche ihr Vertrauen besaß, den Befehl, ihr um jeden Preis den schönsten Spiegel zu kaufen. Die Sclavinn bot Alles auf; aber keine Platte war ihrer Gebieterinn recht. Die eine zeigte ihre Gesichtszüge gedehnt, die andere war nicht hell genug; an jeder fand sie etwas auszusetzen. Die Römerinn war reich und schön, und die Schönheit hat oft Langeweile; so wie der Reichthum selten heiter und nie zufrieden ist. Die beiden Brüder jener eiteln Frau traten ein, und fanden sie glühend vor Unmuth, wie sie die Sclavinn schalt, welche weinte; rings umher lagen theure Trümmer verächtlich am Boden. Der Vorgang sprach von selbst, auch kannten sie die Schwester. Der jüngere Bruder, ein wenig leichtsinnig, sagte schlau und lächelnd: Was zürnst Du denn? der schönste Spiegel ist nicht so wohlfeil, daß er mit einigen Talenten zu bezahlen wäre, auch nicht auf offenem Markte zu haben: er kostet Dich Dein Herz! weißt Du, welcher? das Auge des Geliebten! weder der feinste Stahl, noch die Politur des Silbers strahlt Dein Bild so reizend zurück! jenes aber — Auch diesen Spiegel, fiel ernsthaft der andere Bruder ein, ein Mann von jener sittlichen Strenge, welche die wahre Güte ist — auch diesen Spiegel

mußt Du einſt den Göttern opfern! das Auge der Liebe kann ſich ſchließen, oder wenden; dann entſtellt Dich der Gram. Der köſtlichſte Spiegel, höre es! iſt die Seele eines treuen Freundes! dieſen aber mußt Du durch Deine Tugenden verdienen. Und das edelſte Selbſtbewußtſeyn vertritt dieſe Seele noch, wenn ſie entſchwebte. — —"

„O mein Vater!" ſagte ich bewegt, „Deine Geſchichte iſt ſchön! und Du, Du vor Tauſenden darfſt ſie erzählen. In manchem Munde klänge ſie wie zerbrochenes Metall."

„Wen Gott lieb hat," erwiederte mein Vater, „dem giebt er einen treuen Freund! Sieh, mein Kind! ſo iſt es nicht mehr als billig, daß ich dankbar bin."

Mehr konnte mein Vater mir nicht ſagen, als was hierin enthalten iſt, und weniger kann ich nicht thun, als dieſe Worte beherzigen.

Den 31. — 6 Uhr Abends.

In unausſprechlicher Aufregung eile ich zu dir, mein Tagebuch, um mich zu ſammeln. — Die letzten Stunden bringen wir gemeinſam in heimiſcher Stille zu. Jedes fremdartige Intereſſe wird ausgeſchloſſen; oder ſoll doch ſchweigen; nur Weſentliches kommt

zur Sprache. Was das Jahr uns nahm, was Gott uns spart; der Vater redet davon mit Danksagung und mit Weihe. Armer Vater! diesmal fehlt Dir der liebste Freund, wenn auch das Weh dieses Gedankens nicht laut würde. Jedes Herz hat wohl an diesem Abend sein „Stummen-Glöckchen," womit es den lieben Herrgott klagend angeht, und um eine Gabe bittet. Unter dieser erhebenden Rede schlägt es zwölf Uhr — mitten im Worte bricht der Vater ab. Wir beten ein stilles Vater-Unser — nie habe ich es ohne Thränen gekonnt. Dann spricht der Vater den Segen; unsere Arme, unsere Herzen öffnen sich an diesem Abschluß, und der Vater steckt gleichsam den goldnen Schlüssel der Liebe und frömmsten Ordnung zu sich; auf daß wir wieder reine Rechnung haben mit Gott. —

Fängt denn nicht aber in jedem Moment ein neues Leben für uns an? dürfen wir einen einzigen Augenblick übersehen? im Herzen wohnt die Zeit nicht! Wer es auch immer eine Lebens-Uhr genannt haben mag.

Oft hat die Mutter mich davor gewarnt, der unbestimmten Gewalt eines Eindrucks nachzugeben. Sie sagte: „widerstehe mit klarem Willen, so wird die Illusion verschwinden, und Deine Gefühle werden niemals über Dich herrschen."

Jetzt kann ich dieſen mütterlichen Rath prüfen. — Von der Gräfinn war ich eingeladen worden, eine Arbeit anzuſehen, die ſie mit unſäglicher Mühe und Ausdauer zu einem Neujahrsgeſchenk für ihren Bruder vollendet hat. So ging ich nach der Vesper hinüber. Mit einer ſeltſamen Vorempfindung — wie ich ſagen möchte.

Das Scheiden der Zeit, die ſo gleichgültig von hinnen ſchleicht, als wäre es nichts um das Bleiben — ängſtet mich heimlich; ich möchte dann das Dauernde erfaſſen, und halte mich nur an mein Herz. Das leiſe Ziehen der Wolken — — ich möchte mit! dachte ich in unendlicher Sehnſucht. Wie ſo oft mir friedſam geweſen, ſtillinnerlich wohl; ich ſah es dem alten Jahre an, was nun bald Abſchied nahm, und Ade! Ade! rief mein Gefühl.

Die Gräfinn war in ihren Zimmern die nach dem Garten gehen, und eine freie, ſchöne Ausſicht haben. „Kommen Sie! kommen Sie, Helene!“ rief ſie mir zu; „ich warte ſchon. Es iſt die höchſte Zeit!“

Die gütige Leonide enthüllte nun ſogleich den Ofenſchirm, deſſen unvergleichliche Stickerei eingerahmt iſt in ein Geſtell von Ebenholz mit Elfenbein, eben ſo einfach als vornehm. „Der Sylveſterabend,“ heißt dieſes wunderſchöne Bild, welches ein alterthümliches Gemach zeigt, im Wiederſchein der Lohe

des Kamins. Da ich in die kühle Kohlengluth sah, die dort manchen Winter fortglimmen wird, ohne daß der Nordwind sie ausbläs't, erinnerte ich mich an „die Geheimnisse des Feuers," über welche mein vorbestimmter Bräutigam ein Werk geschrieben hat, was vielleicht kaum so einleuchtend ist als dieses. Bräutigam! nein! dies Wort ist doch zu ernst für einen scherzenden Vergleich. Also wieder zum Kamin! an einem schwerfälligen Tische, der muthmaßlich der Wärme wegen so nahe daran steht, sitzen ein paar Mädchen dicht beisammen, welche Nußschalen in einem Becken voll Wasser schwimmen lassen. Das eine Lichtchen ist erloschen, das andere brennt in ruhiger Flamme. Der trübsinnige Blick der Einen, das strahlende Auge der Andern, erklärt eigenthümlich diese Zeichen. Durch das Fenster scheint der Mond und der blasse Winter herein, und ein dunkles Gemälde an der Wand, wahrscheinlich der Schutzheilige des Hauses, sieht zu. — „Sehen Sie," sagte die Gräfinn verdüstert und wies auf das finstere Bild: „das ist der Starrblick der Nothwendigkeit! dies ausgewehete Lichtchen ist mein — Wer schützt eine erlöschende Hoffnung?" Sie brach in Thränen aus und setzte hinzu: „Sie, Helene! dürfen einer hellen Zukunft entgegen sehen." „Gräfinn!" erwiederte ich bestürzt: „warum so traurig, da Ihnen eine

Freude bevorſteht? iſt denn der Graf wirklich ſo ſchlecht? — Und wäre es — Wer eine erlöſchende Hoffnung ſchütze, fragen Sie? ich weiß Wen! denken Sie an die Stelle vom glimmenden Docht — es iſt ein göttlicher Hauch darin."

Ein frommes Kind nannte mich die Gräfinn hierauf, und ſtreichelte mir die Wange. „Mein Troſt iſt," ſprach ſie, „daß ich meinem Bruder bald folgen würde. Was ſollte ich auch allein in der weiten Welt? Unſer Seyn war von jeher Eines nur! die heilige Natur hat uns vereinigt. Wir ſchliefen ſchon einmal dicht beiſammen — wir werden es wieder. Ich glaube einer anderen als Schweſterliebe iſt mein Herz nicht fähig. Auch heirathe ich nie, nie! jede Verbindung würde mich von meinem Bruder trennen. Das innige Band verſchwiſterter Seelen, iſt mehr als ein verwandtſchaftlicher Bezug."

Obgleich die Gräfinn dies mit Reſignation ſagte, ſo wehte doch ein Ton von Leidenſchaft in ihren Worten. Schon manchmal habe ich gedacht: ob nur eine unglückliche Liebe? — dieſe gänzliche Zurückgezogenheit läßt mindeſtens ſchließen, daß ſie an irgend einer ſtillen Neigung hängt. Doch Wen könnte dieſe Liebenswürdigkeit kalt laſſen? „Man ſagt," erwiederte ich, „die Liebe ſey das ausſchließendſte der Gefühle; doch will mir dies nicht recht in den Sinn, weil ich mir

die Liebe als den Arm denke, der das All umfaßt. — In Ihren Verhältnissen, theure Gräfinn! ist der Kreis des Möglichen erweitert — wenn Sie nun einen Freund von Ihnen Beiden zum Gemahl nähmen? dann änderte sich wenig oder nichts." Und bei mir selbst dachte ich: es müßte ja nicht eben Eckardy seyn.

Die Gräfinn schüttelte heftig den Kopf. „Nein, nein!" rief sie hocherröthend, wendete sich ab und schwieg. Sie trocknete sich das Auge klar. Wir traten ans Fenster.

Es dämmerte, zum letztenmale in diesem Jahre! abgerissene Wölkchen, leuchtend violett, schwebten wie Himmelsveilchen über den weißen Wipfeln der Bäume, als ob dort oben ewig Frühling wäre. Immer brennender ward der purpurne Vorhang des Abends; kann man wohl anders, als in solcher Stunde fragen: „Was verbirgst Du noch? — —"

Die Gräfinn starrte vor sich hin, das Gesicht halb in die Gardine gehüllt; ich sah in die Ferne. Da erscheint plötzlich ein junger Mann, wie aus dem Boden gewachsen. Er eilt behende dem hintern Eingang des Schlosses zu, wo die Fenster der Gräfinn sich reihen — der grüne Leibpelz, den er trug, paßt vortrefflich zu diesem schlanken Wuchs. Von der andern Seite stürzt der Graf dem Fremden entgegen; ein zusammenklingender Freudenruf, ein „Ach!" ein

Echo vernahm ich neben mir, dann verstummen Beide in einer inbrünstigen Umarmung. Und dieses anziehende Schauspiel ist uns nahe, so nahe! daß sein Schatten, oder etwas in meinem Auge, die klaren Scheiben verdunkelt. Wie innig umschlang der Fremde die schwächliche Gestalt! wie fest drückte er das kranke Herz an seine Brust! wie flammte sein Blick als er aufsah und mich bemerkte. Er grüßte, und mochte mich vielleicht für die Gräfinn halten. In unbeschreiblicher Verwirrung wich ich zurück — ich fürchte, ich habe ihm gar nicht gedankt. Jetzt erst sah ich, daß die Gräfinn erblaßt war. Sie bebte wie Espenlaub. Auf meine erschrockene Frage: „Wer der Fremde sey?" antwortete Leonide: „der liebste Freund meines Bruders, der lange, lange! von uns war. Neben dieser Ueberraschung verbleicht mein Sylvester."

Sogleich schickte ich mich an zu gehen, beschämt über mein Zugegenseyn, und die Gräfinn ließ es auch zu, daß ich mich ohne Verzug entfernte. Mir däucht, ein wenig hätte sie mich halten können. —

Wie schön ist die Zärtlichkeit eines Mannes! das ist dieselbe Kraft der Weichheit, die im Tenor das Herz schmilzt! —

Der Graf ist, wenn auch kränklich, doch sehr glück-

lich! er hat warme Freunde, und eine Schwester, der er mehr ist, als die Liebe.

Ade, mein Tagebuch! —

Es war am Tage nach dem Neujahr, als Felicitas sich allein befand, weil die Professorinn die Aufforderung zu einer Spazierfahrt nicht hatte ablehnen mögen. — Der Hang zur Zerstreuung war anschaulich in dem verlassenen Zimmer, wo Alles wüste durch einander lag, und Felicitas freute sich, einmal ungestört Ordnung machen zu können. Aber den Spuren derer nachzugehen, die sich confus und rastlos regen, ist für ein geordnetes Gemüth gar schwer, und es dauerte lange, ehe das Mädchen mit all den Dingen zurecht kam, die zu entwirren und zu beseitigen waren. Doch nun endlich erweiterte sich der Raum! jede Kleinigkeit stand und lag an ihrem Orte. Das Herz im Busen klopfte der emsigen Felicitas so stark, als stände ihr etwas Wichtiges bevor. Sie lockerte die zerdrückten Polster des Sophas auf, rieb die runden Glasfenster des Alkovens klar, säuberte den Kranz um Maarbonn's Bild, so daß die Immortellen mit leisem Geräusch abstiebten, und schüttete feines Räucherpulver auf die kleine Pfanne, so daß der aromatische Duft das bescheidene Wesen umwölkte,

welches hier ungesehen den Göttern der Häuslichkeit opferte. Und nun erst dachte Felicitas an sich selbst. Dies keusche Alleinseyn sollte nicht unbenutzt bleiben für ihr eigenes Bedürfniß. Sie badete das liebliche Gesicht im kältesten Wasser, daß die schönste Schminke ihre Wange begoß, und die langen Wimpern träufelten. Nun nestelte sie das Haar auf, um es einmal durchzuflechten, was jetzt nicht täglich mehr geschehen konnte; aufquellend bedeckte es den schmalen Wuchs, doch der Scheitel schmiegte sich schlicht dem kindlichen Oval des Köpfchens an. Ohne die mindeste Selbstgefälligkeit wendete Felicitas ihrem höchsten Reiz den Rücken. Während sie sich zu dieser schmucklosen Toilette anschickt und im Begriff steht, das milde Blond in breite Zöpfe zu schlagen, fällt ihr ein, was sie aus den Zeitungen weiß, wie in Paris einem jungen Mädchen die schönen langen Flechten im Gedränge diebischer Weise abgeschnitten worden. Traurig denkt Felicitas an die Scheere der Parze, die noch schlimmer beraubt. Sie blickt zu dem verehrten Bilde auf und spricht: „wie gern gäbe ich dies Haar, meinen einzigen Reichthum, für Dich hin! und trüge lebenslang ein Häubchen; Dein Kranz wäre dann der meine — unverwelklich!"

Kaum sind diese Worte gesprochen, so hält mit Gerassel ein Wagen unten; es ist als ob eine Unruhe

entstände. Felicitas glaubt zuerst nicht, daß dies sie etwas angehe. Bald aber schallen Tritte im Flur, dröhnende Schritte kommen die Treppe herauf, ein tragbarer Chor bewegt sich den tiefen Vorsaal entlang, näher und näher. Sie öffnet horchend die Thüre. „Platz da! wir bringen den Herrn Doctor!" rief eine rauhe Stimme. Ein junger Mann hängt ohnmächtig, wie es scheint, in den Armen einiger Handlanger. Felicitas steht wie eine Bildsäule des Entsetzens: denn ach! es ist Felix, der solchergestalt seinen Einzug in die Wohnung seiner Mutter hält. Mit Mühe nur läßt sich erfahren, daß noch meilenweit von hier sein Wagen umgeworfen, wobei eine schwere Kiste ihm auf den Fuß gefallen. Da der Schaden nicht untersucht werden konnte, so sey der Schmerz von Minute zu Minute gestiegen, bis dicht vor Liebstadt dieser besinnungslose Zustand eingetreten. Dies hatte ganz zerknirscht der Kutscher ausgesagt.

Es wurden Boten schleunigst nach dem Wundarzt gesendet; auch sollte das Gepäck herauf geschafft werden. Inzwischen blieb das einsame Mädchen in trostloser Stille mit dem bangen Gast allein, dem es unbewußt war. —

Man hatte ihn in das Sopha gesetzt, und Kissen auf beide Seiten gestemmt; schlaff ruhte der Körper in unbehülflicher Schwere, sein Gesicht, mit Todes-

bläſſe bedeckt, iſt auf die Bruſt geſunken, und des Vaters Bild, was dagegen lebendig ſchien, lächelte erhaben auf dieſen irdiſchen Unfall nieder.

Felicitas, über allen Ausdruck beängſtigt, ruft ihn bei ſeinem Namen; denn ſchon bei einer bloßen Ohnmacht iſt im kleinſten Seufzer mehr Wahrheit als im größten Titel. „Armer, lieber Felix!" jammert ſeine Pflegeſchweſter; „welch ein Unglück iſt das! wie wird die Mutter es ertragen —" das Gewicht dieſes Gedankens fällt ihr wie ein Centner auf das Herz. Sie ſtreicht das hellbraune Gelock dem jungen Manne von der Stirn, wie mütterliche Liebe einem Knaben thun würde — nichts findet ſich vor, als ein wenig verwitterter Balſam, die Schläfen zu reiben, welche ſchwach pulſiren. Die kalten Hände ſucht Felicitas mit den ihrigen zu erwärmen. Jetzt ſchlägt Felix ein paar ſchöne Augen auf und ſeufzt tief; aber noch iſt er nicht bei ſich. Nur wie in einem dunkeln Wort ſpricht das Leben ihn in der holdeſten Geſtalt an, aber er verſteht nicht, was Felicitas im Ausruf der Freude zu ihm ſagt, da ſie ſieht: er lebt! — Sein Haupt ſinkt auf ihren Buſen, und der Naturphiloſoph, mit träumenden Sinnen wie ein ſchwaches Kindlein, weiß nicht, welch ein heilig gutes Herz ihm zur Stütze dient! Das Mitleid hat, wie eine vor-

nehme Wärterinn, die weichsten Windeln für den Schmerz.

Als nun der Chirurgus kam, erhitzt und außer Athem, bemerkte Felicitas mit Schrecken, daß er ein wenig angetrunken wäre. Er stand im Ruf dieses Fehlers, und es beruhigte Felicitas nicht, daß die schwierigsten Curen ihm niemals besser gelängen, als grade dann.

„Seyn Sie nur recht gelinde!" flehete das Mädchen, als er sich den Rock auszog, die Untersuchung zu beginnen.

„Der Teufel mag gelinde seyn!" antwortete jener rohe Bramarbas, ein braver Wundarzt erster Classe braucht Force, wo es nöthig ist. Der Stiefel ist noch an, der Fuß bedeutend geschwollen, — es wird Künste kosten."

Felicitas half aus allen ihren Kräften; die Pein weckte Felix vollends. Er stöhnte laut. „Von spanischen Stiefeln spricht der Patient?" fragte der Chirurg seine blasse Gehülfinn: „ja, ja! wer das noch nicht empfunden hat, dem kommt's spanisch vor. Wenn die lieben Gliedermaßen beleidigt sind, so nehmen sie keine Raison an."

Jetzt sollte der Schaden besichtiget werden, und es trat eine bangsame Stille ein. Felicitas wendete sich ab, ihre Pulse stockten — ein unaussprechlicher Seuf-

zer, tief im Grunde der Seele, säuselte nicht über ihre Lippen. Nun erfolgte der Ausspruch des Wundarzts. „Wie ich dachte!“ sagte dieser crasse Egoist, „die kleine Röhre ist zweimal zerbrochen, eine tüchtige Quetschung obenein —“ und abermals stöhnte Felix kläglich.

„Wenn sie nur aushalten wollen,“ fuhr Jener fort; „die Herren Gelehrten sind in der Regel schlimme Patienten, und stellen sich zuweilen etwas ungebehrdig, wo es auf solch krummes Latein ankommt —“

„O! für diesen Herrn stehe ich ein, das ist ein starker Geist!“ unterbrach ihn Felicitas, und ein heldenmüthiger Blick aus ihren sanften Augen, der Felix traf, entzündete in den erloschenen seinen, das Feuer eines männlichen Entschlusses. — Alle Lehren der Stoa hätten über seine Philosophie nicht halb so viel vermocht, als diese schmeichelhafte Bürgschaft.

Während des Verbandes knieete Felicitas daneben; ihre Haare hatten sich aufgelöst, und berührten den Boden. Ueber ihr Gesicht war die Glut mitfühlender Angst ausgegossen; doch jeder ihrer Athemzüge war ein lindernder Hauch. Die Hand, welche ein Fläschchen Aether hielt, zitterte sichtbar, die andere stärkte der Wille zu dem übernommenen Auftrag.

Felix hielt wie ein Mann. Auch nicht das leiseste Zucken verrieth, daß er Qual empfinde. Das schöne Bild zu seinen Füßen, das Bild mildester Barmherzigkeit, das Auge voll himmlischer Thränen, um *seinen* Schmerz geweint, gab ihm diese standhafte Fassung. Das Geheimniß des Märtyrerthums war in jenen Momenten.

Nachdem die Operation ausgestanden war, schien Felix sehr erschöpft. Der Wundarzt trocknete sich den Schweiß von der Stirne, und sprach: „nun müssen wir den Patienten gleich zu Bett bringen, auf daß er in die rechte Lage komme." Felicitas flog hinaus, das Gastbett zu besorgen; doch als sie zurückkam, hatte man ohne alle Umstände Felix in das ihrige gelegt, weil es der Thüre des Alkovens am nächsten stand. Den neuen Plaid der armen Felicitas, befestigte der Mithelfer des Chirurgs an das Fenster, um es zu verdunkeln. Man benahm sich bei dieser Gelegenheit wie der Feind zu Kriegszeiten im Heiligthum.

Als das Mädchen hocherröthend mit ein paar schwachen Worten ihr Eigenthumsrecht geltend machte, sagte der Wundarzt mit dem Lächeln eines Fauns: „ist nicht mehr zu ändern, mein verehrtes Fräulein! auch ist solch ein Bettchen ein Bethesda für die Lahmen."

Felicitas schwieg beschämt. Sie wagte kaum einen halben Blick nach ihrem unfreiwilligen Bettgast, der, tief in die Kissen geschmiegt, mit geschlossenen Augen dalag, als wüßte er sich heimisch und geborgen. Der Wundarzt verordnete nun noch Einiges, vor Allem aber die größte Ruhe, weil das Wundfieber höchst wahrscheinlich im Anzuge sey. Dann hieß es von ihm, wie von Manchem im alten Schauspiel: „geht ab, und wundert sich —" daß die Mutter nicht da gewesen; „was um so besser war," setzte er bei sich selbst hinzu.

Noch immer blieb die Professorinn aus, obgleich eine Hiobspost nach der andern ihr entgegen eilte, denn es ist ein herber Zug menschlichen Antheils, der sich in der Willfährigkeit offenbart, womit schlimme Nachrichten überbracht werden. Die Hand der Vorsehung hatte sichtlich in jener Bedrängniß die Mutter entfernt gehalten, und die ausgeschickten Boten irre geleitet; indem die Dame, in deren Gesellschaft Frau Maarbonn die kleine, winterliche Lustreise unternommen, unterweges ihre Richtung verändert hatte. Jetzt erst, in dieser verlassenen Stille, empfand Felicitas das Weh des Auftritts, der nun vorüber war, und die bittere Verlegenheit, in die sie sich dadurch versetzt sah. Sie wußte, daß nun ihre Quälerinn kommen würde, und daß sie verantwort-

lich seyn müßte, dies ahnete Felicitas. Auf die Pein der Frage verstand sich die Professorinn, und die Gegenwart der jungen theilnehmenden Dulderinn bei den Leiden ihres Sohnes war seiner Mutter Anlaß genug, ihr Unterlassungs-Sünden sonder Zahl aufzubürden. Felicitas stieß einen ängstlichen Seufzer aus, und die Augen standen ihr voll Wasser.

Aber im heiligen Instinct dessen, was in ihrer Seele vorging, öffnete der Kranke seine Augen, und obwohl sie umflort waren, schien er doch zu sehen, daß Felicitas in Thränen schwamm, und in welcher Furcht das Herz des Mädchens wankte. Er arbeitete seine Hand unter der Decke hervor, reichte sie ihr — das Lächeln der Wehmuth um seinen brennenden Mund sagte mehr, als tausend Worte heißen Dankes — in dem stummen Händedruck lag eine Schutzversicherung, deren Wärme die zagende Felicitas unter einem kalten Schauer empfand, denn eben stürzte die Professorinn zur Thüre herein, und fiel mit lautem Geschrei und verzweiflungsvoller Geberde über ihren Sohn her.

„Um des Himmels willen, Felix! was ist Dir widerfahren? sprich, mein Sohn! oh, ich Unglückliche! wie hatte ich mich auf Deine Ankunft gefreut! —" Felix machte eine schmerzlich abwehrende Bewegung,

denn die Mutter war in ihrem Ungestüm dem verbundenen Fuße zu nahe gekommen; in seiner Miene war mehr noch Widerwillen, als Schmerz.

„Und Du, Felicitas!" wendete Jene sich an das bebende Mädchen, „sitzest hier, und weinst ihm was vor! ist das schicklich? warum bist Du so stöckisch? darf ich bitten, daß ich endlich erfahre, was geschehen ist?"

Felicitas antwortete nicht sogleich; ihre Lippen versagten, und nur mit größter Anstrengung brachte sie hervor: „der Fuß ist gebrochen, zweimal am Knöchel — — es war mir lieb, daß Ihnen die Angst bei dem Verband erspart blieb, und jetzt sey die äußerste Ruhe das Nöthigste, meinte der Wundarzt."

„Den Trunkenbold habt Ihr geholt?" fuhr die Maarbonn wie eine Furie Felicitas an; „diese Duselei sieht Dir ganz ähnlich. Wie kann dieser Mensch, der nie auf festen Füßen steht, einem andern aufhelfen? den Arzt aus B—., den lasse ich mir gefallen, der ist Doctor der Chirurgie, und ein Mann, der sein Fach versteht."

„Die Noth war dringend!" versetzte Felicitas gepreßt, „schon zu lange war Ihr armer Sohn ohne Hülfe geblieben."

„Daß man seinen Verstand gebrauche, das ist stets das Dringendste!" erwiederte Frau Maarbonn heftig.

Felix raffte sich empor. „Ich halte es nicht länger aus!" rief er mit wilden Blicken. „Schweig, Mutter! wenn Du mich nicht tödten willst!" dies war der erste Gruß ihres Sohnes.

Die Professorinn zog sich betroffen in das Zimmer zurück, wo sie einen hysterischen Anfall bekam, und ihrem Unmuth durch die bittersten Vorwürfe Luft machte, welche Felilitas mit unerschütterlicher Geduld ertrug. Darauf hatte Jene nichts Angelegentlicheres zu thun als einen ausführlichen Brief an den Doctor Obermeyer in B—. zu schreiben. Sie berührte die traurige Veranlassung, entwickelte medicinische Ansichten, und bat ihn, morgen herüber zu kommen. Auch erließ sie eine schriftliche Anzeige des vorgefundenen Unfalls an den Propst. Mittlerweilen war es tiefer Abend geworden.

Felicitas lauschte auf die Athemzüge des Kranken, die immer flüchtiger wurden. Sie verließ ihn nicht. Mit leichter Mühe gelang es ihr, daß die Professorinn sich zu Bett begäbe. „Ich ruhe ein wenig auf dem Sopha draußen," sagte Felicitas, indem sie die Unruhe ihres Herzens verschwieg, und sehe nach, so

oft ich das leiseste Geräusch vernehme. Sie wissen, wie leise ich schlafe."

Was hierin unzulässig gewesen, ward ignorirt — und müde von der Luft, wie auch krankhaft abgespannt, schlief die Professorinn bald ein. — Felicitas aber wachte mütterlichtreu an ihrem eigenen Bette, und dachte mit keiner Silbe daran, daß sie ein Mädchen wäre. Felix fieberte stark, und phantasirte. Wo ihre unschuldigen Träume nisteten, da stiegen wie scheue Vögel glänzende Gedanken, bunte Ideen auf, denen das Mädchen bangen Herzens nachdachte. Doch flößte ihr die Stimme, die hier allein sprach, in der schweigenden Nacht, kein unheimliches Grauen ein, und Felicitas glaubte, unter dem verworrenen Gemisch phantastischer Beziehungen, einen freien, selbstbewußten Geist zu erkennen.

Um Mitternacht wurde der Kranke sehr unruhig. Er sprach von Mucius Scaevola, und hielt dafür, seine rechte Hand brenne im Feuer; die Hand, da Felicitas sie anfaßte, brannte sehr. Ein paar Mal wollte Felicitas die Mutter wecken. Diese aber konnte sich nicht ermuntern, und wendete traumredend sich auf die andere Seite. Felicitas schlich bangend auf ihren Platz zurück. Sie fühlte sich und ihren Schützling verlassen. Und so betete sie mit Inbrunst und innigem Händefalten: „neige Dich zu mir, mein

Gott! denn ich bin einsam, und dieser Aermste ist elend! für ihn flehe ich um Deinen Beistand, o Herr! Du wirst seinen Fuß nicht gleiten lassen — Du bist der Schatten über seiner rechten Hand!"

Felicitas wußte die Psalmen auswendig; die frömmste Uebung hatte das Mädchen gelehrt, Alles, Alles! auf Gott anzuwenden. Und wie sie so inbrünstiglich flehte, war es, als öffne sich ihr die Wand — die Vorwelt — in heiliger Ferne dämmerten Thaten der Liebe, die Der gethan, der nicht schläft noch schlummert. Ein Schein von Ruhe breitete sich über das Lager aus, und der Glaube, der jedes Wunder vollbringt, senkte sich in ihr Herz.

Das Fieber hielt in ungewöhnlicher Heftigkeit länger an, als es sonst bei äußeren Verletzungen der Fall ist. Und als die Crisis nun vorüber war, und als die Heilung sich besser anließ, als man gefürchtet, da war das Erlittene, das Geschehene, ihm nur wie ein Traum. Wie aus einem Nebel trat die Gestalt seiner Mutter hervor, er konnte sich nicht recht in ihre Weise finden. Manches an ihr war ihm fremd geworden, und die Art, wie die Professorinn das Mißgeschick aufnahm, das Felix unverschuldetermaßen seiner Mutter in's Haus gebracht, wie sie dem Mädchen begegnete, welches er für seinen guten Engel ansah: diese Wahrnehmung wirkte sogar ab-

stoßend auf ihn. Wenn Felicitas von seiner Mutter mit schnöder Härte behandelt wurde, um dem Sohne die untergeordnete Stellung des verwaiſ'ten Kindes bemerklich zu machen, so erhöhete dieſe Ungerechtigkeit das Mädchen in seinen Augen; denn jeder beſſere Menſch giebt einem ſanften, ſtillen Leiden größeren Werth, als einem herben Thun. Felix half ſeiner Pflegerinn wie mit dem Schwerte, und machte dadurch nur das Uebel ärger; Felicitas verſtummte wie ein Lamm unter dem Scheerer.

Wirklich befand die Profeſſorinn ſich in der unangenehmſten Lage; zu nichts weniger fähig, als zur Ausdauer in irgend einer Widerwärtigkeit, konnte ſie dennoch nicht das Geringſte ändern.

Eine leiſe Warnung ſagte ihr, daß Felicitas, wie behülflich ſie ihr auch wäre — mehr noch hindernd werden könnte, und daß ſie ihr nicht freies Feld laſſen dürfte. So ſah die Frau, welche ein unſtäter Drang hin und her trieb, ſich zu einer Gefängnißſtrafe in ihrer eigenen Wohnung verurtheilt, ſelbſt ohne die Freiheit, ihre Launen nach Gefallen auslaſſen zu können. Sie klagte über die Laſt dieſes Unfalls, über das langſame Fortſchreiten der Beſſerung, über das beengende Gefühl, im nächſten Sinne beſchränkt zu ſeyn. —

Einmal ſagte ſie: „wenn ich nach den Kiſten drau-

ßen urtheile, so däucht mir, Du müßtest auf einem Wagen gekommen seyn, wie die Leute haben, welche mit einer Menagerie im Lande umher ziehen. Wozu hast Du all' den Plunder mitgebracht, der nur dazu taugte, Dir das Bein zu zerschlagen, und daß mein gehofftes Vergnügen zu Trümmern ginge?"

„Mutter!" fuhr Felix auf, flammend vor Zorn, und mit erstickter Stimme: „menagire Dich! ich bin kein Affenführer, auch kein dummes Kameel, daß ich Alles ertrüge! Was Du mir bietest, übersteigt meine schwachen Kräfte. Plunder! wenn mir als Ehemann geschähe, daß meine Frau dereinst Dinge vom erheblichsten Interesse für mich Plunder zu nennen dächte, ich ließe mich von ihr scheiden; denn es wäre der sicherste Beweis, daß sie mich nicht liebte."

Die Mutter schwieg vor diesem Tone.

Ein andermal, als sie von den Schattenseiten ihrer Wohnung sprach, und sich über die Größe des Zimmers, über das Düstere des Gebäudes beklagte, worin es ihr durchaus unheimlich wäre, sagte ihr Sohn: „wüßte ich doch nicht, wo es freundlicher wäre, als eben hier! doch so lange ich denken kann, weiß ich auch, daß Dir nirgend wohl gewesen, als da, wo Du fremd warst. Das macht — wenn Du nicht zürnen willst, liebe Mutter! — Du hast die Hausscheu! diese Krankheit, welche schlimm ist, sehr

ſchlimm! flieht vor ſich ſelbſt. Alles erſcheint ihr gräulich, was häuslich iſt."

„Welche Sprache erlaubſt Du Dir?" rief Maarbonn's Wittwe entrüſtet, und worauf Felix antwortete: „Die Sprache der Wahrheit! die ich Dir vorzugsweiſe ſchuldig bin. Wem ich Wahrheit ſage, den ehre ich! und wen ſoll ich mehr ehren als Dich, meine Mutter?" —

„Sieh!" fuhr er fort, da die Profeſſorinn zu reden zögerte; denn die Wahrheit hat eine Gewalt, welche auch das ſchreiendſte Unrecht zum Verſtummen zwingt; — „Du nährſt manche Selbſttäuſchung, und es koſtet mich mehr, als ich ſagen kann, wenn ich Dich länger dabei ließe. — So hältſt Du Dich für einen größeren Geiſt, als viele Deinesgleichen; ſolch ein Dafürhalten iſt aber nur ein überragendes Geſpenſt, was keine Ruhe findet, und was Jedermann von ganzer Seele fliehet. All' die Eigenſchaften, die ich an Deinem Geſchlecht verehre: Demuth, Innerlichkeit, beſcheidene Wünſche, die ſanfte Neigung des Wohlwollens — werden von Dir verachtet, als dürfteſt Du es; doch wo das Weib einen andern Geiſt hat, als ein Herz, das Herz, Mutter! da iſt das Glück des Mannes weniger als ein Schatten, denn der erweiſt doch die Exiſtenz des Lichts!"

Als Felix sich solcher Worte erkühnte, erbleichte seine Mutter. „In der That, Felix!“ sagte sie kalt und erbittert: „Du excellirst als Privat-Docent, und um Dein Fortkommen darf ich unbekümmert seyn. Du sagst, ich nähre manche Selbsttäuschung? und es koste Dich Etwas, mir dies bisher verschwiegen zu haben? — Nun, so sind wir quitt! Wahrlich! die Wahrheit, deren Repräsentant Du bist, kommt mich ziemlich theuer zu stehen, und ich wünschte, Du wärst erst wieder auf Deinen Füßen. — Und wenn Du nun so genau weißt, was ich von mir und Anderen halte, wofür hältst denn Du Dich? für einen gebornen Edelstein, ohnfehlbar? wärest Du ein roher Diamant: so bist Du an dieser Ungeschliffenheit kenntlich, welche nicht sonderlich schätzbar ist.“

Unter allen Vorwürfen, deren eine Mutter sich enthalten sollte, ist keiner unnatürlicher als der, daß sie einem Kinde Gutes erweis't, oder erwiesen hat. Die ganze Entzweiung der Selbstsucht spricht sich darin aus. Was ein Theil von unserm Wesen war, darf zeitlebens nicht an das Seine erinnert werden, wenn nicht im Gefühl der allerzärtlichsten Theilnahme.

Felix empfand dies. Er sagte weich: „Deine Härte, Mutter! geht mir nahe, um Deinetwillen.

Beredeſt Du mir den Platz an Deinem Tiſch? es thut mir leid, wenn ich Dich beläſtige. Gieb mir nur die Beruhigung, daß Du Dir Dein Leben nicht ſelbſt verbittern willſt, und ich will bei Waſſer und Brod mich köſtlich bewirthet finden."

Dergleichen Streitigkeiten fielen bei dem geringſten Anlaß vor. Der Propſt, der öfters kam, Felix zu beſuchen, fand einſt ſeine Mutter tief verſtimmt; ihr Sohn hatte ſich einſchließen laſſen, um ein Schreiben abzufaſſen, wozu er ungeſtörter Aufmerkſamkeit bedurfte. Da Jene ohne Zeugen war, klagte ſie dem Hausfreund ihre Noth, und wie ſehr Felix ſich zu ſeinem Nachtheil verändert habe. „Ein Schwarm von Wahrheit und Freiheit iſt ihm in den Sinn gefahren —" ſagte ſie im Tone der Beſchwerde, „mir, ſeiner Mutter! ſagt er Dinge, wobei einem der Verſtand ſtill ſteht! ja wenn er, wie Johannes der Täufer, von wildem Honig lebte! wie aber ſoll das mit dem Felix werden, unter Menſchen? und welches Verhältniß wäre denn nicht abhängig?"

Der Propſt machte eine bitterſüße Miene hiezu. Er ließ ſich nicht gern das Heilige antaſten zum Vergleich.

„Was würde Maarbonn dazu ſagen?" fuhr ſeine Wittwe fort, und es war das erſte Mal, daß der

Propst sie Thränen bei diesem Andenken vergießen sah. Er versprach, dem Felix einmal hierüber den Kopf zu waschen. Einen Augenblick war er mit Felicitas allein. Er legte ihr den Finger unter das erröthende Kinn, und sprach: „ein Wort im Vertrauen, mein gutes Kind! ist es denn wahr, daß Felix nicht hübsch mit seiner Mutter umgeht?"

Das Mädchen ward wie mit Blut begossen; die Frage that der sanften Felicitas sichtlich weh. Doch antwortete sie, wenn auch schüchtern: „nun, er kommt ihr etwas grob — das ist nicht zu leugnen. Gegen mich ist er aber wie ein Lamm — und gegen Andere die Gutheit selbst."

Der Propst sah das Mädchen forschend an, und sagte auf dem Heimwege zu sich selbst: „am Ende ist's doch nur die Eitelkeit, auffallend zu seyn, und der Dank des Verzogenen! —"

Bald darauf veranlaßte der Propst, daß die Professorinn, um frische Luft zu schöpfen, einmal die Seinen besuchte; während dieser Stunden wollte er der Wärter ihres Sohnes seyn. Felicitas sollte in der Nähe bleiben, doch errieth sie fein, daß der Propst mit Felix allein zu seyn wünsche.

Als dieser von den Mißhelligkeiten sprach, die ihm das Leben unter den Gelehrten verleidet hätten, sagte der Propst: „nimm es mir nicht übel —"

(Felix hatte dem Freunde seines Vaters das traulliche Du nicht erlassen) „Du magst wohl daran Schuld gewesen seyn, mindestens theilweise. Philosophen sind reizbar! Du weißt es von Dir selbst. Was den Kopf betrifft, geht an das Leben. Niemand verträgt die Wahrheit, wenn sie schlagend ausfällt; nicht leicht wird Jemand durch eine Wahrheit gebessert, welche beleidiget. Und wer bist Du denn, daß Du es ungescheut thun dürftest? ein nie Irrender etwa? — Um keinen Preis möchte ich mit Pilatus fragen: was ist Wahrheit? denn ihr ewiges Urbild hat sie uns verhüllt, weil unser schwaches Auge ihren reinen Glanz noch nicht verträgt; aber eben so würde ich es für eine Verblendung halten, das Wahre einzusehen, besonders wenn es einen Schatten auf meine Nebenmenschen würfe. In der Liebe ist auch Wahrheit, und gewiß die höchste! — Schweigen ist noch nicht lügen, und die goldne Regel des Plato: nimmer betrüge den Freund! läßt sich mit Schonung im Umgange gar wohl vereinen. Mit nichts sollte man vorsichtiger umgehen — schon ein geladenes Gewehr wird sacht bei Seite gestellt — als mit der Möglichkeit, Andere verwunden zu können. So Manche spielen wie Kinder damit, und tödten, was ihnen lieb, das Liebste war!"

Felix hatte den Propst völlig aussprechen lassen. Jetzt sagte er, und zwar mit einem Athem von Zurückhaltung, wie wenn man unbedingt Recht zu haben glaubt: „sollen denn aber Andere bei ihren schädlichen Täuschungen verbleiben? können sie sich je unter Dem erheben, was unwahr und daher nichtig ist? hat nicht jeder bessere Mensch die Pflicht gegen den Irrthum? wie kann die Welt endlich frei werden, wenn nicht —" „Das überlasse doch Gott!" unterbrach ihn der Propst: „Alles, was den Artikel der Freiheit berührt, ist ein unauflösliches Problem. Errare humanum est — lieber Felix. Unser Verhalten darf nie gewaltsam seyn. Erinnere Dich, was ein Denker von klarem Blick sagt, der ein unvergleichlich Bild der Toleranz aufgestellt hat: ein Wahn, der uns beglückt, ist einer Wahrheit werth, die uns zu Boden drückt! oder — hältst Du die Mutter für schlecht, die ihrem schläfrigen Kinde das trauteste Spielzeug erst dann entzieht, wenn es eingeschlafen ist? so daß die Händchen offen bleiben, als hielte, als hätte es noch? Ist es nicht der Trug der Liebe, die ihrem Liebling den Traum des Besitzes gönnt? — Oder beklagst Du den Mann, dem seine alte Frau ganz so als Dieselbe erscheint, die sie ihm in ihrer Jugend war? Die Natur ist so weise, als gütig, nur der Mensch ist

Thor und hart — wenn er sich weiser dünkt als sie. Experto credo Ruperto!"

Felix verharrte still bei dieser Strafpredigt. Dann sagte er: „wahrscheinlich hat mich die Mutter bei Ihnen verklagt, mein väterlicher Freund? Ich kann aber nicht gut heißen, was ihr zum Nachtheil gereicht, und gelassen bleiben, wenn die Mutter sich in meiner Achtung schadet. Ich preise den Himmel, daß mir die Schwester versagt blieb, nach der ich mich sehnte. Da ist das liebe Mädchen hier — ein um Gotteslohn verdungener Engel! meine Mutter vergilt diese Güte, diese unermüdete Willigkeit auf eine wahrhaft mißhandelnde Weise. Dies darf ihr Sohn nicht dulden, der ein Mann geworden ist! ein Mensch zu seyn, reicht hin, um sich empört zu fühlen, wenn in meinem Beisein — — — für das geringste Aergerniß an mir, bekommt die arme Felicitas einen Seitenhieb! es erinnert an die Geschichte von jenem Dauphin, für dessen Unart sein kleiner Spielgefährte, ein unschuldiges Kind, gezüchtiget wurde."

„Ein herber Vergleich!" bemerkte der Propst. „Die Mutter muß Dich doch dadurch an empfindlichsten zu strafen meinen? —"

„Das thut's auch!" versicherte Felix in edler Hitze, „und wehe mir, wenn eine Ungerechtigkeit

mir keine Strafe mehr wäre! wenn Mütter Alles dürften, dann hätte die ewige Gerechtigkeit ihren Tempel nicht in das Herz gebaut. Jedem Sterblichen ist ein Gott das Gewissen! Wie kann ich denn gesund werden, wenn das beste Wesen unter der Sonne täglich um meinetwillen gekreuziget wird?"

Vielleicht gefiel dem Propst dieser Vergleich noch übler, als der vorige. Mit unterdrückter Heftigkeit sagte er: „nun so schweige doch, Herr Tempelritter! Du wirst die Mutter schwerlich mit Feuer und Schwert zu Deinem Glauben bekehren!. Trägst Du den Mantel der christlichen Liebe, so muß er im weitesten Sinne der Mutter zu Gute kommen, die Dich unter ihrem Herzen trug. Felix!" setzte der Propst schmerzlich hinzu, und deutete nach dem Bilde, „sieh Deinen zweiten Vater an! er ist sprechend getroffen! er war die Milde selbst! er kämpfte nur gegen sich! und hat nun überwunden." Die Stimme seines Freundes brach bei diesen Worten, und es trat eine lange Pause ein.

Sie redeten nunmehr von Plänen der Zukunft. Auch hierüber konnte der Propst sich nicht billigend äußern. Felix hatte, ob auch indirect, einen Ruf nach Kiel gehabt, wollte aber lieber von seiner Feder leben. —

„Daran würdest Du nicht gut thun, Freund!“ widersprach ihm der Propst; „die Feder ist zu leicht geknickt, um ein Fundament der Subsistenz zu seyn! ja, unter andern Umständen, dann ließe ich es mir gefallen. Der Brodbaum fordert ergiebigen Boden, wenn seine weibliche Blüthe, die Phantasie! eine nährende Frucht tragen soll.“

„Aber ich wäre dann frei! wie es der Geschäftsmann nimmer ist!“ versetzte Felix; „Sokrates nennt die Muße göttlich. Feindselige Gegner, hämische Neider könnten mir mein Leben nicht verkümmern.“

„Bilde Dir doch das nicht ein, daß die Menschen so arg wären!“ sagte der Propst; „dabei käme nicht nur die Ruhe ins Gedränge, sondern auch die Gesinnung. Gottlob! es ist noch Raum da, daß Jeder sein Stücklein Brod in Frieden verzehren möge, und Geist der Liebe ist das Salz der Erde!“

Der Propst dachte auf dem Heimwege diesem Gespräch nach, und ward unruhiger als je zuvor. Er war nicht mit Felix und dessen Entschließungen zufrieden, und doch sann er heraus, daß die Mitgift seiner Tochter ihn in den Stand setzen würde, nach seinem Sinne zu leben. Doch ob Helene, jugendlich täuschbar, weich und verletzbar, an der Hand dieses Priesters der Wahrheit nicht ein Opfer werden würde? dies stände dahin! — Nichts wird schwerer

aufgegeben als ein Wunsch der Großmuth, weil dieser sich des ganzen Herzens bemächtiget.

Der Propst wünschte die Meinung seiner Frau zu wissen. Er theilte ihr am Abend Einiges aus seiner Unterredung mit Felix zutraulich mit, und sprach: „Glaube mir, Sophie! der Junge gefällt mir besser als sonst; es steckt etwas Tüchtiges in ihm. Selbst in dem, was man Narrheit an ihm nennen könnte, ist Methode. Nur wie es mit ihm werden soll, dies weiß ich wirklich nicht. Ich denke, eine vernünftige Frau könnte viel ausrichten. —"

Frau van Aelst lächelte sanft. Sie merkte, wo ihr Mann hinaus wollte. „Vater!" sagte sie freundlich, doch bestimmt, „Allem Anschein nach, wird unsere Helene diese Frau nicht seyn. Felix ist gewiß au fond ein guter Mensch! doch ein wenig verschroben und voller Widersprüche. Er verkennt seine Stellung, indem er sich berufen wähnt, absprechend seyn zu dürfen, und daß er sich einbildet, Feinde zu haben, zeigt, wie bedeutend er sich hält. — Wenn ich mich nicht in ihm irre, so möchte er gern in Allem ungewöhnlich seyn."

„Du magst wohl Recht haben, Sophie!" sprach hier der Propst zu seiner Frau, in einem Tone, wie wenn es ihm schwer fiele, klein beizugeben. —

„Ueber sein Verhalten zur Mutter," nahm diese

das Wort wieder auf, „läßt sich, leider! nicht viel sagen. Die Maarbonn hat sich ihn so erzogen. Gehätschelte Fehler werden Zuchtruthen für die Mütter. Schon als Knabe war der Felix eigenwillig und widerspenstig. Solch einen Charakter, da er nicht unedel ist, kann nur die größte Liebe demüthigen, und nur Geduld überwindet, was der Verträgsamkeit mit ihm entgegen steht. Daß er sich der armen Felicitas so warm annimmt, gereicht ihm zur Ehre."

„Wenn er nur das Bein nicht gebrochen hätte!" seufzte der Propst. Frau van Aelst, die ihren Mann zu verstehen glaubte, erwiederte mit Lächeln: „auch ohne dies würde er nicht auf Freiers Füßen gegangen seyn. Dies wäre für ihn ein zu geebneter Weg. Solche brechen sich ihre eigene Bahn — und glücklich, wenn nur kein Herz dabei bricht! —"

„Nun, die Felicitas kann er aber doch nicht heirathen; das Mädchen ist arm!" versetzte der Propst mit jenem jähen Zurücktreten, welches bei ihm stets die leise Grenze von der Rührung zum Zorne berührte.

„Laß uns schlafen gehen, Vater!" sagte seine Frau gelassen; „Gott weiß schon Alles. Was sollen wir uns um Dinge kümmern, die nicht in unserer Gewalt stehen? Wir können hier weder handeln,

noch hindern. Helene hat noch mit keiner Silbe daran gedacht! das beweis't, welch ein Vertrauen sie in ihren Vater setzt." Gute Mutter! dies bewies mehr noch als dies! —

Auch auf Felix blieb das Wort des Ernstes nicht ohne Wirkung, welches der Propst, väterlich ermahnend, zu ihm gesprochen. Er nahm sich zusammen; allein er fühlte nichts destoweniger die Fesseln einer Abhängigkeit, die ihn drückte, weil nur die Pflicht, und nicht das Herz sie trug. Wie leicht wäre es seiner Mutter gewesen, ihn innig zu verbinden, wenn sie nur verstanden hätte, ihn zu schonen; aber dieser gute Wille war nicht in ihr.

Felix verachtete den Reichthum, als lägen Millionen zu seinen Füßen. Er war stolz gegen jedes Geldinteresse, und doch besaß er weder Stärke noch Uebung, um mit Freude und Genuß entbehren zu können. Dies wußte seine Mutter nur allzu gut, und daher konnte sie ihn tiefer nicht beleidigen, als wenn sie ewig darauf zurück kam, wie er durch eine reiche Heirath sein Glück machen müsse. Felix überschätzte seine geistigen Kräfte. Er achtete es daneben bei seinem Mangel an Erfahrung für eine Kleinigkeit, äußere Erfolge zu gewinnen. So blieb er gleichgültig bei dem Bestreben seiner Mutter, ihn für ihre Absicht zu entflammen; denn Felix war

durchaus nicht eigennützig, und mancher Funken schlummernder Zuneigung für Helene war unter diesem anschürenden Stören verglimmend heimgegangen. Die Liebe, das Geheimniß jenes Feuers, welches sich nicht beschreiben läßt, ist kein Werk für die kalte Hand der Selbstsucht, und die Maarbonn las nicht im Herzen ihres Sohnes!

Um ihn und das Mädchen, welches er dankbar beschützte, zu quälen, und zwar unter einem Anschein des Schicklichen, sagte die Professorinn zuweilen: „Felicitas! Du bist wieder tödtlich-stumm — es ist weder Geist noch Leben in Dir, so erzähle doch meinem Sohn von Deiner Freundinn Helene, das wird ihm die schönste Unterhaltung seyn!“

Dann erröthete die arme Felicitas; mit leisen warmen Lippen sprach sie viel zu Helenens Lobe, und ein ihr unbewußtes Weh, das die Farben erhöhete, in denen sie schilderte, hielt sie in aller Unschuld für die verletzte Bescheidenheit der Freundschaft. Und wenn nun in das Auge ihres blassen Zuhörers ein Strahl stieg, er den funkelnden Blick auf das holde Gesicht heftete, belebt vom Ausdruck zarter Empfindung, und dieser Blick zu sagen schien: „Dies Alles bist Du selbst!“ Dann war unwissend ihr Gefühl eine ähnliche Antwort wie jene seelenvolle: „ich bin

nicht die Rose! aber ich habe in ihrer Nähe geathmet."

Die Heilung des gebrochenen Knöchels ging sehr langwierig von Statten; von einem hartnäckigen Rheumatismus gehindert, der dazu schlug, war die Behandlung ungemein erschwert. Felix ertrug diesen Zustand der Hemmniß in musterhafter Geduld, nur mußte er seiner Weise nach ein wenig damit prunken. Er zuckte nicht, wenn der Wundarzt kaltblütig that, was seines Amtes war; aber er äußerte: „umsonst, Schmerz, greifst Du mich an! ich werde nie eingestehen, daß Du ein Uebel seyest —" oder Aehnliches.

Felicitas staunte ihn an. Er däuchte ihr ein höheres Wesen; ihr Vater, ein häuslicher Philosoph, hatte nie die Sprache der Stoiker geredet. —

Niemand in der Welt hätte eine härtere Strafe für die Professorinn ersinnen können, als welche ihr in dieser andauernden Gefangennehmung auferlegt war. Um jeden Preis wäre sie gern der Plage los gewesen, das Zimmer — oder richtiger, ihren Sohn hüten zu müssen, dem sie in Hinsicht auf Felicitas leicht eine Unbesonnenheit zutraute. Nur ihre strengen, verweisenden Blicke zögen, wie sie meinte, die unüberschreitbare Grenze zwischen ihm und dem Mädchen.

So waren die ersten Monate des Jahres vergangen, peinlich, für die drängende Unruhe der Professorinn; träumerisch, ohne Zeitmaß — ihrem Sohn und seiner Pflegerinn. Felix, dessen wachsender Lebensmuth tagtäglich von seiner Mutter verletzt wurde, wagte kaum zu denken, wie oft Prometheus ihm vorschwebte. Er war ja auch an ein Felsenherz geschmiedet, und nur eines Gottes Kraft konnte ihn retten.

Eines Morgens — die Sonne schien frühjährlich-warm in das Zimmer — stand Felicitas draußen in der dunkeln Küche und bereitete ein Tamarindenmus, welches der Arzt dem Kranken zur Stärkung verordnet hatte. Die Thüre war unvermerkt ein wenig offen geblieben, und so entgingen keineswegs dem armen Mädchen die Worte, welche drinnen die Mutter zu ihrem Sohne redete; Worte steigender Erbitterung, deren versteckten Bezug auf sie selbst ein geheimer Sinn Felicitas gar wohl verstehen ließ. Die Rede war vom Heirathen. Die Professorinn sprach unbarmherzig ab. Sie sagte geradezu: „ein unbemitteltes Mädchen dürfe nicht daran denken, weil die Zeiten kostbarer und die Versorgungen rarer geworden wären."

„Aber Mutter!" entgegnete ihr Sohn bitter erstaunt, „Du hast ja selbst kein Vermögen gehabt."

Jene ward roth und antwortete: „ja, das war auch etwas Anderes —“ (vermuthlich weil sie sich für geistreich hielt).

„Nein,“ sprach er rechthaberisch, „das ist ganz dasselbe!“ —

Jetzt aber, brach die Mutter in schnöder Hitze los. Sie machte eben deshalb, was sie vorhin gesagt, oder doch sagen wollen, es ihrem Sohne zum Vorwurf, daß er Felicitas an das Bedürfniß männlicher Achtung und Berücksichtigung gewöhne, da sie doch dadurch zur Dienstbarkeit untauglich werde, für die sie bestimmt sey, und nicht minder ihrem Geschlecht unangenehm, das, wo es Güte erweisen müsse, keine Mitbewerbung dulde.

„Nun, so erbarme sich Gott dieses Deines Geschlechts!“ rief Felix zürnend, wie noch nie. „Arme Felicitas! die Natur hat Dich zum Weibe geschaffen, wie ein Mann es sich nur wünschen mag! Du aber sollst den Baal geopfert werden: ein Lamm ohne Fehl! in diesem Augenblicke fühle ich zum erstenmale den Wunsch, reich zu seyn! —“

„Du würdest dann ohne Zweifel Deiner Protegée eine beträchtliche Aussteuer geben?“ fragte seine Mutter, zitternd vor Bosheit, doch in beängstender Ahnung.

„Ich würde ihr Alles geben, was ich habe —“ antwortete Felix nachdrücklich.

„Und Deine Mutter — die ließest Du darben?“ fragte sie noch gereizter als vorher. „Nein, arme Mutter!“ erwiederte Felix mit dem Accent geringschätzenden Mitleids: „es sollte Dir an nichts fehlen, als an der Gelegenheit, mich auf solche Weise zu prüfen. Ich bitte, laß dies Gespräch für immer beendet seyn! ich habe Ursach, meine Gesundheit, die noch keine ist, zu schonen.“

Dies Alles vernahm Felicitas mit heißem Schmerz. Sie stand wie auf glühenden Kohlen, und konnte nicht hinweg. Auf jede herbe Glosse der Professorinn fiel eine glühende Thräne nieder und löschte ihre Schuld. Felicitas, die Vesta dieses kleinen, heimathlosen Heerdes, fühlte sich rein; wie denn jede wahre Liebe keusch ist! — Sie war sich keines Wunsches bewußt, der nicht in der stillen Pflicht läge, die sie bisher anspruchslos geübt; doch jetzt erlosch die Hoffnung, daß es immer so bleiben könne.

„Ich muß fort!“ sagte sie zu sich selbst; „fort! auf daß Ruhe werde. Wehe mir! daß ich sie schon gestört. Wüßte ich ihn nur erst gesund — — ach mein Gott! aber daß er sich meiner so treulich angenommen: wie könnte ich ihm dies je vergessen!“

Felicitas hatte in der verwichenen Nacht geträumt, daß sie in dem Pfarrhause, das nicht mehr stand, nach einem Schatz gesucht, und ein Fleckchen altes,

weißes Linnen gefunden, worin Perlen eingewickelt waren, welche sie stillschweigend von Derjenigen erhalten hatte, die sich ihrer entäußern wollte. „Das sind die Thränen, die ich jetzt weinen muß —" setzte sie in Gedanken hinzu. Dabei dachte sie an die vernommene Aeußerung, daß Felix reich zu seyn wünsche — wie ihre Sparbüchse nun leer wäre, und das Herz ward ihr immer voller und schwerer.

Als es nun eine Weile im Zimmer still war, ging Felicitas hinein. Sie schlug die leichtgerötheten Augen nieder, Felix aber sah doch, daß sie geweint hatte. Er seufzte nur, als seine betrübte Freundinn ihn anzulächeln wagte, wobei sie, gleichsam entschuldigend, sprach: „der Rauch in der Küche — das ist immer so, wenn die Sonne auf den Schornstein scheint."

Alsbald schützte Felicitas einen häuslichen Einkauf vor, um hinaus zu dürfen. Die frische Luft fächelte wie Lebenshauch an ihr heißes Gesicht; die Leute schienen arbeitsfroh, muntere Kinder spielten auf der Straße, und unter dem schwarzen Dach der sogenannten Pfarrpumpe blitzte der krystallene Strahl hervor, der ihr in alten Erinnerungen das Herz schwellte und ihr Auge aufs neue mit Thränen füllte, so daß Felicitas sehr traurig ward. Man hatte den Schutt der weiland Pfarrgebäude abseits geführt,

weil dies mürbe Material zu dem neuen Aufbau als unbrauchbar befunden worden. Nach jener wüſten Stelle zog es Felicitas hin, und es war ihr, als läge ihre harmloſe Jugend, all' ihre Freude und Ruhe für immer unter dieſen Trümmern.

„Wenn unter dem Gemäuer hier wirklich ein Schatz läge, den ich zufällig fände?" dachte Felicitas, und ein Grauen überlief ſie, als der Geiſt dieſes Wunſches ihr erſchien. „Was thäte ich, wenn dies Gerölle ſich in Gold verwandelte?" fragte ſie ihn: „ich nähme das Gold und ſchüttete es heimlich dem guten Felix auf ſeinen Platz, daß er künftig in Muße arbeiten könnte, wovon er immer ſo viel ſpricht; und daß ſeine Mutter zur Genüge hätte. Für mich behielte ich das Wenigſte, ich wäre doch vergnügt genug. Dann baute ich mir ein kleines Häuschen auf dieſem Grunde, und es wohnte etwas von meinem alten Glück und meines Vaters Segen darin, wo ich lebte und ſtürbe, einſam und allein. — Und wenn dann Felix einmal vorüberginge, und blickte freundlich zu mir herein, und grüßte mich: dann dächte ich mit Rührung daran, wie ihm der Fuß gebrochen war, wie ich ihn pflegen durfte und beitragen, daß er hergeſtellt würde; ich freuete mich ſeines Wohlergehens, und ſähe ihm nach, ſo weit als ich nur könnte!"

Der Blick des lieben Mädchens verdunkelte sich, da es in eine Zukunft schaute, deren Lichtpunkt dieser Gedanke war. Felicitas erschrak; es knisterte hinter ihr, wie wenn Jemand ausglitschte — und als sie sich umwendete, raffte sich die gekrümmte Gestalt eines alten, einäugigen Trödeljuden eben vom Boden auf. Der kleine Hausirer, hier allgemein gekannt, und gleichsam eingebürgert, obgleich er nicht im Oertchen und nirgend blieb — war sichtlich schwach, am nahen Ende seiner Tage, und dennoch wie der ewige Jude immer regsam und rastlos. Er taumelte abermals, stieß einen Laut der Ueberraschung aus, und mit einem freundlichen Grinsen grüßte er das Mädchen: denn in dieser verwischten Physiognomie ward selbst das Wohlwollen zur Grimasse.

„Ach, Levi Ascher!" sagte Felicitas von seinem Anblick bewegt, „als wir uns zuletzt sahen, da lebte mein guter Vater noch!"

Er zuckte die Achseln, welche wie die Gelenke eines Gliedermannes in dem weiten Röcklein schlotterten, und sprach im Lehrton religiöser Beruhigung: „was die Erde bedeckt, das muß der Mensch vergessen! geben Sie Sich drein, Jungfer Pastorn. Es giebt im Leben grausam viel Schweres! schwerer als die liebe Erde — —"

Felicitas nickte. „Ich werde meinen Vater zeitlebens nicht vergessen," sagte sie sehr wehmüthig.

Der Jude wischte sich das eine Auge, da er den verhaltenen Schmerz des Mädchens sah. Er hielt dem Verstorbenen eine Standrede in seiner Mundart, und pries an dem Livater, wie er ihn gegen Felicitas nannte, vor Allem die Tugend der Leutseligkeit, und wie bescheiden er gegen Jedermann gewesen wäre; ob auch geistlich. „Eine Seele von einem schriftgelehrten Herrn! wie aus Seide gewebt! kein schlechter Faden war in dem ganzen Charakter. Solche grundgute Leut' sind rar — die Welt ist grundfalsch, Jungfer Pastorn. Zeug, was nicht hält — —" Felicitas lächelte sanft.

„Auch die Frau Mamme habe ich gekannt: wie gut!" fuhr der kleine Mann redelustig fort; „einmal that ich kommen, da ich was afferiren wollt', Wachstuch war's, mit goldne Blümche — saß sie unter die Linde mit ihrem Kinde. Tausendmaltausend! mach ich doch gar ä Vers! Levi Ascher, sagte die schmucke Frau," (hierbei zierte sich der Trödler) „davon kann ich keinen Profit nicht machen. Die goldne Blümche stickt uns der lieber Gott in das Grüne hinein. Wenn Du ein Wächelchen hättest, für mein Töchterlein! sieh nur, das muß kriechen wie ein Würmche — — Madame Pastorn, sagte ich, können wir's doch nicht

wissen, wo die schönste Caroſſe für das Herzengelche herkommt; ist doch noch keine Zeit vorbei. — Seitdem — jeder Wurm wird gefahren jetzund! der Hochmuth unter dem geringe Volk ist grausam arg; aber den Guten geht's endlich doch gut!"

Dies Letztere sagte der Jude wie mit tröstendem Trotz.

Felicitas stand sinnend, ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie gedachte der Armuth ihres Lebens, dem wohl nie eine goldne Blume blühen würde — und das Wolkenbild künftiger Wohlfahrt zerrann in einem blöden Lächeln.

Indem der Jude lebhaft sprach und mit steigender Theilnahme sein Auge auf das Mädchen gerichtet hielt — fiel von seinem schwachen Arme, auf dem er gewöhnlich erhandelte Kleidungsstücke zu tragen pflegte — der Ermel eines alten Rockes, und das fadenscheinige Tuch stäubte in der Sonne. Der Einäugige schlug den Ermel zurück und rief, als hätte ihm ein köstlicher Gedanke eingeleuchtet: „Gotts Wunder! da fallt mir was ein! bin ich doch nicht umsonst hergekomme — kann's doch vielleicht Ihr Glück seyn, Jungfer Pastorn. Sehen Sie das Papierche hier?"

„Was ist das für ein Papier?" fragte Felicitas aufmerksam.

Der Hausirer hatte aus seiner schmutzigen Brust-

tasche einen länglichen Einschlag gezogen, wie den eines Briefes, nur ohne Aufschrift; als er dies überaus feine Papier gegen das Sonnenlicht hielt, leuchteten blasse Schriftzüge hindurch, und kleine, schwarze, gedrungene Lettern. Mit einem lüstern funkelnden Blick sprach der Jude: „ist das nicht ein zartes Papierche, zum Wegblasen? wie man inne Goldstoff legt. Na, könnt's doch leicht möglich seyn, daß auch goldne Blümche zwischen inne lägen. Und wie bin ich dazu gekommen? auf die wunderlichste Weis'! hören Sie, Jungfer Pastorn! und seyn Sie vergnügt! und seyn Sie verschwiegen! das Glück trödelt nicht mit viel Gerede; tiefsinnige Leut', die am liebsten thun seufzen, müssen aufschaun, wenn sie wolln in's Gehelle sehn. —"

„Sprich doch, Levi Ascher!" bat das Mädchen dringend: „was ist's, was ich erfahren soll?"

„Eine seltsamliche Geschichte!" antwortete der kleine Trödler. „Gestern werde ich inne Gasthof gerufen, es war schon um die schummrige Zeit. Da ist eine lustige Kumpaney, grausam angerisse; da hab' ich ä lachende Erben gesehen, Jungfer Pastorn! das Weinen war mir näher. Der Wirth hatte ihne abgekauft das Beste; sie wollten leichtsinnig mit der Eilpost fort in die weite Welt — nur alte Kleider waren noch zu verschachern und der Levi Ascher mußte

herbei. Als ich kam und fragte bescheidentlich, nannten sie mich Lumpaci, hießen mich kurz und lang, und tanzten mit mir herum, daß mir der Athem und die Lust zu dem Handelche verging. Es dauerte ä Langes und ä Braites, bis wir übereinstimmten; aber ehrlich hatt' ich meine Waare bezahlt. — Daheim werfe ich die Wucht auf den Tisch, und schlenkere den Ermel, denselbigen Ermel, in die warme Grütze. An dem verbrühten Fleck reibe ich, da knistert's im Aufschlag, ich fühle — ich brenne — und trenne — Gotts Wunder! finde ich innewendig das Papierche mit leichte Stich' angeheft."

„Darf ich es einmal sehen?" fragte Felicitas. „Mehr wie das!" antwortete Levi Ascher und legte es in ihre Hand. Sie entfaltete es bedächtig, der Umschlag war ein flüchtiger Brief in fremder Sprache von einer Dame geschrieben, deren Unterschrift Felicitas mühsam als den Namen: „Ellenor Smith" herausbrachte; die Beilage däuchte ihr, der Form nach, ein Empfangschein von bedeutendem Inhalt. — Am Rande des ersten Blattes stand mit ausgelaufener Dinte in plumpem Deutsch: „das habe ich unter Weges gefunden!"

„Das scheint Englisch, dafür erkenne ich es wenigstens," sagte das Mädchen. „Mein Herzengelche!" erwiederte der Trödler, und seine verwitterten Züge

glänzten von großmüthiger Eingebung: „darum sollen auch nur Sie's haben und kein ander Mensch. Es ist vielleicht was dabei zu gewinnen. — Bin ich doch ä alter Mann und kann mich mit keine weitläuftige Sach' mehr einlasse. Billig werd' ich seyn, mein allerliebstes Kind! —"

Erregt, doch traurig, sagte Felicitas: „ich muß diese gute Meinung abweisen. Was hülfe es mir auch, wenn ich die ganze Welt gewönne. —" „Das thäte Vielen helfen!" unterbrach sie der kleine Hausierer; da hätte mancher Arme ein Stücklein Brod mehr."

„Levi Aschers!" sagte Felicitas schamhaft leise, „ich könnte nichts für das Papier geben, wenn ich auch den größten Nutzen davon für mich absähe. Ich bin ein armes Mädchen, was tausend Thränen im Stillen weint, daß Gott mich nur in Geduld erhalten möge. Dies ist mein bester Schatz! — An Baarschaft habe ich gar nichts übrig."

Und während Felicitas diese Worte sprach, schwebte ihr der Traum in der verwichenen Nacht von dem an dieser Stelle gesuchten Schatze, von den gefundenen Perlen vor der Seele, und ihre Gedanken verwandelten sich plötzlich. „Auch keine schöne Schaustückche?" fragte der Jude leidsam, doch dringend, „ich nehme vorlieb. Weiß ich doch Jemand, der

Freund ist von altem Gepräge; giebts der Liebhaber doch unterschiedliche. Der Eine kann das Gesicht, was ihm gefallt, nicht jung genug haben, der Andere nicht uralt genug."

In Felicitas sprach eine Versicherung an, daß sie mit diesem Papier irgend eine große, wenn auch unbestimmte Hoffnung in Besitz nehmen würde; auch galt Levi Ascher für grundehrlich; so sagte sie schüchtern doch verlangend: „zwar wüßte ich wohl, wer mir etwas leihen könnte; —" ihr Blick erhob sich für einen Moment zum Himmel, jenem Gewölbe, welches den Schatz derer birgt, die da arm sind auf Erden — dann sah sie den Juden an, was er dazu sagen möchte, und als gäbe sie hiermit ihm ihr volles Zutrauen. Der Einäugige, in jedem hebräischen Zuge seines Gesichts, quittirte jene halbe Frage, und sprach: „greifen's zu, Jungfer Pastorn! will ich doch ä schlechter Mann seyn, wenn Sie's gereuen thut; geborgtes Geld bringt Glück! ja, das Genommene soll zum Gewinn helfen — sprechen die Leute.

„Pfui, Levi Ascher!" rief Felicitas mit Abscheu; „dieser schändliche Aberglaube ist ein diebisches Gelüst, und schon der Gedanke daran könnte mir den unschuldigen Wunsch verleiden. Wenn ich nicht einen besondern Grund hätte, wenn es nicht an dieser Stelle wäre —: ich dankte, alter Freund! und ließe

mich mit nichts ein, wovon ich nicht weiß, ob es Recht oder Unrecht iſt."

Das hätte Levi Aſcher bald übel genommen. „Der Eilpoſt kann ich nicht nachlaufe," ſagte er vertheidigender Weiſe; „und jene luſtige Brüder ſahen nicht darnach aus als ob ſie Engliſch verſtünden. Auch habe ich meine eigene Gedanken bei dieſe Sach'. Umſonſt iſt's nicht, daß das Papierche ſo gut verſteckt war; wenn man alt wird, merkt man drauf, was unſer lieber Herrgott manchmal ſachte ſagt; in der Jugend, herzallerliebſtes Kind, verſteht das ſchwerlich Einer. Sie ſind ä armer, verwaiſ'ter Engel! ich denke das Papierche kann Ihne Segen bringen. Und wenn ich auch leer ausging, ganz und gar. Na, bin ich drum ä Schalk? oder iſt's ä frommer Wunſch?"

Felicitas blickte den Alten unſchlüſſig, aber nicht ohne Rührung an; doch mit einer ſeltſamen Haſt drang der Jude ihr das Papier auf, und alles Weitere wurde zwiſchen ihnen verabredet.

Felicitas nahm ſich vor, zur gelegenen Stunde den Propſt in Kenntniß von dieſem Vorfall zu ſetzen, und um ſeinen gütigen Rath zu bitten. Das Mädchen war jedem Eigennutz zu fremd, um einer thörichten Anmaßung Raum zu geben; Felicitas beſchützte nur das verlorne Eigenthum eines Andern, als ſie das

Papier in ihrem Busen verbarg: dennoch ließ eine unbewußte Verheißung sie dies thun. Nur Eins blieb ihr als Gewinn: das dankbare Gefühl, daß dieser geringe Hausirer ihr etwas Gutes zuwenden wollen, und der Wunsch, ihn dafür belohnen zu können.

Als Felicitas das nächste Mal mit einem Auftrage nach Wartenstein gesendet wurde, fand sie den Propst nicht anwesend. Helene war allein. Beide Mädchen hatten einander längere Zeit nicht gesehen, und obgleich Helene zerstreut schien, bemerkte sie doch, daß Felicitas sich verändert hatte.

„Wie abgehärmt Du aussiehst!" sagte Helene theilnehmend. „Man sieht Dir's an, daß Dich die Krankenpflege angreift, und die Stubenluft dazu. Wie lange bist Du nicht hier gewesen, Felicitas? ich bin Deiner Quälerinn recht von Herzen böse, daß sie Dich so einkerkert. Das wüßte ich wohl! ich, an Deiner Stelle, stürbe!"

„Nein, nein!" erwiederte Jene mit bangem Lächeln, „so schlimm ist's nicht! es liegt auch viel an mir. Vielleicht habe ich nicht die rechte Weise des Benehmens. Du, Helene, würdest es besser verstehen. Es fehlt mir zu oft an Muth! das ist mein Fehler. So auch jetzt — wolltest Du mir wohl einen Gefallen thun, liebe Helene?"

„Das ist keine hübsche Frage," antwortete diese;

„ich dächte, das verstände sich von selbst. Nur geschwind, heraus mit der Sprache! worin besteht Dein Anliegen?“ Felicitas stockte — es zu nennen fiel ihr sichtlich schwer. Dann sagte sie halblaut: „würdest Du mir wohl so viel Zutrauen schenken, mir etwas zu leihen? etwas an Geld nämlich. Sey versichert, daß ich es Dir ehrlich wiedergebe; Du müßtest aber nicht fragen, wozu ich es bedarf?“

Helene erschrak, daß Felicitas so tief in Noth wäre.

„Ich frage nicht!“ antwortete sie bestimmt. „Wer wird denn Rechenschaft fordern? da nähme ich ja der kleinen Dienstleistung, die mir Freude macht, allen Werth.“ Sie holte rasch ihren Spaarschatz herbei und schüttete ihn vor Felicitas aus mit den Worten: „und um das Wiederbezahlen mache Dir keine Sorge, Du hast deren genug.“

Felicitas griff nach einem schönen Randducaten, der oben auf lag; ein Rabe, mit einem Ringe im Schnabel, war auf dem Gepräge. Sie betrachtete ihn tiefsinnend.

„Dies ist ein seltenes Goldstück,“ sagte Helene im Tone der Sachkunde wie ein Münzwardein: „der ungarische König Mathias Hunciades ließ es schlagen, zum Andenken eines Raben, den er im Fluge erschoß, da er ihm einen Ring entwendet hatte.“

Ein errathender Gedanke schwebte sichtbar auf Felicitas Lippen.

„Du wirst Dich von dieser Seltenheit nicht trennen wollen?“ sagte sie, ängstlich, daß schon diese Frage unbescheiden wäre.

Helene lächelte; wie wenig alles Gold der Erde ihr in diesem Augenblick galt, ließ sich in ihrem Lächeln erkennen. Sie sprach: „seltner noch dürfte es seyn, daß ich Dir irgend womit einen Wunsch erfüllen könnte, was mir von größerem Werth ist, als dieser vollwichtige Ducaten. Nimm ihn, gute Felicitas, und so Du etwas Mehres wünschest: fordere getrost!“ „Ich kann Dir aber nur mein Wort geben, Helene!“ sagte Felicitas, und ihr Gesicht flammte in reinster Schaam der Armuth; nie hatte die Ehrlichkeit ein schöneres Gepräge als in der Versicherung dieser sanften Züge. Und mit hervorbrechendem Weinen setzte sie hinzu: „Deine Gutheit wird Dir Gott bezahlen.“

„Laß es doch nur gut seyn!“ antwortete Helene, indem sie ihre Schuldnerinn umarmte. Sie forschte nicht nach. Ein reiches, volles Herz kümmert sich um keinen Bedarf. Nur zu ihrem Vater sagte sie: „es ist die höchste Zeit, daß dem Druck der armen Felicitas abgeholfen werde.“

Und Gott, der die Seinen nie anders erniedrigen läſſet, als um ſie zu erhöhen, hatte ſchon dafür geſorgt!

Unter den kleinen Dienſtleiſtungen, welche Felicitas freiwillig übernommen, war auch die, daß ſie dem Kranken im Abſchreiben half, wenn ihn das Mechaniſche dieſer Arbeit bis zu einem fühlbaren Seitenſchmerz erſchöpft hatte. Felix fand dann immer wie wunderſam ähnlich die Schriftzüge des Mädchens den ſeinigen nachgebildet wären. Ohne uns auf die Wahlverwandtſchaften zu berufen, wagen wir, es als ein untrügliches Zeichen der Liebe zu erklären, wo dieſe Verähnlichung ſo unbewußt erſcheint. Jeder Buchſtabe iſt ein kleiner Theil unſeres Geiſtes, und der Charakter malt ſich in jedem dieſer kleinen Characterе. Wo die wechſelnde Handſchrift in auffallender Verſchiedenheit hervortritt, da werden die Seelen niemals in einander fließen. Das Geheimniß der Liebe verräth ſich in den kleinſten Zügen.

Einſt, in der Abenddämmerung, trat der Arzt ein und fand Felix noch ſchreibend, ſo daß dieſer den Kommenden nicht ſogleich gewahr ward. Jener aber zog ihm ſacht die Feder zwiſchen den Fingern hindurch und ſprach: „baſta! Sie ſchaden Sich durch dieſe übermäßige Anſtrengung. Wenn Sie es denn nicht laſſen können, ſo wünſchte ich Ihnen eine Feder die von ſelbſt arbeitete. Dieſer Wunſch erinnert mich

an ein Geschichtchen in der Dorfzeitung, was ich neulich las und welches mich höchlich ergötzte: wie die Nähnadel einer alten Dame durch den langen Gebrauch so geübt war, daß sie endlich für sich allein ihre Pflicht vollzog."

„Der Geist des Fleißes ist nicht so durchaus beseelend!" antwortete Felix lächelnd; „ich gäbe viel darum, wenn ich heute fertig geworden wäre. Aber, Sie haben recht, ich bin matt und müde. So oft ich copire, thut mir jedes Glied am Leibe weh."

In der Nacht erwacht Felix, als hätte Jemand seine Augenlieder berührt. Ein blasser Schein webt um die Gardine des Alkovens, es ist jedoch nicht der Tag, der kaum mehr fern seyn kann. Er steht mit verhaltenem Athem auf — die Mutter schläft hörbar fest — und als er den Vorhang hebt, sieht er Felicitas, von einem schwachen Licht umflossen, am Schreibtisch sitzen. Sie schreibt für ihn! Felix fühlt es — er weiß es. So oft sie das Köpfchen wendet und das Auge auf seine Schrift niedersenkt, schwebt ein himmlisches Vergnügen unter dem Schatten dieser Wimpern. Als ein überirdisches Wesen erscheint ihm diese treue Seele — der Moment ist gekommen, darin er sein Herz erkennt. So vermag er nicht, länger an sich zu halten. Er öffnet sacht die Thüre, und drückt sie unvernehmlich wieder zu.

Der weiche Schlafrock schmiegt sich geräuschlos seinem Schritt — auf Socken nahet er sich ehrerbietig dem vertieften Mädchen.

„Felicitas!" flüstert er — nur die Liebe hat diese allerleiseste Stimme, die ein Hauch der tiefsten Rührung ist und doch das ganze Herz durchdringt — „erschrecken Sie nicht vor mir! ich träumte von einem Engel, der sich für mich bemühe — und siehe da! so ist es. Mein Schlaf ist hin — seit ich den Himmel offen gesehen. Felicitas! wie unbeschreiblich gut sind Sie! was thun Sie für mich! was leiden Sie um meinetwillen! wie kann ich vergelten — Theure!"

Felicitas bebt zusammen. Er umfaßt sie und beugt sich auf ihr nächtliches Werk. Noch nie hat ihn die treue Nachahmung seiner Schriftzüge, nur weiblich gemildert, so überrascht, wie in diesem seligen Augenblick. — „Felicitas!" sagt er innig, „Du liebst mich! ich sehe es deutlich. Du hast mich vollkommen aufgefaßt — Du bist mein. Für mich arbeitest Du, während ich des Schlummers genieße? nun, so verlasse mich Gott, wenn ich nicht mein Lebelang wache für Dein Wohl!"

„O, Sie haben mir meine ganze Freude verdorben!" erwiederte Felicitas, und diese Antwort war nicht viel mehr als ein flehender Seufzer. „Um Gotteswillen! verlassen Sie mich! Ihre Mutter schläft

— es däucht mir gegen die Achtung, die ich ihr schuldig bin, daß ich solch ein Wort nur von Ihnen anhöre. Gewiß, es ist unrecht von mir."

„Dies Wort schafft mich um —" sprach Felix leise und leidenschaftlich; „ich bin genesen. Du wirst das angefangene Werk in mir durch Liebe vollenden."

Er drückte das Mädchen an seine Brust. Sie verstummte; nur ihre Augen, voller Thränen, redeten jene Sprache, die keines Lautes bedarf. Mit sanftem Versagen und widerstehender Zärtlichkeit entzog sie sich seinem heißen Kuß, und bat ihn, daß er abließe von ihr, den Schlaf der Mutter zu ehren. „Ewig werde ich nicht ablassen von Dir!" betheuerte er. Aber Felicitas, fröstelnd vor Wonne und Angst, entschlüpfte ihm, und der erste Morgenstrahl beleuchtete eine heimlich Verlobte.

Und Helene? so war sie solcher Weise um das Näherrecht der Brautschaft mit Felix gekommen? Wahrlich! ein Ereigniß am Nordpol hätte sie kaum weniger berührt, als dies, was sie so nahe anging. Die Welt hatte sich ihr verwandelt. — Von dem Moment an, wo sie Augenzeugin der Ankunft jenes Fremden im Schlosse gewesen, war ein anderer Sinn ihr aufgegangen, und es däuchte ihr, als datire sich ihr eigentliches Leben erst von der Zeitrechnung dieses Jahres an. Sein lebensvolles Bild schwebte ihr

überall vor und vertheilte Licht und Schatten um sie her. Alles Andere trat dagegen in den Hintergrund, und so auch die fatale Vorstellung, wie sie bestimmt wäre, die Frau eines Mannes zu werden, der sie gänzlich so ruhig ließ, wie Felix, obgleich er selbst das Interesse der ganzen Welt in Anspruch nahm.

Baron Falk schien Helenen der Inbegriff alles Dessen, was sie von männlicher Vollkommenheit geträumt hatte; ihr Ideal zeigte sich in ihm verwirklichet. Im Vergleich mit ihm verdämmerte Alles; oder vielmehr Helene bemerkte Niemand außer ihn. Wie ein Schemen, matt und hinschwindend, schien der Graf, selbst Eckardy's edle Persönlichkeit erbleichte im Glanze jener Vorzüge, die Helenen so tief einleuchteten, um von jeder Schattenseite abzusehen. Der Blick dieses offenbar liebenswürdigen Mannes, war der Sonnenschein, worin der Winter frischer glänzte, der Himmel strahlender in treuerem Blau! und welcher einen Frühling in Helenens Busen weckte, der bis dahin geschlummert hatte, und alle Gefühle ihrer Jugend erhöhete.

Mit dem Baron war ein belebender Geist in das stille Schloß gekommen. Er verursachte zwar kein Geräusch; ja, man konnte ihn eher schweigsam als gesprächig nennen: dennoch regte er seine Umgebung an. Er liebte die Jagd; doch weder Graf Bourg noch

Eckardy, nur Castor und Pollux, zwei schöne Jagdhunde, begleiteten ihn auf seinen einsamen Streifzügen. Das Alleinseyn im freien Felde, die schauerliche Oede der starren Forsten sagte seinem Sinne zu, den seine Freunde zuweilen „ungesellig" nannten. Ernsthaft versicherte der Baron: der Winter sey ihm fast die schönste Jahreszeit, „Maria vom Schnee" seine Heilige, und die Natur eine schlafende Mutter.

Die Musik füllte einen großen Theil seiner Zeit aus, doch ohne eine andere Virtuosität als die der zartesten Empfindung dafür. In den musicalischen Phantasieen des Barons drückten sich tiefe Gedanken aus, und wenn er „Jägers Abendlied" sang: so verhallte die Strophe: „weil ich Dich lassen muß—" in traurigen Accorden, und das Herz der armen Helene schmolz im Weh der Sehnsucht, als sähe sie ihn fliehen.

Baron Falk zeichnete die Tochter des Propsts van Aelst nicht bemerklich aus; dennoch fühlte Helene sich nicht von ihm übersehen. Wann hätte das Einverständniß der Liebe jemals äußerer Unterscheidung bedurft? das flüchtigste Lächeln des Barons, so oft es Helenens erröthendes Gesicht, ihr aufblickendes Auge traf, ließ eine Spur zurück, die der Gedanke an ihn unabläßig verfolgte. Bisweilen — Wer hätte es

leugnen mögen? — vermied er die Nähe Helenens, wie auch die der Gräfinn, oder hielt in ihrem Beiseyn sich in wortloser Verschlossenheit. Helene ahnete einen verschwiegenen Widerstand; der Baron war aber keineswegs zulänglich. Er gab sich dann wieder so offen, so harmlos, daß Helene sich beschämt eingestand, wie ein tieferer Eindruck hier schwerlich zu besorgen sey, und sie sich dennoch wohl geirrt haben könne.

Ihr Frohsinn litt allmählich, jene kleinen, heiteren Freuden, welche die Unbefangenheit giebt, wichen einem trüben Forschen — die Idee ihres Glückes wollte entschweben, je leidenschaftlicher der Wunsch wuchs, es zu erreichen. Der kindlich trauliche Ton zu ihrem Vater änderte sich, ohne daß Helene es merkte. Sie hatte ihm ihr Inneres zu verbergen, und doch kam er ihr wie ein Beichtvater vor, der ein heiliges Recht hätte, zu wissen, was Helene nicht tief genug verheimlichen zu müssen glaubte. Sie kannte ihres Vaters Grundsätze; von ihnen durfte sie nichts für ihre Wünsche hoffen, und doch wähnte Helene das Blatt ihres Herzens könne einstmals sich wenden. Sie getrauete sich, einen Commentar zu Pauli Briefen über die Vortrefflichkeit der Liebe liefern zu können, und wenn der Vater ihr Tagebuch lese: so fände er wohl, daß seine Tochter weder Muthwillen trieb, noch sich erbittern ließ. —

Der Mutter Gleichmuth erhielt die Tochter noch einigermaßen im Tact äußerer Ruhe. Frau van Aelst erfüllte ihre Pflichten, den Zweck ihres Lebens, wie in unbewußtem Rechtthun, in träumender Regel, und ließ sich so leicht nicht irre machen. Es war Helenen, als ob sie die Mutter nicht beunruhigen dürfe, und nur um so mehr Acht auf sich geben müsse. Schweigend gab die Mutter ihrer Tochter Beispiel und Vertrauen. Aber inniger noch als vorher fühlte Helene in der Umwandlung ihres Wesens, sich zu Frau Simonis hingezogen. Das Geheimniß dieser Abgeschiedenheit war ihr plötzlich klar geworden, und jene anziehende Kraft, durch die wir leben und weben, webte ein zarteres Band um die Seele der Matrone und des Mädchens. Vor ihr scheute Helene sich nicht; es war etwas in den Zügen dieser alten Frau, was ihr Muth einflößte, das volle Herz zu öffnen. Wenn Frau Simonis von Liebe sprach, was jetzt öfterer geschah, weil Helene es leise veranlaßte, so war es, wie wenn der Engel jugendlicher Gefühle nur einen Schleier übergeworfen. Helene erstaunte, solcher Wärme des Herzens in dieser alternden Brust zu begegnen, und konnte nicht umhin, es ihrer bejahrten Freundinn zu sagen. Darauf erwiederte Frau Simonis: „die Liebe, dieser göttliche Funke, glimmt, wenn auch nicht häufig, doch hier und da auf ödem

Heerde fort; die Welt ist kalt und stürmisch — dort erlischt sie nur zu bald. Ohne Liebe lebt kein wahrer Mensch! Schon vor Jahrtausenden suchte Diogenes deren mit der Laterne. Seitdem ist der Tag des Christenthums angebrochen, dennoch wandeln ihrer Viele in Finsterniß und Schatten des Todes."

„Woran erkennt man denn aber die wahre Liebe?" fragte Helene schüchtern. „Woran?" antwortete Frau Simonis sanft lächelnd; „Sie werden es mir nicht glauben, Helene, wenn ich es Ihnen jetzt sagen werde: an Dem, was als ihr Gegentheil erscheint. Jede Wahrheit an sich, hat etwas Herbes; die Liebe aber ist die reinste Wahrheit — oder die bitterste aller Täuschungen. Gut seyn, heißt strenge seyn! sagt einer der sieben Weisen, und wie viel höher ist Liebe, als bloßes Gutseyn! deshalb legt sie das Kreuz auf. Liebe fordert Glauben! der leiseste Zweifel hindert ihre Offenbarung."

„Wie aber soll man sich denn ein ungleiches Benehmen erklären?" fragte Helene, und lauschte ängstlich, was Frau Simonis hierauf erwiedern würde. „Ein ungleiches Benehmen," sagte diese, „setzt immer innern Kampf voraus, einen leidenschaftlichen Zustand des Gemüths, wobei man nie des Andern

ſicher iſt. — Liebe iſt aber in ihrem eigentlichen Sinne nur ſtilles Selbſtgefühl."

„Ach!" ſeufzte Helene, „man verſündiget ſich nur zur oft ſelbſt an der Eltern-Liebe, welche doch die uneigennützigſte iſt. Mir iſt in der Nähe meines Vaters manchmal ſo beklommen, und ich ſinne, was ich nur mit ihm reden ſoll. Der Mutter treue Stimme ruft meine Gedanken nicht immer zurück, alles Frühere iſt vergeſſen; mir däucht, als hätte mein Daſeyn erſt angefangen, und Schauer des Lebens gehen durch meine Seele. — Jüngſt ſprach die Mutter davon: wie gemächlich unſere Wohnung ſey. Gott allein weiß es, wie oft ſie mir jetzt zu enge iſt! wie ich mich hinweg ſehne — — und welche Vorwürfe ich mir deshalb mache; nie zuvor fühlte ich mich beſchränkt."

„Helene!" unterbrach Frau Simonis dies unſchuldige Geſtändniß, „es ſollte ſo ſeyn! die Blume einmal erſchloſſen, wird nicht wieder zurück gedrängt in die Knoſpe; deshalb dürfen Sie Sich doch für eine gute Tochter halten. — Die Liebe verläßt Vater und Mutter, und mehr noch — —" Ihre Rede ſtockte, angſtvoll holte ſie tief Athem, als wäre an dieſer Stelle eine ſchmerzliche Erinnerung zu verwinden.

Beinahe hatte der Propſt die Hoffnung aufgege-

ben, daß Felix sein Schwiegersohn würde. Von dem Unfall der Lähmung an war Jenem in einer Reihenfolge widriger Wahrnehmungen der Muth vergangen, irgend einen Schritt für diesen Plan zu thun. Anders ist es jedoch, wenn unser Wunsch in dem Gefühl besteht, was doch vorübergehend, als wenn er auf der Gesinnung beruht, die da bleibend ist. So ließ der Propst es darauf ankommen. Felix war zwar dem väterlichen Manne, der ihm an liebsten seine Tochter gegönnt haben würde, ähnlich jenem Helden eines Kindermärchens, als ein Prinz Fatal erschienen, dessen Mißgeschick die Liebe versöhnen werde. Aber Helene? ihr schien er nichts als *fatal* zu seyn. Felicitas schwebte ihm vor. Er dachte: „möchte er doch in Gottes Namen das Mädchen heirathen! doch wovon sollten die Beiden leben? Spinnt sich wirklich ein Verhältniß zwischen ihnen an, so reißt das Elend nur um so tiefer ein." Mit ihrem Sohne zu reden, wie seine Mutter von ihm verlangte, daß Felix sich vor einer Verbindung hüten solle, aus der doch nichts werden könne, dessen weigerte sich der Propst entschieden. Er sprach: „vor solcher Gefahr *warnen*, heißt einem Mondsüchtigen — die alle im Instinct der Vorsicht gehen — zurufen; nun erst ist sein Fall gewiß. Liebende sind Nachtwandler. Sie gehen mit geschlosse-

nen Augen ihren schwindelnden Weg; aber eine unsichtbare Hand hält sie doch."

Der Propst war jetzt oft sehr verdrießlich. Die Untersuchung einer theologischen Streitsache, womit er höheren Orts beauftragt war, verursachte ihm so viel Aerger als Arbeit, so daß der Grund seines Mißmuths ihm nicht einfach mehr vor Augen lag. —

Eines Morgens, als er mit der Durchsicht dieser Actenstücke beschäftiget war, trat Felicitas bei ihm ein, und brachte ein Schreiben von der Professorinn. Ihr Athem flog, während er flüchtig die Zeilen überlas — seine Stirne verfinsterte sich, es war ein Urlasbrief, den der Propst gelesen. Und als er nun das Mädchen darauf ansah, was in rührender Arglosigkeit vor ihm stand, flüsterte eine Stimme in seinem Herzen: „gehe sanft um mit dem Knaben Absalon!"

„Schon gut!" sagte er, und zerdrückte das Blatt in seiner Hand, „die Antwort eilt nicht. Morgen oder übermorgen werde ich sie selbst an die Behörde bringen. Jetzt bin ich pressirt, Felicitas."

Die leichte Gestalt bebte auf bei diesem Bescheid, als sollte sie dadurch verscheucht werden. „Ich gehe —" sagte das Mädchen betroffen, und setzte mit einem Seufzer hinzu: „ach! wie sehr wünschte ich, Sie hätten ein paar Minuten Zeit für mich gehabt."

Es war eine blöde Bitte in diesen Worten. Der Propst wendete sich hastig um, und sprach: „gern, mein gutes Kind! eine ganze Stunde, und länger noch! bewahre mich der Himmel, daß ich einem Tone, der so traurig klingt, Gehör versagte! Was hat Felicitas mir denn zu sagen?"

Aber Felicitas konnte vor innerer Bewegung nicht sogleich zu Worte kommen; ihre Lippen zuckten im Krampf des Weinens, dann stammelte sie hervor: „Sie haben meinem Vater, da er sterbend war, das Versprechen gegeben, Sich meiner anzunehmen. Ihnen verdanke ich den Segen des besten der Menschen, Ihres theuersten Freundes! Sie werden mich nicht verlassen." Ein paar Thränen fielen zu Boden, und fielen brennend auf das Gewissen des Propst's, daß er es vielleicht schon gethan.

„Gewiß nicht!" sagte er betheuernd, „Sie wissen, daß es Ihr eigener Wunsch und Wille war, wenn ich Sie bisher in dieser Lage ließ."

Felicitas nickte. „Jetzt aber muß ich fort!" sagte sie leise, doch entschlossen, „oh glauben Sie mir, ich m u ß!" Es war ein Muth, ein verzweifelndes Hinweg! in dem Vorsatz dieses sanften Wesens, wovon der Propst überrascht wurde.

„Was ist denn aber geschehen?“ fragte er heftig mit zürnender Neugier, als wäre das Aergste zu erfahren.

Felicitas erschrak vor diesem Tone. Das Vertrauen weicht immer dem Argwohn und der Gewalt. „Es ist nur mein Unglück, keines Andern,“ sagte sie furchtsam und begütigend; „längst habe ich gewünscht, mich Ihnen entdecken zu dürfen — Felix liebt mich.“

Der Propst lächelte bei diesen wenigen Worten, welche Felicitas trostlos sprach. Eine vereitelte Hoffnung war in diesem Lächeln, eine Seele voll Weh und Leid war in jenem Ausdruck. Das betrübte Mädchen wußte nicht, wie tief es den Mann demüthigte in dem Stolz, beglücken zu wollen nach seinem Sinne.

„Nun, das ist eben ein so entsetzliches Unglück nicht!“ antwortete er, indem er sich gefaßt hatte; „wenn nicht die Furcht Sie täuscht, daß es so seyn könnte. Wollen Sie mir wohl sagen, wie Sie zu dieser Ueberzeugung gelangt sind? Seyn Sie aufrichtig, liebe Tochter!“

Felicitas erzählte aufrichtig und wahrhaft. Schließlich sagte sie: „hieraus ergeht nun klar, daß ich länger nicht bleiben kann. Der Kranke ist vollkommen hergestellt, ich darf nun an mich denken,

und — ihn meiden. Nur meine Wünsche sollen ihn begleiten, ach ewig!"

Der Propst schwieg noch tief. Und abermals hob Felicitas an, und ihre erschöpfte Stimme ward immer flehender: „Ich habe, ohne es zu wissen, Zwietracht zwischen Mutter und Sohn gesäet. Dies würde mir, wenn es fürder geschähe, keinen Segen tragen. Sie, verehrter Herr Propst! hatten es gut mit dem Felix im Sinne. Sie wollten ihm Ihr Liebstes geben — Ihr einzig Kind! Helene hat unzählige Vorzüge — und ist so liebenswürdig als gut. Ich — ich! sollte ihm das Glück nicht gönnen, sie zu besitzen? Ach! ziehen Sie diese väterliche Hand nicht von ihm zurück, weil er, mitleidig, mich Aermste zu lieben glaubte." Das Mädchen ergriff und küßte seine Hand, ehe der Propst es hindern konnte. Das milde Auge, was fürbittend zu ihm aufsah, erglänzte in Thränen.

„Was machst Du Kind? Dein Mund brennt — wie Dein Herz!" sagte der Propst im Tone eines Vaters, und riß seine Hand so schnell von ihren heißen Lippen, als hätte er sich verbrannt. „Die Hand auf's Herz, Kleine! Ihr Mädchen täuscht Euch in diesem Punkte nur gar zu oft und gar zu gern! könnten Sie dem Felix wirklich gut seyn? Er hat so viele Fehler! er ist eitel, rechthaberisch, von sich

eingenommen — undankbar, wie ich fürchte, das Schlimmste von Allem."

„Nur der Schein ist's, der ihn verläumdet," entgegnete Felicitas dringend. „Sein Herz ist das trefflichste! es will nur erkannt seyn. Wer ihn so kennt als ich, wird und muß ihn lieb gewinnen. Er ist sich seiner Vorzüge bewußt; wer dürfte das nicht? Er ist nicht wetterwendisch; das muß man doch an einem Manne ehren. Und dankbar — dankbar ist er sehr! das weiß ich am besten."

Der Propst lächelte. „O heilige Liebe! Du enisühnst allein." Dies dachte er, und schob die gehässigen Acten bei Seite, als hätte das Gefühl in seiner Brust nicht Raum genug. Nach einem Weilchen sagte er: „wir wollen uns die Sache reiflich überlegen. Wenn ich Sie nun in mein Haus nähme, was ich von Anfang an gewollt, und Ihr gutmeinender Wunsch hinsichtlich Helenens erfüllte sich — so, daß Felicitas den Brautstand meiner Tochter *sähe*? wie dann? wird das einer übersehenen Freundinn nicht wehe thun? dies pflegt bisweilen zu geschehn."

Felicitas blickte schmerzlich, daß dieser Mann so fragen könnte. „Dann wäre es *kein* Wohlwollen," antwortete sie gekränkt. „*Sein* Glück genügt mir völlig; könnte ich es ihm von unserm Herrgott

erbitten, oder von Menschen erkaufen, ich wollte nicht ablassen, und eine Sclavinn seyn zeitlebens. — Mein Sinn war, daß ich Sie bäte, mir einen kleinen Dienst irgendwo zu verschaffen."

Der Propst sah das Mädchen tiefgerührt an. Er meinte bei sich selbst, wenn Felicitas diese Versuchung überwände, dann kämen Engel, und dienten ihr. „Gehe, mein Kind!" sagte er väterlich, „gehe mit Gott! ich lasse mich der Frau Professorinn bestens empfehlen, und wie ich vorhin gesagt: es wird noch Alles gut werden, Felicitas! — Den Felix aber, den muß ich ernstlich sprechen. —"

„Sie werden ihn doch aber meinetwegen nicht hart anlassen?" fragte Felicitas rückgewendet, die schon an der Thüre stand.

Da war die unsichtbare Gränze überschritten. Der Propst ergrimmte, und rief: „mein Gott! bin ich denn ein immerwährender Tyrann?" Felicitas war schon hinaus, die stillen Wände schwiegen zu der Frage, und der sanfte Geist, der vor ihm aufgegangen, besänftigte ihn. —

Helene.

Den 1. Mai 18—.

„Spät zu dir, mein Tagebuch! aber dennoch! erwartungsvoll blickst du mich an, was ich dir sagen werde? die Uhr geht leise — die Lampe scheint sanft und klar, wie eine ruhige Freundinn, die mit dem Dunkel vertraut ist, und ein Gefühl von Stille beschleicht mein aufgeregtes Gemüth. — Welch ein inhaltreicher Tag! sein morgenrothes Licht strahlte vom Himmel wie auf Erden — jedes Hälmchen funkelte lieblich. Im Eckzimmer des Barons blieben heute die Fenster lange geschlossen und verhangen, die er sonst so zeitig öffnet; es schien unbewohnt, so, als ob er fort wäre, alle Augenblicke sah ich hinüber. Immer ängstet mich der Gedanke, er wird einmal fort seyn, und ich werde es nicht zuvor gewußt haben. Wie wird mir dann seyn? Gestern noch wurde vom Scheiden gesprochen, und wie verschieden zeigten sich die Ansichten! Jeder Abschied müsse verkürzt, oder, wenn möglich, ganz vermieden werden, äußerte der Baron, und der Graf: „wie oft nehmen wir Abschied, ohne es zu wissen!" Diese

Worte fielen mir wie eine schwermüthige Ahnung auf das Herz. Seine Schwester war der Meinung: Der wäre nicht ihr Freund, der ihr das tröstende Weh ersparte, ihn zuletzt gesehen zu haben — und hierin stimmte ich Leoniden bei.

Als ich mich angekleidet hatte, kam die Mutter in mein Zimmer, und sagte: „Helene! ich möchte nunmehr die Börse anfangen, die ich der Tante Maurice von Deinen Haaren weben will. Bist Du bereit, sie mir zu geben?" Geschwind flocht ich die langen Zöpfe auf. Die Mutter hieß mich ans Fenster setzen, auf daß sie genau die Stellen sähe, wo der Verlust am wenigsten merklich wäre. Die gute Mutter! sie wog zuvor die Haare auf ihrer lieben Hand, und lobte sie, daß sie so fein und weich wären. „Das wird Mühe kosten!" sagte sie hörbar freudiger, als hätte die Arbeit nun um so größeren Werth.

Kaum war der Schnitt geschehen, so erschienen ein paar Zuschauer draußen; die Mutter öffnete höflich das Fenster, ihren artigen Gruß zu erwiedern.

„Halb part! Frau van Aelst! halb part!" rief der Graf lächelnd herein. „Wir sind verfangen, auf die anziehendste Weise. Fräulein! wie mögen Sie doch Ihren schönsten Schmuck am Fenster ausbreiten? Sie sehen, mein Freund hier macht Diebsau-

gen — ich wette, er trägt Ihnen eine volle Locke in Gedanken davon."

Meine Mutter benahm sich sehr schicklich bei diesem Scherz; ich aber schmiegte mich verstummend in mich selbst, und ich war so beschämt, als hätte ich in der That eine Blöße gegeben.

Nachmittags — die Mutter war mit dem Vater nach Haselbuch gefahren, wo die Wittwe des Pastors sehr krank und schwach danieder liegt — trat unerwartet Felix bei mir ein. Es war sein erster Ausgang, und er sah außerordentlich wohl und sogar hübsch aus.

Ich erschrak, und bedauerte, daß Niemand weiter zu Hause wäre; er aber sagte mir unverhohlen, daß dies ganz nach seinem Wunsche sey, indem er mit mir allein zu reden habe. Ach! wie angst ward mir, und wie unnöthig! —

Er setzte sich zu mir, ergriff meine Hand, und sagte mir nun ohne Umschweife, wie er lediglich gekommen sey, sich mit mir über die von unsern Eltern beabsichtigte Verbindung zwischen uns zu verständigen. Er hoffe, ich werde nicht meinen, daß er die gütige Gesinnung, die ihm meine Person zugedacht, abweise, und also sein Glück von sich stoße, wenn er sich dahin erklären müsse, daß sein Herz auf ewig an ein treues, treues Wesen gebunden

ſey. — Wahrlich! ich hätte dem Felix dieſe Innigkeit gar nicht zugetraut, und wie dieſe offne und traute Sprache mir ſo gut gefiel! in der Aufrichtigkeit liegt doch etwas recht edles; ich dankte ihm mit einer Wärme, die eben nicht ſchmeichelhaft für ihn war, und verſicherte ihn meiner ſchweſterlichen Freundſchaft.

Wir plauderten lange noch. Er ſprach von ſeiner Mutter, deren Charakter er ſehr richtig beurtheilt — vielleicht allzurichtig für einen Sohn. —

Der Vater hat wohl recht: unſere eigenen Fehler richten wir am ſtrengſten bei Andern — und dem Einfluſſe ſeiner Erziehung kann ſich doch am Ende Niemand gänzlich entziehen. Wir ſchieden als gute Freunde. So bin ich denn nun frei! Frei? ach! arme Helene, was iſt aus dir geworden? Sonſt ſang ich mit den Vögeln um die Wette, und freute mich meines Daſeyns; jetzt denke ich öfterer an den Tod, und mit einer Sehnſucht, die vielleicht Sünde iſt. — Schlaf ein, mein Herz! Du könnteſt müde ſeyn, dächte ich. Schlafen iſt ja auch ſterben! und das Leben iſt ein Traum.

Den 2.

Gestern Abend gab die Mutter mir einen Wink zu schweigen, da ich sagte, daß Felix da gewesen sey. Der Vater befand sich übler Laune. Diesen Morgen sandte sie mich mit einem Körbchen Kuchen zu ihm hinauf; eine einfältige Mode nannte der Vater dieses lackirte Körbchen, wie denn bei so gereizter Stimmung ihm so leicht eine Kleinigkeit störend werden kann.

„Väterchen!" sagte ich, heiterer als ich war, „die Bibel bewahrt in aller Einfalt den Gebrauch, Brokken in Körbe zu sammeln! Wie mancher Segen ward schon in einen Korb gelegt!" — Hierauf faßte ich mir ein Herz, und sagte ihm, was er doch nun wissen mußte. Der aufmerkende Ernst meines Vaters ging sehr bald in lebhafte Zeichen von Mißbilligung über. Er sprach: „also dahin mußte es kommen, daß er Dir selbst absagte! der eitle Mensch! ich würde ihn ja nicht zu seinem Glücke gezwungen haben. Freilich warst Du die Hauptperson — — nun, nun! ich habe auch meine Vertrauten — —" Sichtlich fand mein Vater sich gekränkt, daß Felix sich an mich gewendet hätte.

„Vater!" sagte ich, „vergieb! Mir däucht, es war redlich von dem Felix, daß er den Muth hatte, mir

die Wahrheit zu gestehen, und demnach seine Achtung zu beweisen."

„Ja!" antwortete er, „weil Du keine Neigung für ihn hattest, so kam Dir es, daß er sich solchergestalt gegen dich erklärte, nicht nur gelegen, sondern sogar löblich vor. Du gutes Kind! hätte ich nicht so fest auf meinem Wunsche bestanden, so könntest Du jetzt vielleicht schon eine glückliche Braut, wo nicht schon Frau seyn."

„Ach, Vater!" erwiederte ich, und konnte den Thränen nicht wehren, welche gewaltsam hervorbrachen, „am liebsten möchte ich gar nicht heirathen. Wenn ich einem Manne nicht ganz mein Herz geben könnte, ich wäre das unglücklichste Wesen unter der Sonne. Auf den innersten Grund meines Herzens müßte der Tempel meiner Liebe gebaut seyn, sonst bräche es zeitig. Und bei diesen Worten kam das Gefühl der Hoffnungslosigkeit über mich.

„Warum weinst Du, Helene?" fragte mein Vater bestürzt; „warum wolltest Du Verzicht leisten auf Deine Bestimmung? es hat Dich doch verletzt von dem Felix."

Ich versicherte ihm heilig, daß dem nicht so wäre. „Du wirst mir das Zeugniß geben, lieber Vater," sagte ich, „daß ich mich willfährig Deinen Wünschen gezeigt habe, gieb mir nun auch die Versicherung, daß Du

mich gewähren lassen willst. Du hast es gut mit Felix gemeint! Du kannst ihn noch glücklich machen, gieb ihm Felicitas, die er liebt, und meine halbe Aussteuer dazu. Laß mich Deine Fürsorge und das Erbe meiner Mutter schwesterlich mit ihr theilen! — Für mich wird auch der Vater sorgen——"

Mein Vater schien gerührt. „Ihr Mädchen seyd doch weichherzige Geschöpfe!" sagte er. „Die Eine giebt ihre Liebe, die Andere ihre Hoffnung hin; — ich aber hege den Glauben, Gottes Güte wird für Euch Beide reichen. Die Mutter hat auch ein Wörtchen drein zu reden, Helene!" An seinem Tone merkte ich, wie viel die Glocke geschlagen. Mein Vater hat ein prächtiges Herz! ich fiel ihm um den Hals, und rief freudig: „Wir wollen gemeinschaftlich die Mutter zu bewegen suchen! ich lasse Dich nicht, Du segnest mich, denn — —" Zum Unglück ließ sich ein fremder Geistlicher melden, so mußte ich mich entfernen. Der übrige Tag dauerte lang. —

Den 3.

Mairegen! du fällst wie eine warme Thräne der Liebe auf das Herz der Natur. In Wonne schauern die Blüthen; ein Hauch der Kraft und der Er-

quickung weht frisch und feucht in der träufelnden Luft; so athmet Gott! — Welch ein zarter, ahnungsvoller Sinn ist der Geruch! in dem kleinsten Kelche ist eine Seele voll Unschuld, eine tiefe Welt, die mit dem Gefühl von etwas Unnennbarem erfüllt, sehnsüchtig an alles Liebe erinnert. Der Duft einer Blume verkündet den Himmel der Liebe, und regt unsägliche Gedanken an. Ich bilde mir ein, wenn ein schädlicher Mensch unter dem sanften Rauschen eines Mairegens stände: sein Herz nicht verstockt bleiben könnte. — Wie schön ist das Bild: „Er kommt! der Retter der gefallenen Welt, still, wie der Thau der Nächte fällt!"

Der Baron scheint sehr bewandert in der Botanik. Das muß eine liebenswürdige Wissenschaft seyn. Die Gräfinn hat sich ein Herbarium angelegt, und läßt sich von ihm unterrichten. Fast beneide ich sie. — Es giebt Momente, in denen ich darauf schwören wollte, daß Leonide ihn liebt. Sie schließt mich von mancher Freude aus, die ich mit genießen könnte. Dann und wann wäre ein abgebrochenes Wörtchen wie eine leise Warnung zu deuten — wie der Nachhall einer tiefverstimmten Saite. —

Die Eifersucht, sagt Frau Simonis, ist eine so wilde Leidenschaft, daß sie allen Wohllaut des Gemüths zerstört. So viel ist gewiß, das Benehmen

der Gräfinn ist anders gegen den Baron, als sie es im Verhältniß zu Eckardy war. Der treue Eckardy! was er mir vor seiner Abreise sagte, klang auch wie eine freundschaftliche Vermahnung. Ich muß oft an ihn denken. Warum er nur doch so schnell hinweg eilte? — Ob er sich verdrängt fand? — Von welchem Platze aber, würde solch ein selbständiger Charakter weichen müssen? Eckardy ist ein Mann von unerschütterlichen Grundsätzen. Und bei der höchsten Achtung für ihn, wie unbefangen bewegte ich mich in seinem Umgange! das ist nicht mehr so. — Das Bewußtseyn meines Herzens ist erwacht, ich erröthe, wenn der Baron das Auge erhebt, und erblasse, wenn er es auf einen andern Gegenstand wendet. — Ich möchte immer um ihn seyn, um jeden Athemzug zu belauschen, wie bei einem tödtlich Kranken, der uns theuer ist! spricht er von einem Spazierritt, von einer entfernten Gegend, so denke ich an irgend eine Gefahr. Ich fühle, daß das Leben aus meiner Brust mit ihm entweicht, daß schon sein Gedanke den meinigen mitnimmt. — Und rechtfertiget etwa der Baron die Gewalt, welche er über mich übt? Woraus könnte ich denn schließen, daß ich ihm nicht gleichgültig wäre? welches ist das untrüglichste Zeichen von der Gegenseitigkeit dieser Empfindungen? — ich werde Frau Simonis fragen. Was

soll ich thun, ihn zu verdienen — oder, ihn zu vergessen? — Vergessen? nein! eher vergäße ich, daß ich zuvor gelebt, ehe ich ihn kannte. Vergessen? nimmermehr! —

Den 4.

Wenn meine Mutter früh an dem kleinen, zierlichen Webestuhl sitzt, die vergoldeten Knäufe, die glatten Stäbchen von Ebenholz und Elfenbein in der Morgensonne blitzen, und die aufgezogenen Haare, kaum sichtbar, unter ihren Fingern erglänzen, dann kommt mir diese Arbeit wie mein Verhängniß vor. Als ich es ihr sagte, erwiederte sie: „und doch, wie so viel anders, Helene! Die Vorsehung zählt die Haare auf unserm Haupte — nie reißt ein Fädchen im Gewebe ihrer heiligen Absichten. Uns liegt nichts ob, als daß wir festhalten in Liebe und Geduld."

Diese Worte ergriffen mich, sicherlich wurden sie zu meinem Troste gesagt. — Die Mutter redete noch eine Weile fort, und sprach: „seit der Vater weiß, daß es mit dem Felix vorbei ist — mit sei-

nem Plane nämlich — ist schwer auskommen mit ihm. Er macht sich die bittersten Vorwürfe, und es möchte nur gleich ein anderer Freier für Dich da seyn."

„Das verhüte Gott!" entgegnete ich, und flehete die Mutter an, daß der Vater mich in Ruhe ließe.

„In Ruhe!" wiederholte meine Mutter bedeutsam, „Helene! bist Du's denn? — es scheint nicht so! liebe Seele, Du thust mir recht leid — —" Die Mutter wendete ihr Angesicht ab, und ich verbarg das meine in ihren Schooß. Sie streichelte meine Schläfe.

Nach einer langen Pause sagte sie: „Sieh, mein Kind! Du bist besser daran, als Tausende Deines Geschlechts. Du darfst nicht heirathen, um versorgt zu werden, Niemand wird Dich je bereden. Den Mann wählen ohne jene Liebe, die eigentlich keine Wahl mehr zuläßt, halte ich für eine Todsünde. Phantasie und Leidenschaft können täuschen — das Herz darf keine Lüge seyn. Die Ehe ist etwas Heiliges, Helene! nirgend straft sich der Meineid so schrecklich als in ihr — die kleinste Falschheit wird zum größten Betruge. Wenn ich Dich nicht glücklich machen kann, so vermag ich doch vielleicht Dir ein heilloses Schicksal zu ersparen. Nimm dies als

Lebensversicherung von mir an! Weiter kann ich Dir für jetzt nichts geben."

Lag nicht hierin, wie tröstend mich diese Aeußerung auch ansprach, daß meine Mutter keine Hoffnung für mich hat?

Den 5.

Frau Simonis schon so lange kränklicher als sonst, ist seit Neujahr nicht mehr über ihre Schwelle gekommen. Sie leidet am Magenkrampf und allgemeiner Schwäche. „Wenn nur der Winter erst vorbei wäre!" seufzte sie zuweilen. „Wenn ich wieder werde am Brunen sitzen!" davon spricht sie wie von einer weiten Genesungsreise. Nun es Frühling geworden, und die Luft ein milderes Wehen ist, setzt sie sich in warmen Sonnenschein an das halb offene Fenster und lebt sichtlich auf. Täglich besuche ich sie, und könnte mir diese traute Pflicht nicht erlassen, so lieb ist sie mir geworden. — Dann finde ich den jungen Raben, den damals der Vater erstarrt und verletzt im freien Felde fand, und welchen Frau Simonis heilte, auf dem Saume ihres Rockes sitzen. So oft ich eintrete, hebt er die Flügel; er kennt mich.

„Mein treuer Gefährte!" sagt Frau Simonis, und weist auf ihn mit einem düstern Lächeln. Einmal

nannte sie sich, im Sinn der Pflege, eine Rabenmutter! aber es war, als grauete ihr, als erschräke sie vor ihrem eigenen Scherz. — Sobald wir im Gespräch, huscht er hinaus, und schwebt wie ein Schatten über dem grünen Schmelz und die sprossenden Pflanzen. Die zarten Grashalmen und Blümchen beugen sich unter seinem Fittich, der ihnen eine flüchtige Sonnenfinsterniß seyn mag. Schwarzmännchen aber nimmt nichts mehr; im Dienst der Treue verlernt sich das Böse.

Sollte die Natur manchem Gemüth eben so eine finstere Farbe gegeben haben? Mein Vater verneint es. Mein gütiger Schöpfer! Licht ist Dein Kleid, was Du anhast, und der Mensch ist ja nach Deinem Bilde geschaffen! — Es war nur eine melancholische Idee von mir.

Die Theilnahme der Frau Simonis an Allem, was sie näher oder entfernter angeht, ist ungeschwächt geblieben. Sie fühlt sich so leise und doch so stark in jede fremde Empfindung hinein; nur wird sie durch das Geringste leicht afficirt. Als ich zum ersten Male von dem Baron sprach, erblich sie. „Es giebt viele Falk's!" sagte sie mit blassen Lippen, „es ist ein weit verbreitetes Geschlecht. Ich möchte wohl wissen, von welcher Linie — —" Lieber Gott! was weiß ich von einer Linie? ich weiß nur, daß er den

Kreis meiner Gedanken erfüllt. Wenn ich auch vermeide, von ihm zu reden, so ist doch mein Herz voll von ihm. Wie hohl klingt jedes Lob gegen das gleichgültigste Wörtchen von seinem Munde! Wenn man Jemand lieb hat, so sind Eigenschaften entbehrlich. Die Liebe verleiht Alles. Welch ein wunderbares Geheimniß ist diese innigste Anschauung, wodurch uns eine liebe, theure Seele klar wird! Wenn er mich mit seinen offenen Augen treuherzig anblickt, dann — verschwinden alle äußeren Verhältnisse; mein erglühendes Herz hat keinen Schleier, als das schaamhafte Gefühl, es nicht tief genug verhüllen zu können. Edel ist der Baron gewiß! Seine Nähe giebt Sicherheit; auch der Graf scheint dies zu empfinden. Er ist da! so ist es gut. Er ist gut! darin ruht mein ganzes Seyn und Denken.

Den 6.

Bei der ganz eigenen Zurückhaltung, welche, seltsam genug, die Gräfinn gegen mich beobachtet, halte ich es für schicklich, mich ihr ein wenig zu entziehen. Zugleich könnte dies eine Probe seyn, ob der Baron mich vermißt. —

Meine Mutter erweis't in ihrer stillen Weise der Frau Simonis viel Gutes, und mein Vater bringt

gern ein Stündchen im Abenddüster bei ihr zu. Sie sprechen dann von ernsten Dingen, von dem Wiedersehen nach dem Tode, von der geistigen Welt, von den menschlichen Schicksalen, und wie sich diese doch so oft in undurchdringliches Dunkel verlieren. So hörte ich, daß mein Vater sagte: „Wer am genauesten aufmerkt, gläubig, heißt das! der kommt den Wegen Gottes am gewissesten auf die Spur. Die Menschen jagen nur zu sehr dem Glücke nach; dabei aber wird uns nichts klar, als unser Irrthum. Ein frommes Herz irrt nie, denn es überläßt sich einem höheren Sinn, wie der Blinde seinem Führer."

Mein Vater hat heute ein Paar getraut, das vor zehn Jahren in aller Form Rechtens geschieden worden war; eine herrschsüchtige Schwiegermutter, welche die Frau nicht leiden mögen, die schon vor dieser Trennung viel gelitten, hatte den schwachen Mann dazu bestimmt. Jene war nun todt. — Mein Vater, noch ganz begeistert von dieser rührenden Feier, sprach davon als er später zur Frau Simonis kam. Er sagte: „wenn ich in jenem Leben geistlich bin, was ich in alle Ewigkeit zu seyn hoffe, weil doch die Liebe nimmer aufhört, auch nicht die Liebe zu seinem Amte: so wird dieser seltene Fall nicht so gar selten seyn. Wenn auch das göttliche Amt, getrennte Herzen zu verbinden, nur der General-Superintendent der seli-

gen Geister hat: so vereint in Gott sich doch endlich Alles!"

Frau Simonis schien erschüttert. Das Gespräch wendete sich nun auf die Fähigkeit zu lieben, von der die erfahrne Freundinn behauptete, daß die Fähigkeit zu leiden in nothwendigem Verhältniß dazu stehe. „Wie denn," erwiederte mein Vater, „die Empfänglichkeit der tiefsten Gefühle ein durchaus zartes Gemüth voraussetzt. Doch ist der Schmerz an sich irrdischer Natur; in der Liebe ist aber weder Furcht noch Pein. Wer da liebend die Richtung nach dem Himmel behält, ob er hienieden glücklich wird, ob nicht? mindestens muß er selig werden."

Hierauf fragte ich schüchtern: ob denn die Zeichen von Schmerz und Liebe trüglich wären? Frau Simonis lächelte trüb' zu dieser Frage, deren Antwort mein guter Vater übernahm. „Beide," sagte er, „sind sehr selten wahr! doch findet eine gewisse Analogie zwischen ihnen statt, und auch hierin berühren sich die Extreme. Die Liebe wie der Schmerz wohnen am tiefsten, sprechen am wenigsten von sich — bekümmern sich um Nichts — um Niemand — und haben für das kleinste Augenmerk ihres Gegenstandes den Maßstab der Ueberschwänglichkeit. Die Liebe, als das Höchste, verachtet niedere Freuden, und der Schmerz, als das Tiefste, haftet nirgend an der

Oberfläche. Dem Leiden ist es erlaubt, stolz zu seyn! wie Plutarch sagt." Das will ich mir merken. — Wenn ich diese Zeichen auf den Baron anwende, dem ein eigenthümlicher Stolz sehr wohl ansteht: so leidet er. Aber weswegen? wen ich liebe, weiß nur ich!

Den 7.

Wie werde ich, was ich heute erlebt, in Worte fassen können? — Gegen Abend ging ich in die dichten Gebüsche hinaus; ein Stengel Maiblümchen, den ich an einer einsamen Stelle fand, verleitete mich, deren mehre zu suchen. Diese lieben weißen Glöckchen läuten nur im hohen Dom des Waldes — der Frühlingshimmel zieht mit ihrem Athem in das Herz. Es war so duftig, so still um mich her! ich summte in Gedanken: „der Sonne letzter Strahl hing röthlich noch am Haine —" ich dachte: wenn der Baron mir hier begegnete; in meiner Brust pochte es gewaltig — woher kommt solche Ahnung? und als ich aufsah — ein wonniger Schrecken durchbebte mich — sah ich ihn, ihn selbst! leibhaft auf einem Baumsturz sitzen. Seine Stellung war sehr vertieft. An die Wahrhaftigkeit dieser Erscheinung zu glauben, wagte ich nur scheu; aber sein Blick, da er mich gewahr

ward, war ein Blitz aus dem Feuerrohr, der mein Herz traf. —

„Helene!“ rief er, mit einer Stimme, welche ewig, ewig! in mir nachhallen wird, „Sie hier?“ Es war das erstemal, daß er meinen Namen aussprach, und mit Entzücken hörte ich mich von ihm genannt.

„Sie sendet Gott! Sie finden mich traurig —“ setzte er gefaßter hinzu. Was ich geantwortet habe, weiß ich wahrlich nicht. Der Baron sagte nun: daß er seit einigen Tagen durch das Hochholz gestreift sey, um ein zartes Stückchen Wild für meine Kranke — (er meinte Frau Simonis) aufzutreiben. Dabei öffnete er die Jagdtasche und ließ mich ein junges Haselhuhn sehen, was seine Gütigkeit für mich davon getragen. Aber — etwas Anderes hatte er noch gefunden, was ihm das Herz schwer gemacht zu haben schien.

„Im dichtesten Busch,“ erzählte der Baron, „lag, in sich geschmiegt, die ärmliche Gestalt eines Mannes, den ich schlafend wähnte. Sein Arm war ausgestreckt auf dem Rasen, und als ich mich näher zu ihm hernieder beugte, sah ich, der Mann war todt. Ich dachte: es könnte wohl nur ein krampfhafter Zustand seyn und öffnete die halbgeschlossene Hand, welche dies rare Goldstück festhielt, was in ein abgerissenes Papier gewickelt war. Längst habe ich nach dieser

seltenen Schaumünze getrachtet; jetzt reichte sie mir dieser Todte dar, als sollte ich sie für meine Bemühung um seinen Leichnam entgegen nehmen. Ich wüßte nicht, was mich jemals ähnlich so gerührt hätte!"

Und als der Baron dies sprach, zeigte er mir in seiner flachen Hand mein Goldstück, funkelnd in der Abendsonne, meines! mit dem Raben und dem Ringe, das ich Felicitas gegeben. „Dies nahm ich nun an mich," setzte er hinzu, „auf daß es nicht in unrechte Hände käme, und wenn der wahre Eigenthümer sich findet, hoffe ich, mich mit ihm über den Besitz vereinigen zu können. —"

Mit welch' unsäglichem Gefühl vernahm ich diese Worte! ich schwieg, und sah das Goldstück als ein Pfand an, daß ich meinen Werth wie meine Treue als sein Eigen betrachten dürfte. Wie prägt die Liebe doch Alles und Jedes im Glanz der Hoffnung aus! auch das Unechte? Nein, nein! —

Den Jäger hatte der Baron vorausgesandt, auf daß die nöthigen Maßregeln alsbald zu nehmen wären. Der Verstorbene lag noch auf dem Gebiete des Grafen, und wird wahrscheinlich auf dieser Stelle begraben werden, weil es unzweifelhaft ein Jude war.

„So einsam zu sterben!" sagte ich mit Wehmuth.

„Der Geist des Frühlings hat diese müden Augen

zugedrückt," antwortete der Baron; „nie sah ich ein zufriedeneres Gesicht, als dies entseelte, auch kein lieblicheres Plätzchen zur letzten Ruhe. Die Vögel saugen auf den Zweigen; ist dieser Arme verachtet gewesen von den Menschen, war sein Leben hart, so segnete ihn dafür die Natur mit einem sanften, süßen Tod!"

Es war eine Trauer, eine Weichheit in dem Wesen des Barons, welche jener Anblick erregt haben mochte, was für sein menschliches Gefühl spricht. O! er ist ein kindlicher Mensch! Von trüben Erinnerungen sagte er, wie mir däucht, die dort, wo er jenen stillen Mann gefunden, in ihm wach geworden wären. Was mag er doch zu verschmerzen haben?

Wir gingen traulich, doch ziemlich ernst neben einander her. Ein Greis begegnete uns mit einem zarten Kindlein auf den Armen, dessen blühendes Fleisch kaum bedeckt war. Die kleinen, bloßen, bläulichen Füßchen schienen zu frösteln. Der Alte redete den Baron, „Herr Förster!" an, und bat ihn um eine Vergönnung.

„Der Förster bin ich nicht, wenn auch ein Forstmann —" antwortete der Baron, „doch will ich Eure Bitte bevorworten."

Das Kind jauchzte auf, als verstände es diese Zusage, und streckte seine Aermchen nach mir aus.

Wäre er der Förster! und ich wohnte mit ihm im Walde, im grünen Wald! die Welt vergäße ich rundum. Wäre er das Kind! ich versenkte es in den Kern meines Herzens, und erwärmte es an seiner Gluth. Wäre er der Greis! ich pflegte sein, bis daß er stürbe, und strömte die Kräfte meiner Seele für ihn aus; dann nähme er mich mit sich, und ein verjüngtes Daseyn gäbe uns endloses Glück! —

Es war mir, als hätte ich geträumt, da ich nach Hause kam; vielleicht träume ich noch, oder schon wieder: denn die Buchstaben verschwimmen vor meinen Augen.

Den 8.

Eckardy hat geschrieben. Die Gräfinn kam selbst und brachte uns Grüße von ihm, und ich freute mich seines freundlichen Andenkens. Sein Vater lebt noch, aber unwiederherstellbar. Der Beschreibung nach ist der Zustand dieser Krankheit furchtbar, zumal nächtlich. Der edle Sohn muß die Stütze der Familie seyn, die zerrütteten Güter in Ordnung bringen und der Vormund seiner Geschwister werden. Seiner gekränkten Liebe ist diese Genugthuung geworden. Dies sagte Leonide mit dem Antheil der

tiefsten Achtung. Von sich schweigt er gänzlich —; doch bin ich wie von meinem Leben überzeugt, daß er diese schwere Pflicht aus all seinen Kräften, mit aller Stärke einer tugendhaften Seele erfüllen wird. Wie Eckardy denkt und handelt, weiß ich stets, wenn ich auch nicht immer weiß, wie er fühlt.

Die Gräfinn bat mich, sie auf einem Spaziergange zu begleiten; ihre Gedanken verweilten noch bei jenem Briefe. Sie erzählte mir noch Mehreres daraus. Eckardy habe eines ältesten Stiefschwesterchens besonders erwähnt, sein inniges Wohlgefallen an dieser liebenswürdigen und unverkünstelten Natur geäußert, und nur bedauert, daß seine liebe Fanny einer besseren Sorgfalt für die Bildung ihres Herzens entbehre. — Dies ist der einzige Vorwurf, den er der Gattinn seines Vaters macht! nicht anders habe er die jüngeren Geschwister in mancher Beziehung versäumt gefunden, und deren Leitung übernommen.

„So werden wir den edeln Freund wohl nicht so bald wiedersehen —" setzte die Gräfinn traurig hinzu, „und auf längere Zeit, vielleicht niemals mehr. Seine kleine Fanny will ich zu mir nehmen; wenn ich dadurch das, was Eckardy's treue Freundschaft für mich und meinen Bruder gethan, in Etwas vergelten könnte, wie froh wäre dieser Gedanke für mich! Auch wird der fröhliche Sinn eines so jugendlichen Ge-

schöpfes mich erheitern, und mein oft so schweres Herz jenen kleinen Flattergeist bis zu einem gewissen Ernste erziehen, der doch von Jedem, der da lebt, erfordert wird, auch von dem Glücklichsten."

„Ein großes Glück für dieses junge Mädchen!" sagte ich aufrichtig. „Der treffliche Eckardy verdient aber auch so warme Freunde, von denen er so lebhaft vermißt wird. Ein Glück, daß der Baron noch anwesend ist —"

„Das wird auch nicht ewig mehr dauern," antwortete die Gräfinn leichthin, „Falk spricht täglich von seiner nahen Abreise. Wir lassen ihn nur nicht fort. Mein Bruder, in beständiger Angst deshalb, wünscht, sich seiner zu versichern, und ihn als Forstmeister nach Grünhain — wenn der Alte nur abginge! auch sind die nöthigen Schritte bereits gethan. Dann aber wird er wahrscheinlich — heirathen! und wir wären trotz dieser Anstellung von ihm getrennt."

Der Boden wankte unter meinen Füßen, als Leonide diese gewichtigen Worte niedergeschlagenen Auges sprach; würde sie mich nicht dabei angesehen haben, wenn die Liebe des Barons — — o, das sey ferne! daß ich daran noch dächte. So ist er dennoch in einem Verhältniß? ich hätte es ahnen können. Warum verneinst du denn noch immer, thörichtes Herz? die

Gräfinn sagt nie eine Lüge. Ach! es ist nur zu glaubhaft. —

Was sie nun weiter sprach? — daß sie vermuthlich nächsten Winter in der Residenz zubringen würden, um die erfahrensten Aerzte in Rath zu nehmen, daß ihr Bruder, da der Bau des Städtchens so weit gefördert und das Nöthigste gethan sey — nun zunächst an sich denken müsse, und wie der Wunsch der Gesundheit noch nie stärker in ihm aufgelebt, als in diesem Frühjahr, wobei die hellen Thränen über ihre Wangen flossen; — ich weiß es nicht mehr. Mir war, als wäre ich in eine Wüste verstoßen und empfände nur Schauer. Die Mutter fand mich bleich als ich nach Hause kam; ich berührte das Essen nicht. Grünhain! schon dieser Name ist lieblich. Wie heilig-still, wie paradiesisch wird's dort seyn! Wer denkt dann noch an mich? — Wer wird sich kümmern, daß ich allein bin? — Gott im Himmel! vergieb, vergieb mir!

Den 9.

Gute Felicitas! wie tröste ich mich Deines Glückes, worauf ein Strahl der Hoffnung fällt! Wehe mir, wenn mein Herz betrübt und selbstsüchtig jemals verlernte, Anderer Freude für mein eigenes Wohl zu

halten! manchmal — o, daß ich es sagen muß — habe ich mich in der letzteren Zeit gleichgültig gefühlt gegen die ganze Welt. Das war nicht löblich von mir. Heute waren Maarbonn's bei uns, das erstemal wieder auf einen Tag. Die Professorinn war erbitterter als je, ja, man könnte sagen: erboßt. Sie warf mit Worten um sich, die wie Galläpfel den Ausdruck ihrer Gesinnung schwärzten. Jede Bemerkung war ein schielender Seitenblick auf das arme Mädchen. Ein immerwährender Widerspruch gab eben nicht die angenehmste Unterhaltung, zumal der Vater zum Schiedsrichter nicht geeignet ist, indem er heftig stets Partei nimmt. Zuweilen trat ein so schwüles Schweigen ein, als würde der Sturm im nächsten Augenblick losbrechen. Mir war in Gedanken, als ob nur der Wind ginge. Ich wußte, daß meine guten Eltern willens wären, Felicitas einstweilen hier zu behalten, bis eine Auskunft sich für dies beklemmende Verhältniß gefunden hätte — wenn es zur Sprache käme.

Felicitas stand am Fenster und zerpflückte ein welkes Blümlein; ihr sanftes Gesicht sah recht trostlos aus. Der Strauß zwischen Mutter und Sohn mochte ihr wohl manchen Dorn in das Herz drücken. Da sendet der Graf, wie gewöhnlich, die Hamburger Zeitungen herüber. Vielleicht um die peinliche Stille zu unterbrechen, las der Vater einige Artikel daraus

laut vor. Unter andern macht ein daſiger Banquier die Anzeige — und zwar auf die dringendſte Weiſe — von dem Verluſt einiger Papiere, in engliſcher Sprache abgefaßt, deren hauptſächlicher Inhalt in einem formellen Empfangſchein über ein anvertrautes Depot beſtehe. Für die Intereſſenten ſey dies Papier von überaus höchſter Wichtigkeit, doch von perſönlicher nur, und außer der Summe, womit es dem ehrlichen Finder aufgewogen werden ſolle, deren Anſehnlichkeit den Werth des verlorenen Documents außer allen Zweifel ſtellte, könne es für Niemand irgend von Nutzen ſeyn. In dieſer Anzeige kamen, vermuthlich zu näherer Weiſung, die Namen: „John Smith" und „Miſtreß Ellenor Smith" vor.

„Wie war das?" fragte Felicitas mit gebundenem Athem. Sie hatte geſpannt zugehört, obgleich ſie zerſtreut ſchien. Der Vater aber gab ihr keine Antwort und las weiter. Da zieht Felicitas aus ihrem Buſen ein kleines, dünnes Päckchen, und legt es zitternd dem Vater auf das Zeitungsblatt, indem ſie ſagt: „ich glaube, es iſt gefunden."

Schon wollte mein Vater dieſe Störung ſeiner Aufmerkſamkeit bei Seite ſchieben, als er jene leiſen Worte vernahm. „Wie? was?" fragte er ein wenig barſch. „Was ſpricht die Kleine?" Er mochte es für einen unzeitigen Scherz halten. Doch als er

hastig das Papier entfaltete, in welchem Ton rief er aus: „wahrhaftig in Gott! so ist es! Kind, wie kommst Du zu diesem Fund?“

Alles stürzte herbei. Und nun erzählte Felicitas, unsäglich bedrängt, eine Begebenheit, die so seltsam als rührend lautete, und dennoch — darauf kenne ich sie — wörtlich wahr ist. Von Levi Ascher, dem jüdischen Trödler, hat Felicitas diese Papiere empfangen, der sie ihr aus Gutmüthigkeit überlassen, gegen eine unverhältnißmäßige Belohnung, wie sie sagte, wobei sie mich erröthend anblickte. Und dieser arme, treue Jude ist kein anderer, als der, den der Baron im Walde gefunden, mein Goldstück in der starren Hand! —

Welche wunderbare Verkettung! wie hängt doch Alles so einzig, so unauflösbar zusammen! — Die Freude meines gütigen Vaters könnte ich nicht beschreiben; weich und reizbar, wie er ist, flossen ihm die Augen über. Fest drückte er Felicitas an seine Brust und sprach: „Sieh, Mädchen! Gott sorgt! der Segen des Vaters ist ein Pfund, das nicht vergraben wird unter dem Schutt. Das hier wird Dir ein hübsches Pfund einbringen. Zur Stunde schreibe ich an den Banquier, und trifft die Antwort ein, wie zu erwarten, so reise ich selbst mit Dir nach Hamburg. Eine Zerstreuung dürfte Dir nöthig seyn.“

Felix gefiel mir sehr. Er benahm sich so zart, so sicher, daß Felicitas gewiß seyn durfte, wie kein Glück ihr, die ihm so lieb und theuer ist, einen Vorzug geben könne in seinen Augen. Sein frohes Erstaunen war nur eine Freude mehr, und hatte durchaus nichts von dem anmaßenden Gefühl, anders als durch den reinsten Antheil bei dieser überraschenden Sache betheiligt zu seyn.

Dagegen seine Mutter — wie häßlich macht doch jeder Anschein von Eigennutz! — Liebe, die nichts für sich begehrt, die nur lieben will, ist doch das Köstlichste im Himmel wie auf Erden! Wen Geld glücklich machen könnte, der wäre arm, ob er auch reich würde; dennoch kann die Aussteuer, welche der sonderbare Zufall der armen Felicitas giebt, ihren Wünschen den Ausschlag geben. — Die Schätze beider Indien würden die Leere meines Herzens nicht ausfüllen, noch sonst ein dürftiger Besitz! und doch, wie reich, wie überreich macht mich ein Goldstück nur! von einer lieben Hand verwahrt, unbewußt um meinetwillen! als ich es darin glänzen sah, dachte ich mit Wärme: wie mir das Herz entwendet worden im Fluge und für ewig! oder das Zeichen müßte trügen.

Den 10.

Meine Mutter schrieb den ganzen langen Morgen. Sie hatte sich eingeschlossen. Warum beunruhigte mich dies nur so sehr? Während dieser Stunden, in denen ich die Mutter schreibend wußte, stand ich eine Angst aus, als würde mir das Todesurtheil geschrieben. Dies ist die Wirkung der sträflichen Leidenschaft, die ich den besten Eltern verheimliche; aber reumüthig, daß ich es bisher gethan, will ich mich ihnen nächstens in die treuen Arme werfen und all' mein Leid bekennen. Und wenn ich zu meinem Vater sage: „Gott helfe mir! ich kann nicht anders —" dann wird er an die Wahrheit meines Herzens glauben und mich für keine Thörinn halten.

So viel ich weiß, ist kein Brief abgegangen. — Bei Tische kam die gute Mutter mir erschöpft vor. Sie aß fast gar nicht. Ihr Blick, der seit einiger Zeit oft in sichtlicher Bekümmerniß auf mir verweilt, glänzte sanft, so oft sie mich ansah. Mein Vater ist schon mehr auf der Hamburger Reise, als zu Hause. Er hat nichts im Sinne als Felix und Felicitas — und Felicitas und Felix. In Gedanken baut er ihnen das Glück der Zukunft, und hat alle Hände voll zu thun. Wird dieser herzensgute Vater einen Stein auf seine Tochter werfen? — Daneben möchte nur gleich ein Ersatz für mich da seyn. Ein Ersatz!

als ob diese Wendung der Dinge eine leere Stelle in mir ließe; von Ersatz kann nicht die Rede seyn, vielmehr von einem erfüllten Wunsch des aufrichtigsten Wohlmeinens. Aber etwas Banges steht mir unzweifelhaft bevor; ich athme allzu beklommen. Mir schwillt das Herz in meiner Brust, und an seinen Schlägen fühle ich, wie es immer näher und näher auf mich eindringt. Dies ist die innere Fluth, die unentrinnbare! Wo ist der Nachen, der mich sicher an das Ufer trägt? — So ist denn auch das Reinste nicht ohne einen bittern Tropfen? Felicitas gestand mir mit einem Anflug von Traurigkeit, wie es ihr ein Scrupel sey, durch eine Unrechtmäßigkeit zu gewinnen. Ich war mir nicht klar, und sagte demnach halb im Scherz: „so willst Du wohl gar die auszuzahlende Summe den Armen der jüdischen Gemeine überweisen, im Fall Dein armer Freund Levi, der nun ausgetrödelt hat, keine Anverwandte mehr hätte?"

„In der That, Helene! das möchte ich am liebsten," versicherte mir Felicitas ernsthaft, und setzte hinzu: „nur Das darf mein seyn, daß durch mich ein beängstigender Verlust aufgehoben würde."

Jetzt trat mein guter Vater zu uns heran, und ich theilte ihm das zarte Bedenken mit, womit Felicitas sich quälte. Er sagte: „sehr richtig, Mädchen! hältst Du Dich für ein Werkzeug der Vorsehung,

welche, in so weit menschlicher Weise abzusehen, jenem Bruder Liederlich, von dessen Brüderschaft die Welt wimmelt, dies werthvolle Papier entziehen wollen, weil jene leichte Hand eine Gabe von solcher Wichtigkeit nur verschleudert hätte. Nur ein Schatten der göttlichen Gerechtigkeit ist die der Menschen, und es giebt Fälle, wo das anscheinend höchste Recht das größte Unrecht wäre."

Meine Mutter war entschieden dafür, daß Felicitas nun bei uns bliebe, weil ihr Verhältniß, trotz dem, daß die Professorinn ihre Genehmigung noch vorenthält — als ein bräutliches zu betrachten wäre. Willig brachte Felix der Schicklichkeit und mehr noch der Ruhe des geliebten Mädchens das Opfer der Entbehrung, nur ihr Quälgeist entschloß sich ungern, Felicitas zu entlassen. Morgen kommt sie zu uns und wird in meinem Zimmer wohnen und schlafen. Die Mutter will auch dies. —

Dann schreibe ich nicht eher ein, bis ich wieder allein bin. Das Geheimniß meines Tagebuchs gebe ich nicht Preis — um keinen!

Helenen's Mutter an den Vater.

Vergieb, mein guter Mann, wenn ich Dir schriftlich sage, was zwischen uns zur Sprache kommen muß, weil es einen Gegenstand betrifft, der uns Beiden gleich nahe angeht, und über den wir im allerinnigsten Interesse so vollkommen einig sind, daß wir uns deshalb nicht verständigen dürften, wenn es nicht auf Deine Ansicht insbesondere dabei ankäme. Du weißt nun, daß ich hiermit nichts Geringeres meinen kann, als das Glück unseres einzigen Kindes! — Da Du hinlänglich in Anspruch genommen wirst von der Last des Amtes und mancher drückenden Geschäfte, so würde die Mutter Deiner Helene die Sorge für ihr Wohl allein tragen, wenn es länger zulässig wäre, und ich nicht für meine Pflicht hielte, Dir mitzutheilen, was mir lange schon schwer auf dem Herzen liegt. Du kennst nun meine Weise, bestes Herz! und wie ich keine Freundinn von mündlichen Erörterungen bin, in welche sich nur gar zu leicht jene störende Heftigkeit mischt, die nicht genug vermieden werden kann, wenn man das Rechte und Reinste klar erkennen will. Der Hauch eines Wortes reicht oft hin, den Spiegel unseres Geistes zu trüben. Also nimm freundlich, und, ich bitte Dich sehr, Du

Lieber! nimm ruhig dies Blatt zur Hand, und lies es achtsam — dann entscheide.

Seit geraumer Zeit ist mir der Gedanke aufgegangen, daß Helene eine stille Neigung gefaßt hätte für den liebenswerthen Baron Falk, den Gastfreund unserer verehrten Herrschaft. Ich glaube, vollen Grund zu dieser Wahrnehmung zu haben, und würde um Alles in der Welt, Dich bloß durch einen mütterlichen Verdacht weder beunruhigen wollen, noch eine Behauptung aufstellen, auf der vielleicht das ganze Lebensglück meines theuern Kindes beruht. Auch hielt ich es anfänglich nur für ein flüchtiges Gefühl, was mit der Erscheinung des Barons vorübergehen werde. Wie manche Liebe ist und bleibt nichts, als eine schnelle Täuschung, ein verschönernder Traum, daran man sich in aller Ruhe erinnert, ein Glück, dessen man sich nicht bewußt ist, weil es sonst zum Unglück werden würde. Von dieser vergänglichen Art scheint die Liebe unserer Tochter nicht zu seyn; Helenens ganzes Wesen ist davon erfüllt und umgewandelt. Und wenn ich bedenke, wie ihr schuldloses Leben kein einzig Beispiel zeigt, daß Helene in der Wärme irgend einer Empfindung jemals verkühlt wäre, wenn Du annimmst, wie fest jede zarte Neigung mit ihrem Herzen verwächst, und wie tief das einmal Aufgefaßte in ihrem regen Geiste

wurzelt: dann, mein liebster Freund! kann ich mich eines Seufzers nicht enthalten, und bekümmernder Ahnungen, die Du zwischen diesen Zeilen lieſest, obgleich ich sie mit unsichtbarer Tinte schreibe. —

Hoffe nicht, daß ich mich irre! Wie so Manches eine Frau auch vergißt, wenn die Tage kommen, von denen es heißt, sie gefallen uns nicht: die Liebe verlernt sich nimmer! zumal, wenn ein treues Herz in ihrer Uebung geblieben. Das ist das A und das O unseres kindlichen Geschlechts, das Hauptstück unserer Religion. Wenn ich mich daher im Stillen frage: „was ist Das?" dann kann ich es mir an den Fingern hersagen, was dem lieben Kinde fehlt. Ich habe Helene erröthen und erblassen sehen, und ein paar Minuten später erschien unvermuthet der Baron. Ihr Gesicht ist der Widerschein seiner Nähe, der Pulsschlag ihres Herzens bewegt sich mit ihm. Was ich ihr auftrage, verrichtet sie zwar pünktlich, aber so mechanisch, als ob eine Stahlfeder der Betrieb dazu wäre. —

Ach, wie harmlos war sonst diese Seele! das ist Helene nicht mehr. Jetzt ist sie still und oftmals traurig; kein Laut von Witz kommt über ihre Lippen, von denen das Lächeln der Fröhlichkeit fast ganz ver-

schwunden ist, kein lustiger Einfall steht ihr noch zu Gebot. Die Thränen sind ihr nie weit, wie Frühlingsschauer. Wie freute ich mich sonst an dem leichten Schweben ihres Ganges! solch ein Gang ist das Flügelkleid des kindlichen Frohsinns; ein Mädchen zieht es aus, sobald es die Liebe anzieht. Jetzt schleicht sie wie ein altes Mütterchen einher, und spielt mit Blumen so lässig wie ein krankes Kind. Wie so manchmal betäubte mich ihre rauschende Musik! jetzt bestäuben die Noten, Helene macht kein Geräusch mehr irgend womit. Stundenlang sitzt sie unbeschäftiget, während ihr Herz sich in nutzlosen Träumereien abmüdet; dagegen höre ich bisweilen Gedanken aus ihr heraus, die bis dahin geschlummert haben, fest und tief, wie im Schooße der Felsen. Von Demjenigen, dessen Echo sie geworden, schweigt sie jedoch, und dies, mein Freund — aufrichtig gestanden — gefällt mir nicht. Dies ist kein gutes Zeichen! —

Ich liebe es zwar nicht, viel von Liebe zu sprechen, weil es oftmals Schaden stiftet, wenn auch Heirathen — selbst dann! und weil es auch in diesem besten Falle der Zartheit des allerinnigsten Besitzes etwas benimmt. — Sobald der Mund überfließt, wovon das Herz voll ist, wird der Geist einer Empfindung verflüchtiget, die nur, eingeschlossen ins tiefste

Herz, ihre Kraft bewahrt. Auch weiche ich gern, Du weißt es, Lieber! dem Vertrauen aus, was ich ohne Verantwortlichkeit nicht aufnehmen könnte. Vor allen Dingen meide ich, mich in verschwiegene Heimlichkeit zu mengen, es wäre denn, daß ich mich so wie hier in Gottes Namen dazu berufen wüßte. — Selbst bevorzugt durch unverdiente Gnade des Himmels, durch den besten der Männer, den ich mir aus wahrer Liebe genommen — möchte ich meine Tochter gern so glücklich sehen, als ihre Mutter, und ich kann nichts, als diesen heißen Wunsch an Dein Vaterherz legen, und darauf bedacht seyn, daß wir als die treuesten Freunde unseres Kindes, jenen leidenden Zustand Helenens möglicher Weise zur Abhülfe bringen.

Ich weiß, was Du mir einwenden könntest, theurer Mann. Wir kennen weder den Charakter des Barons genau, noch daß wir etwas Näheres wüßten von seinen Verhältnissen, seinen Aussichten für die Zukunft. Nur die Freundschaft unseres vortrefflichen Gutsherrn bürgt uns für den Edelsinn des Freundes, dessen Lebensplan — einigen Andeutungen der Gräfinn Leonide nach zu schließen — mit dem ihres Bruders auch forthin in Beziehung stehen wird. Dies würde nicht der Fall seyn, wenn Baron Falk nicht zuverlässig wäre. Auch denke ich, ein

Herz wie Helenens, lauter und rein! darf dem Gefühl der Liebe trauen, für einen Mann, von dem schlecht zu denken, wir überall keine Ursache haben. Dies Gefühl wäre denn aber auch die einzige Lebensversicherung für unserer Tochter Herz; denn wir wissen eben so wenig, ob der Gegenstand dieser zärtlichen Zuneigung fähig sey, sie zu erwiedern mit redlichem Gemüth. — Und so glaube ich, daß Helenens leidenschaftliche Unruhe nur von diesem Zweifel herrührt, und ob ihre Liebe von Gott und uns begünstiget werden möge? Dies ist vielleicht der alleinige Grund, warum Helene so lange geschwiegen.

Ich weiß, geliebter Mann, wie sehr Du gegen ungleiche Verbindungen bist; ich kenne Deinen Widerwillen gegen die Vorstellung, daß wir uns hochmüthig zu versteigen gedächten. Am Ende aber erniedriget nur die Selbstsucht, so daß gerechter Tadel auf uns fallen würde, wenn wir dächten, das Wohl eines guten, folgsamen Kindes solcher Abneigung opfern zu dürfen. —

Bedenke aber, daß die passendste Heirath ohne Liebe ein Uebelstand sey, und daß es ein höchst seltenes Glück ist, wenn Liebe und Umstände zusammentreffen. — Auf die Spitze dieser Hoffnung wollen wir das Schicksal Helenens nicht setzen! —

Du wirst nun wissen, was hiebei zu thun sey;

ich weiß nur, was ich zu lassen habe; denn eine Frau kann und darf sich doch nie anders als leidsam verhalten, wenn ihr Wille in dem Willen ihres Mannes ruht, und wenn ihre Gesinnung die Achtung vor seiner Handlungsweise beweisen soll, die sie ihm schuldig ist. Wolle nur der Mutter die Bitte zu gute halten, Du Bester! mit der sie Dich anfleht, zu erwägen, wie Tausende meines schwachen Geschlechts nur deshalb zu Grunde gingen, weil die Eltern Zeitliches für den wesentlichsten Bestandtheil des Ehebandes hielten, und die Stärke eines Gefühls mißkannten, welches in den weichsten Seelen am stärksten ist. Auch hängt unsere Seligkeit davon ab! Ich sage nicht zu viel, indem ich dies versichere. Eine Ehe ohne Liebe ist eine lebenslange Lüge! — Wahrheit besteht nur allein vor Gott. Liebe ist die Grundbedingung jeder weiblichen Tugend, und die Welt wird stets so viel trefflicher Frauen entbehren, als ihr liebende Weiber fehlen. Daß ich es sagen muß! der Mann, den wir nicht liebten, wäre vergebens für uns ein Engel! und hätten wir den Himmel auf Erden, wir würden ihn nur für eine etwas kühlere Hölle halten. Weder Gelehrsamkeit, noch Weisheit eines Mannes würde uns eines Besseren belehren. Erinnere Dich, daß eine arme Hirtinn den König Salomo verachtete, weil ihre

Liebe auf ihrer Trift war, und dieser Grund ist triftig geblieben bis auf den heutigen Tag.

Guter van Aelst! geliebtester Mann! Du mein Tröster und mein Freund! zürne Helene nicht, wenn ihr liebster Wunsch nicht nach Deinem Sinne wäre, und uns Kummer verursachen sollte! — Sammle die Erinnerungen an unsere Jugend, und gieb der Tochter, die ich Dir, so Gott will! zur Freude geboren und erzogen, Deine Verzeihung, und — wenn es seyn kann — Deinen Segen! — Sollten sich jedoch Hindernisse herausstellen, die nicht zu beseitigen wären, dann reiche ihr zum Trost Deine väterliche Hand, und nimm Helene vorerst mit nach Hamburg. Ja, in diesem Falle könnte ich mich selbst entschließen, mit ihr nach Lyon zu reisen, denn kein Augenblick ist zu verlieren, wo nichts als Herzeleid gewonnen werden kann. Eine hoffnungslose Liebe ist die traurigste Verbannung! Da ich noch ein kleines Mädchen war, las ich mit Wehmuth das Märchen vom verstoßenen Kinde, welches immer wieder heim kehrt. Das ist die Liebe ohne Hoffnung, ohne Nahrung, und ihre Heimath ist das eigene Herz!

Meine Thränen fallen auf dieses Blatt, und löschen die Schriftzüge aus — erkennst Du aber in diesem Briefe einen Zug meines innigen Vertrauens

zu Dir, ist es der Mutter gelungen, Dich zu bewegen, dann verlischt die Freude darüber erst mit meinem Leben. Ewig

Deine treue Sophie.

Einige Tage, nachdem dieser Brief geschrieben worden war, erging vom Schlosse aus eine Einladung an die Familie van Aelst zu der längstbesprochenen Partie nach dem „grauen Kloster;" so hießen Trümmer, welche unter Felsen einen romantischen Anblick gewährten, und durch die reizendste Lage sehenswürdig waren. Schon der Weg dahin lohnte dem Freunde der Natur mit steigendem Entzücken. Von dem Propst war zuerst der Wunsch ausgegangen, diesen einsamen Ort zu besuchen, um so weniger konnte er diese gefällige Aufforderung nunmehr ablehnen, obgleich Helenens Vater dies am liebsten gewollt hätte. —

Um die zehnte Morgenstunde kam Felix ohne seine Mutter, mit der er sich abermals erzürnt hatte. Er bezeigte Lust, diese Partie mit machen zu dürfen, und der Propst nahm Hut und Stock und ging, den Grafen zu sprechen — wie Helene meinte, dieser Erlaubniß wegen, um die ihr Vater ihn ersuchen

wolle. Allein schon gestern und vorgestern war er an dieser Absicht verhindert worden. —

Die Herrschaft wäre im Garten, sagte man dem Propst; doch dieser fand daselbst nur den Gärtner, der auf dem Piedestal einer marmornen Fortuna einen Rosenstock aufstellte, welcher bei der frischen Jugend des Frühlings bereits in voller Pracht und Blüthe stand; da doch die Rose, als das Höchste im Reich der Blumen, ihre schönste Zeit beschließt.

Der Propst konnte nicht umhin, seine Freude über diesen lieblichen Anblick zu äußern. Er blieb noch stehen in tiefen Gedanken, als der gesprächige Gärtner abgerufen worden war. Sein innerer Blick versenkte sich in das Standbild des flüchtigen Glükkes, in die vergängliche Schönheit der Blumen; Natur und Kunst hauchten ihn mit sanftem Odem an, aber ein trauriges Gefühl beschlich den ernsten Mann im Schatten der Gebüsche. So hatte er in tiefen Sinnen keinen annähernden Schritt vernommen, als Jemand seinen Arm berührte, und der Propst erröthete vor Ueberraschung, da er den Baron wie gerufen an seiner Seite sah.

„Ach, sieh da, Herr Propst van Aelst!" sagte der Baron mit dem Ausdrucke freundlicher Verwunderung, „Sie sind es, der mich sprechen will? Man

rief mich ab, als ich eben im Begriff war, meinen Freund nach dem Forsthause zu begleiten."

„Dies wird ein Irrthum seyn, Herr Baron!" antwortete der Angeredete mit entschlossener Stimme, „und doch ist in diesem Irrthum wie in jedem Wahrheit. Schon längst war es mein Wunsch, ein Wort allein mit Ihnen — und der Zufall hat den kleinen Boten richtig angewiesen."

Der Baron schien hierüber betroffen; doch drückte er mit einer anmuthigen Beugung seines Hauptes die willige Geneigtheit aus, dem Propst Rede zu stehen. Dieser schwieg noch, und da dem jungen Mann die Stille der Erwartung peinlich seyn mochte, so — als wäre der fragliche Gegenstand noch verschiebbar — sagte er: „ist dies nicht ein hübscher Gedanke von dem Gärtner, diesen Rosenstock hier aufzustellen? man wähnt sich nach Pästum versetzt, so früh, so voll und schön ist diese Centifolie!"

Der Propst nickte, und sprach gesenkten Tones: „jene classischen Rosen blühen nun wohl längst nicht mehr; doch so lange die Welt besteht, wird das schwebende Glück im Busen der Menschen — und diese heilige Stätte sinkt endlich auch ein — seine Tempel finden. Ich dachte eben daran. Wer wüßte nicht, wie das Irdische von gar keinem Bestand sey? und warum pflanzt man dennoch auf die Oberfläche,

und säet auf den Wind? Darum tröste sich jedes tiefe Gemüth: der treuen Liebe Keim auf Erden, wird dort erst volle Blüthe werden — dort!"

Der Baron sah in die blaue Ferne, und ein Seufzer wehete von seinen Lippen. „Ich war Jüngling noch an Jahren," fuhr der Propst nach einer Pause fort, und seine Stimme bewegte sich mehr und mehr, „als ein rührendes Bild sich meinem Herzen unvertilgbar eingeprägt hat. Die Tochter eines allgemein verehrten Gelehrten starb, und um seinen Verlust unter einem sanften Bilde zu sehen, ließ er zu den Füßen ihres Sarges einen verwelkten Rosenstock aufstellen, mit der Inschrift: ich blühe wieder! — Jener Eindruck ist mir geblieben. So oft ich seitdem nun eine Rose blühen sah, dachte ich an jenen väterlichen Schmerz, und ihr zarter Duft war mir ein Hauch ewigen Lebens. — —"

Der Propst schwieg abermals, und sein beklommner Zuhörer wagte nicht, dies beredsame Schweigen zu unterbrechen. Dann sagte der Erstere hörbar gepreßt: „vorhin sprach ich den Gärtner; welche Freude äußerte der betriebsame Mann. Das ist die pflegsame Freude eines Vaters an seinem wohlgezogenen Kinde. — Ich bin auch Vater einer Tochter, die mein Stolz und meine Freude ist. Wenn Helene mir stürbe — von einer Krankheit hinweggerafft, ich

würde dem Willen meines Gottes mein Liebstes darbringen, wie ein Christ. — Doch wenn der Gram wie ein heimlicher Wurm an dem Kern ihres Lebens nagte, wenn ein Schmerz, der stärker wäre als ein weiches Mädchen, dies Herz bräche, was uns betrübt — —" es war, als wollten bei diesen Worten dem Vater Helenens Thränen hervorbrechen; der Propst aber unterdrückte männlich sein Gefühl, da er jetzt am wenigsten eine Schwäche zeigen mögen vor Dem, der wie ein demüthiger Client ihm gegenüber stand. „Wie die liebe Sonne so hell und warm durch das das dichte Laub scheint!" sagte der Propst, scheinbar wie nach abgebrochener Rede, und wischte sich verstohlen das Auge, als habe sie ihn geblendet; „das Auge Gottes sieht doch noch heller — das Herz mag noch so sehr verwachsen seyn. Mein Herr Baron von Falk! wollten Sie mir wohl eine Frage aufrichtig beantworten?"

„Jede!" versicherte Jener in dumpfer Ahnung; „mein Herz soll Ihnen unverhüllt seyn!" Er wußte schon, worauf es abgesehen wäre.

„Nun, in Gottes Namen denn!" sprach der Propst, und trat erbleichend einen Schritt zurück, weil ihm zu Muthe war, als sähe er das Schwert gezückt auf das Leben der unschuldigen Helene, indem er

sagte: „haben Sie — eine gewisse Neigung für mein Kind? — was man eine wahrhafte Liebe nennt?"

Ein herbes Lächeln schwebte während eines zögernden Moments auf den Lippen des Barons; dann erwiederte er heftig: „wahrhaftig, ja! ich liebe Ihre Tochter Helene! doch hasse ich mich, daß es mir nicht besser gelungen ist, dies Gefühl zu beherrschen. Nehmen Sie, edler, väterlicher Mann, der Sie mich freimüthig zurecht weisen, dies zur Sühne an, wenn eine Leidenschaft, die ich vergebens zu unterdrücken strebte, Sie beunruhiget haben sollte. Ich muß meinem Glücke fern bleiben, und so will ich es demnach."

Der Propst würde diese Versicherung bezweifelt haben, wenn er nicht den tiefsten Schmerz aus ihr heraus gehört hätte. Wahrheit und Liebe haben unverkennbar ihren eigensten Ton, und der Propst war ohne Weiteres überzeugt, daß Falk es ehrlich meine.

„Wie sagen Sie?" fragte er, sichtlich aufathmend; „kein Mensch muß müssen — sagt Jemand, der viel Wahres sagte; warum müßten Sie denn, lieber, junger Mann? Sie scheinen doch so weit ganz unabhängig zu seyn. Oder sollten die Ketten alter Vorurtheile Sie abhalten? Sie sind ein Edelmann

aus altem Geschlecht, ich weiß, und alte Liebe rostet nicht. — Es mag Ihnen für einen Beweis meiner Hochachtung gelten, Herr Baron, daß ich dies als ein Hinderniß gegen Sie in Anregung bringe, das wohl mehr eines für mich wäre, wenn Sie mir irgend einiges Zartgefühl zutrauen."

„Nein, nein!" rief der Baron leidenschaftlich; „keine Fessel aus dem Ahnensaale zwänge mich, ein Thor zu seyn; ich wäre frei, und nun — der glückseligste aller Menschen, wenn ich mich in jugendlichem Leichtsinn nicht selbst gebunden hätte. Ich will Ihnen unumwunden mein Geständniß ablegen, und Ihrem eigenen Urtheil mein Schicksal überlassen. Sie sollen wissen, was mich von hinnen treibt, hierher — dorthin — und was mich nichts so sehr fürchten läßt, als das, was früher das Ziel meiner liebsten Wünsche war."

Der Propst glaubte jetzt schon. Er zog den Baron auf eine nahe Bank, weil es sitzend sich ruhiger redet, und weil der aufgeregte Zustand des Letzteren keine Steigerung zuließ.

„Erholen Sie Sich erst!" bat der Propst in geistlich-beschwichtigender Weise, und legte seine Hand auf den Arm des jungen Mannes, den er seiner Empfindung nach, wenn auch nicht der Form — als seinen Schwiegersohn betrachtete, wie wenn er

den Kampf der Gefühle niederhalten wolle. „Erholen?“ fragte der Baron fast wild, „o mein Gott! hören Sie nur erst! — Mein Daseyn ist aus einer Quelle des Unglücks geflossen, und nur an trübe Dinge kann ich zurück denken. Erlassen Sie mir daher, das, was nun still geworden ist, aufzuwühlen, und Ihnen den jammervollen Grund davon zu offenbaren. Ich ward früh verwaist. Wohl mir, daß ich das bittere Geschick meiner Kindheit nicht kannte! Doch manch ein rührendes, verehrtes Bild zärtlicher Obhut schwebt mir wie aus weiter Ferne vor der Seele. — Noch war es unentschieden, ob ich mich dem Forstfach widmen werde, wozu ich mir Vorkenntnisse erworben, oder ob ich nicht lieber in das Militair eintreten möchte, für das ich Neigung hatte —: als mein Vormund für gut fand, daß ich mich noch einige Jahre in der Hauptstadt akademisch ausbilden solle, um meine Entschließung alsdann befestigen zu können. Er ordnete mich einem Mentor zu, der bei besserer Gesundheit ganz geeignet gewesen wäre, ein trefflicher Führer zu seyn. So aber war er kränklich, und nur wie eine Wolke, die meinem Jugendfeuer voran zog. — Ich hatte den guten Günther, der an der Auszehrung litt, recht von Herzen lieb, und so konnte ich ihn, wenn er so ängstlich hüstelte, unmöglich verlassen, um meinem Vergnügen nachzugehen. Sein ein-

ziger Umgang war ein ausgezeichneter Botaniker, der als Privatmann sehr still und eingezogen lebte, schlechtweg Herr Schütz genannt. Dieser titellose Freund besaß einen großen Garten in der äußersten Vorstadt, und wohnte daselbst mit seiner Tochter im Sommer und Winter. Dorthin nahm Günther mich bisweilen mit, und da Schütz einen aufgeschlossenen Sinn für die Botanik an mir bemerkte — und wirklich liebte ich von jeher diese anziehende Wissenschaft, welche vielleicht tiefer als jede andere in das Herz der Natur eindringt —: so gewann dies lebendige Interesse mir das seine. Liddy, sein einziges Kind, war ein holdes Wesen, voll herzlicher Wärme, fremd in der sie umgebenden Welt, wie die Blumen und Pflanzen ihres Vaters. Die Gewächse wußte Liddy alle lateinisch zu benennen, und diese unschuldige Pedanterie ließ ihr ganz niedlich. — Da es sich mit Günthers Befinden eher verschlimmerte, und das weite Gehen ihm beschwerlich fiel: so zogen wir im nächsten Frühjahr hinaus auf den Garten des Herrn Schütz. Hier, in dieser üppigen Stille, ganz auf uns selbst beschränkt, war das ausschließende Gefühl so natürlich, das zwischen mir und Liddy entstand. Unser Verhältniß war so rein! so ruhig! so innig! aber ach! wo ein Eden blüht, da ist auch die Schlange nicht fern! — Günthers leidende Gesundheit machte weibliche

Pflege nothwendig, seine Schwester, ein älteres Mädchen, verbittert gegen alles Glück der Liebe, war unser böses Princip. Sie schlich sich in Liddy's offnes Herz, in die Gunst ihres arglosen Vaters, entdeckte ihm unsere Liebe und mit seinem Vertrauen war alles vorbei. Der alte Schütz, höchlich entrüstet, sagte mir: daß er seine Tochter nun und nimmermehr weder einem Edelmanne noch einem Militair geben würde, wozu er seine besondern Gründe hätte, die er mir jedoch verschweigen müsse. Er bat mich, den Frieden seines Kindes nicht zu untergraben, und Liddy's Glück seiner Vatersorge nur immerhin allein zu überlassen."

Hier nickte der Propst bedeutend, als hätte jener alte Schütz den rechten Punkt getroffen. Der Baron erzählte unter einem tiefen Athemzuge weiter: „mit aller Beredsamkeit der Leidenschaft suchte ich ihn von seinem Unrecht gegen uns zu überzeugen; ich nannte seine Ansicht ein gehässiges Vorurtheil, das in sich selbst nichtig sey: er aber setzte mir die unerschütterlichste Ruhe entgegen, wie Jemand, der unter keiner Bedingung nachgäbe. Nun gut, sagte er endlich, ist der Wunsch, meine Tochter in einer bürgerlichen Sphäre verheirathet zu wissen, Ihnen anstößig, da ich als Botaniker, als Vater, doch das rechte Gartenland für meine liebste Blume kennen muß: so will

ich das Feld für Ihren Wunsch, mein junger Freund, räumen. Aber in weitem Felde liegt er noch. Wir wollen daher einen Vergleich eingehen. Ist meine Weigerung, wie Sie sagen, ein Vorurtheil: so ist es das der Erfahrung! Ich, für mein Theil, halte Ihre Liebe für ein Vorurtheil des Herzens, das nicht gegen die Zeit aushält. Wohlan! in sechs Jahren wird Liddy mündig. Wenn Sie bis dahin Niemand Anders geliebt haben, wenn meine Tochter — ich gebe Ihnen mein Wort, daß Liddy zu nichts gezwungen, oder beredet werden soll — Ihr Andenken unverbrüchlich bewahrt: so komme ich Ihnen mit meiner Einwilligung, und zwar voller Freuden, entgegen. Was wollte ich armer, sterblicher Mensch gegen einen solchen Fond von Treue ausrichten? Aber — setzte er hinzu: ohne daß binnen dieser Zeit ein Austausch weder schriftlich noch mündlich zwischen Ihnen Statt finden dürfe. Diese Bedingung ist unerläßlich. Ohne Abschied — ohne Hoffnung, — ich stand selbst versteinert, wie vor einem Felsen. Liddy wird mich für schlecht halten, äußerte ich, worauf ihr Vater mir zur Antwort gab: o, das Herz ist ein mächtiger Anwalt! ich werde einen Gruß an meine Tochter schon bestellen, und daß Sie Sich ihr bestens empfehlen ließen. Gott! Sie spotten mein — rief ich in schneidendem Schmerz, und was er in gelassenem Muth von mir

forderte, und wie er es that, drang wie ein Schwert in meine Seele. Nein, versicherte der alte Schütz mit vieler Gemüthlichkeit, ich achte Sie herzlich. Nur liebe ich es nicht, wenn ein ehrlicher Wille mit einer strengen Pflicht dingt und handelt, und sich zuvor noch eine Güte thun möchte, die oft genug ein Ablaß für die Sünde wird. Das Bittere muß in voller Schale genommen werden. — Wenn aber Ihrer Liddy das Herz bricht? fragte ich ihn vorwurfsvoll. Er lächelte, als wäre dies schwerlich zu befürchten, und sprach: meine Liddy ist in Gottes Händen, und nicht die wenigsten Leute sterben, deren Liebe keine Probe bestanden."

„Ich kann Ihnen nicht sagen, Baron," konnte der Propst sich nicht länger enthalten, „wie sehr Ihr Prüfstein mir gefällt. Dieser Mann ist ein echter Solitair, der, wie mir scheint, sehr richtig reflectirt."

„Genug," erwiederte Jener, „ich mußte mir die Zumuthung gefallen lassen, ich mochte wollen oder nicht. Dem armen Günther drang sein Gönner eine höchst ansehnliche Summe auf, daß er in der milderen Luft des Südens sein Heil versuchen solle. Günther muß fort — raunte er mir in den letzten Augenblicken zu — Liddy möchte ihn sonst außerdem mit Fragen in Athem setzen, den er nicht überflüssig hat. —

Aber ich ermüde Sie, verehrter Freund! und bin vielleicht für ihre Zeit zu weitläuftig geworden."

„Keineswegs!" versicherte Helenens Vater, „fahren Sie so fort! ich bitte sehr, und folge Ihnen mit ausnehmendem Interesse."

„Ach!" hob der Erzähler mit einem Seufzer wieder an, „als ich nach dieser Unterredung meine Sachen schleunigst gepackt hatte, und nun betäubt den Garten verließ: wie war mir da! der Wind rauschte in den Bäumen, ich warf noch einen Blick in mein verlorenes Paradies; und glaubte zu vergehen. Von den Stadtthürmen schlug es sechs Uhr; nun ist doch schon eine Stunde und vielleicht die schwerste — von den bedungenen sechs Jahren vorüber! dachte ich, erleichtert, lächeln Sie nur, Herr Propst!"

„Ich lächle nicht," antwortete Dieser, „das Herz, wo es in Liebe schlägt, verzählt sich tausendmal, wenn es auf sich selbst rechnet. Die Zeit ändert viel."

„Auch mein Lebensplan war anders geworden —" redete der Baron weiter. „Ich ging auf Reisen; meine Liebe ging mit. Der botanische Garten war mir ins Herz gepflanzt, und Liddy's süßes Bild wurzelte tief in meiner Seele. Ich bemerkte kein schönes Mädchen, und fürchtete nicht, daß mir ein Nebenbuhler ins Gehege kom-

men werde; denn Liddy's Vater verstand es, sich unzugänglich zu machen, und den Stillen gönnen Die das Geräusch lieben ihr Fürsichseyn. Der alte Schütz stand im Geruch des Geizes; ich schämte mich, daß ich ihn dessen fähig halten können, ja, daß ich nur einen Augenblick lang gewähnt, er wolle den Nießbrauch von dem Vermögen seiner Tochter nicht verlieren. — Ein Jahr war vergangen, da wandelte mich die Sehnsucht an, Liddy unbemerkt einmal zu sehen. Dies hatte ihr Vater mir nicht verboten. Es war im Herbst; als ein Fußgänger trat ich in einem Gasthofe der Vorstadt ab, nicht weit von der Wohnung des Herrn Schütz. Sein Garten lag so ruhig da! mein Herz klopfte ungestüm gegen die Mauer — und ich stand lange unschlüssig draußen. Draußen! ein banges Wort — einen Fußtritt weiter, wäre ich in meinem alten Himmel gewesen. Das Mondlicht webte am Fenster von Liddy's Schlafgemach, das Rouleau war niedergelassen, ein Schleier lag nächstdem vor meinen Augen; doch auch nicht der Schatten eines lebendigen Wesens war sichtbar. Jetzt schlurfte ein Gang heran, die Thüre öffnete sich, der alte, unbehülfliche Hausarzt — eine seltene Erscheinung in diesem Bezirk — trat heraus. Ein Moment war es, der mich Alles vergessen ließ, und worin ich doch an Alles dachte, sogar an das schlechte

Gedächtniß des Arztes für Namen und Personen, und wie zerstreut er immer wäre. Guten Abend, Herr Doctor! Ist Herr Schütz drinnen krank? mit dieser raschen Frage vertrat ich ihm den Weg, und ließ ihm nicht Zeit, sich des Nähern auf mich zu besinnen. Gewiß war meine Stimme ihm noch bekannt. Nein, nur seine Tochter, antwortete er unbefremdlich. Liddy? nur? erwiederte ich mit Beben, und dieser Ton mochte ihm auffallen. Er hob das Gesicht in die Helle des Mondes, ohne mich zu erkennen, da ich im Dunkel stand, und sprach: es ist ganz unbedeutend, ein wenig Katarrh, weiter nichts. Sie hat im Kränzchen getanzt, und sich erkältet — die Kleine ist kräftig, Extract von einem Mädchen, das stirbt nicht gleich. Ihr Vater war sonst so ängstlich nicht. — Oh! ich wußte wohl, warum er es geworden war! — Tanzen ließ der strenge Mann sein Kind? er gestattete dies früher kaum einer Mücke mit Vergnügen. Liddy war also heiter! denn mit einem Herzen, standhaft in Lieb' und Treu, schwebt man nicht in den Kreisen der Gesellschaft. Das Kränzchen, dessen der Doctor erwähnte, hatte mir den Kranz der Erinnerung zerrissen. Ich legte meine Segenswünsche für Liddy's Wohl an der Schwelle ihres väterlichen Gartens nieder, und — — das Herz war mir eben nicht leicht, als ich von dannen ging."

Der Propst nickte bewegt, und sprach: „Das sind die Inconsequenzen, die überall aus der Tiefe der Erfahrung herausragen, und an denen das Schifflein der Gedanken scheitert. Niemand findet jemals Dasselbe wieder. Alles ändert sich im Umsehen, und nur das Allerseltenste wird besser."

Nach einem kurzen Innehalten hob Baron Falk sofort an: „Graf Bourg, mir von zarter Kindheit an so vertraut als werth, beschied mich damals in seinen vorigen Aufenthaltsort, wo ich treffliche Gelegenheit fand, mich praktisch für ein künftiges Forstamt vorzubereiten, das mein edler Freund mir auf seinen Gütern bestimmt hatte, und welches ich nunmehr erhalten soll. Einige Jahre hindurch lebte ich mit ihm und seiner edlen Schwester, die mir immer eine zärtliche Freundinn war, sehr glücklich, und das inbrünstige Gefühl dieses geschwisterlichen Wohlwollens, das mich nie empfinden ließ, daß ich allein stehe in der Welt, wird mich beseligen, so lange ich bin. Die Uebung meiner Kräfte erhielt mich frisch an Geist und Körper, der Fleiß verschließt mit Anstrengung das Thor zu den Träumereien der Liebe. Nur etwas heiterer hätte ich Leonide wünschen mögen, und daß mein guter Georg so kränklich wäre: dies betrübte mich. Es war, als ob es mir bestimmt sey, mich in der Sorge um leidende Freunde zu üben.

Liddy's Bild, im Prisma der Ferne, ward immer lichter, immer mehr und mehr ein Gedanke — wie ein weißes Wölkchen schwebte sie mir vor, und wenn ich tief in mein Herz sah, so fand ich nur noch den reinen Wunsch, daß es ihr wohlgehen möge, wenn auch ohne mich!"

„So ist's!" sagte Helenens Vater, als ihr Geliebter seufzend schwieg; „die Farben der Leidenschaft blassen allmählich ab, endlich erscheint uns ihr Gegenstand unerreichbar, besonders wenn die Sonne uns von einem andern Standpunkt aus erwärmt."

Der Baron blickte auf; ein hohes Erröthen überflog sein männliches Gesicht. Er sprach: „wenn ein redlicher Mann das Glück eines geliebten Wesens hofft: so fürchtet er nicht minder, die Ruhe einer ihm theuern Seele zu stören. Sie verkennen mich wohl nicht, wenn ich Ihnen offen sage, daß in dem sanften Strahl von Leonidens Geiste, der Schwester meines Freundes, in der ich die schönsten Vorzüge der Weiblichkeit verehre, — mir Manches einleuchtete, das ich zuvor anders angesehen. Aber auch meine Pflicht ward mir klar. Der feine Sinn, womit ich mich von der Gräfinn aufgefaßt wußte, war es, das mich ängstete, und länger nicht in ihrer Nähe rasten ließ. Wenn jedoch die Nothwendigkeit, sich entziehen zu müssen, erkannt wird, so ist es um das Glück

eines innigen und annähernden Umgangs schon geschehen."

Der Propst lächelte. Eine Schattirung von Milde und Ironie mischte sich in diesem Lächeln. „Und doch," entgegnete er, „ist es zuweilen nur eine Verblendung unserer Eigenliebe, was den Schein der Wahrheit annimmt. Wir gleichen dem Frost, der die schönsten Knospen zusammendrückt, daß sie sich nicht entfalten können. Wie soll es da um die Früchte der Erkenntniß stehen? — Wahr ist's! zur Freundschaft eines Mannes können die Frauen sich selten, oder nie erheben; aber — der Freund eines Weibes zu seyn, dies stände mir noch höher und dicht unter dem Schutze Gottes. Was meinen Sie, Baron? Wir fliehen zu tausendmalen vor unserer Selbstsucht, wenn wir eine edle Seele meiden, die uns liebt."

„O Gott! Sie haben Recht!" sagte der Baron ergriffen, und drückte dem Propst die Hand. „Meine Ansicht brachte mich zum Weichen aus einem Verhältniß, welches mir kaum etwas Anderes zu wünschen übrig ließ, als daß meine Zeit wie mein Herz weniger ausgefüllt seyn möchte. — Ich schützte den Drang zu reisen vor, und riß mich los. Es war zur schönsten Zeit des Sommers, dicht an der Grenze von B....., als ich in einer Bergschenke in den

Tumult einer Hochzeit gerieth. Ich beschenkte die Braut des Spaßes wegen. Sie gab mir dafür eine Moosrose von ihrem Busen. Dann entzog ich mich dem lustigen Getümmel, und schritt den Gebirgswald hinan, indeß meine leichte Equipage mir langsam folgen sollte. Die Schallmeien hallten mir nach — hier war es lautlos. Der Tag war noch Gluth, tief am Horizont kochte ein Gewitter zusammen, der Odem des Nadelholzes, der köstliche Hauch des Harzes und der schattigen Wipfel mäßigte nur wenig den brennenden Druck der Luft, in der kein Blatt sich regte. Mir war heiß zum Zerschmelzen; aber wohl war mir in dieser Einsamkeit, und rüstig schritt ich weiter. Da däuchte mir, ich vernähme ein leises Schnauben. Sollte dies ein Wild seyn? Einige scheue Schritte noch, und ich sah ein paar träge, satte Pferde vor einem Reisewagen, der im Schatten hielt. Wahrscheinlich hatte man hier Mittag gehalten; die Natur machte im eigentlichsten Sinne die Wirthinn. So weit das Auge reichte, war Haideblüthe wie ein röthlich-blaues Tuch ausgebreitet; doch die Gäste labten sich nur in Ruhe. Der erste Blick in den Wagen ließ mich anwurzeln. In der einen Ecke lag schlafend ein Mann, das Profil mit einem Mützchen bedeckt, welches mir halb und halb eine Aehnlichkeit verrieth, die mich bestürzte. Im andern Winkel, dem

Polſter kindlich angeſchmiegt, ſchlief — ſchlief Liddy! unter einem grünen Flor. Wie krank und fahl, um wie viel älter geworden und noch einmal ſo grämlich ſah ihr Vater aus! aber ſeine Tochter hatte ſich in voller Schönheit entwickelt. Die geſundeſten Farben zeigte ihr liebes Geſicht, um ihren Mund ſchwebte völlige Zufriedenheit, und ſanftere Athemzüge haben nie geſäuſelt. Auf ihrem Schooße hielt ſie mit flachen Händen ein geſticktes Körbchen, welches ich ihr einſt geſchenkt; ich erkannte es augenblicklich. Die Chenille war verblichen — dennoch hielt Liddy es noch lieb und werth. — Sie ſchienen weither zu kommen. Hörbar klopfte es in meiner Bruſt, da ich dachte: Liddy! Du ſchläfſt? Du träumſt wohl nicht, wer Dir ſo nahe iſt? Dieſen Gedanken — meine Nähe hätte ſie wecken müſſen, wenn Liddy mich noch geliebt — dachte ich. — Ein unſichtbares Schloß lag feſt auf meinen Lippen. Das Geſchrill eines Waldvogels, der Anruf des Kutſchers, der ſchlaftrunken unter ſeinen Pferden lag — wäre er wachſam geweſen: würde Liddy's Augen geöffnet, und ihren Vater ermuntert haben. Ein fehlender Ton! mein ganzes Schickſal wäre vielleicht umgeſtimmt worden."

„Die Harmonie der Vorſehung erfordert manche Pauſe —" ſchaltete der Propſt ein.

„Die einzig süße Qual, welche ich in diesen Minuten ausstand," redete der Baron lebhaft weiter, „dauerte lange genug, um sie nie zu vergessen. Daß ich es ihnen nur gestehe, es beleidigte mich, daß Liddy nicht erwachte."

„Wie aber hätte Liddy schließen dürfen?" unterbrach ihn der Probst mit einem schlauen Blick. „In Ihren Jahren, Baron Falk, gönnt selten, Der da liebt, seinem Mädchen solche Ruhe. Der Augenblick scheint ihm Schade, der seinem Glück entgeht."

„Nein," entgegnete kopfschüttelnd Jener, „ich dachte: ist alle Liebe für mich in Deinem Busen entschlummert, bin ich Dir nichts mehr, als ein Traum, so will ich Dir auch kein Störer seyn. — Ich legte das Moosröschen, welches mir die Braut in der Schenke gegeben, auf Liddy's Schooß — und nahm nun wie ein Räuber die Flucht. Das Herz blutete mir — aber ihr liebliches Bild, ein Kleinod für mein Andenken — trug ich darin hinweg."

„Seitdem," fuhr der Baron, kämpfend mit sich, fort, „ist Liddy mir entschwunden. Die Zeit ihrer Volljährigkeit ist nun da. Die erste Stunde hatte ich gezählt — die letztern Jahre unserer Trennung waren mir beinahe unmerklich verstrichen. Ich kam hierher — ich lernte Ihre Tochter kennen; mir däucht, ich hätte bis dahin noch kein Mädchen gekannt. Ich,

ein Gebundener! sträubte mich gegen die anziehende Gewalt, die mich mit allen Kräften meiner Seele hinnahm; ich liebte mit Widerstreben, zum erstenmale aber liebte ich mit dem Gefühl: das einzige Wesen gefunden zu haben, welches mich beglücken würde, oder keines, keines auf Erden! Das Herz strebt nach Entscheidung hin; mir aber bangt davor. Jetzt, Vater Helenens! — mit einem Namen, der mir theurer wäre, wüßte ich Sie nicht zu nennen — sprechen Sie mein Urtheil!"

„Es spricht von selbst," antwortete der Propst. „Vor allen Dingen darf Ihnen nichts dringender seyn, als ihr gegebenes Wort zu lösen."

„Und wenn Liddy mir treu geblieben wäre?" fiel der Baron ihm ein. „So hätten Sie den Himmel zu preisen," lautete die Antwort, „daß er Ihnen solch ein Herz bewahrt habe. Ein Mädchen, welches ohne Hoffnung liebt, liebt nicht in gewöhnlicher Art, und verdient, daß der Mann, dem es zu Theil wird, an das Glück glaube, es vorzugsweise zu besitzen. Meiner Tochter aber darf ich zutrauen" — dies setzte der Propst mit Würde und väterlicher Rührung hinzu — „daß sie sich Ihres Glückes freuen werde."

„Oh, ich Unglücklicher!" flüsterte der Baron in sich hinein.

„Oh, Sie Undankbarer!“ erwiederte der Propſt heftig wie immer, wenn er mitleidig war. „Ein großes Unglück, ſich geliebt zu wiſſen.“

„Gewiß, das größte,“ entgegnete Jener, „wenn es nicht mit voller Erwiederung geſchehen kann. Gleich groß iſt die Schuld des ewig verpflichteten Herzens gegen den Gegenſtand, der im Recht dazu iſt, als gegen Den, in deſſen Beſitz man ſeyn möchte. Es iſt die Pein einer doppelt geforderten Unmöglichkeit.“

„Muth, lieber, junger Mann!“ redete der Propſt ihm zu. „Jeder Irrthum unſerer Gefühle, auch der verzeihlichſte, muß freilich gebüßt werden. Eine edle Liebe verzagt nie. Und am Ende iſt jede Liebe nur eine kleine Vorübung. Wir leben und lieben für etwas Dauernderes, als den flüchtigſten Moment der Zeit. Je einen größeren Geiſt, je ein edleres Herz Jemand hat: um deſto gewiſſer wird er jenes Leben dieſem vorziehn, ſagt Cicero.“

Der Baron bedeckte das Geſicht mit beiden Händen, ein paar ſchwere, ſchamhafte Tropfen rannen über ſeine Wange. Er ſchwieg tief. —

Der Propſt, den nichts mehr rührte, als wenn Jemand vor der Kraft ſeiner Rede verſtummte, zog mit leiſem Druck die Hand hinweg, die einen

Schmerz verbarg, der ihn so nahe anging, und sprach: „seyn Sie doch getrost! es wird noch Alles gut werden. Lieben Sie denn meine Tochter wirklich so unaussprechlich?"

„Es ist das Gefühl, daß Helene für mich geschaffen ist!" erwiederte der Baron fest, doch schmerzlich; „jede ihrer Eigenschaften bürgt mir dafür. Ich weiß nicht, wie ich leben soll, ohne daß wir einander angehören. Jugendreiz, Wärme der Natur, die holde Gutartigkeit Liddy's, dies war der Boden, auf dem jene erste Neigung erwuchs; Leonidens milder Geist ist nicht ohne Einfluß auf mich geblieben, und ihre jungfräuliche Anmuth und Würde hat meinen Blick höher gerichtet. Helene aber hat meines ganzen Herzens sich bemächtiget, und das Herz ist das Höchste, ist der Sitz und die Krone des Lebens! Wenn diese fällt —"

„Wenn," unterbrach ihn der Propst, „diese Liebe als der Tempel einer inneren Nothwendigkeit erbaut ist, so wird jener Fall nicht eintreten. Wir wollen es der Fügung Gottes überlassen. Vielleicht aber stellen Sie doch mein Kind zu hoch. Helene hat auch ihre Fehler — o ja! bedeutend. Sie ist leidenschaftlich, reizbar, empfindlich, das hat sie, leider! von mir. Sie ist aber auch treu beharrend, in jedem Sinne, das hat sie von der Mutter. Endlich — das muß

ich ihr zum Ruhme nachsagen, ist sie durchaus wahr! das hat sie von Gott. Auch den schwächsten Anstrich verschmäht diese reine Seele — und wenn Sie auch dächten, im Munde eines Vaters werden die Fehler der Tochter zu lauter Lob, ich müßte dennoch laut meines Gewissens sagen: die Lüge, diese höllische Schminke! hat keinen Theil an ihr."

„Dies ist der göttliche Vorzug, der die Ueberzeugung der Liebe giebt," sagte der Baron, und sein Auge flammte. „So habe ich Ihre herrliche Tochter von der ersten Minute an erkannt. Der Mann muß sich auf seine Frau verlassen können, oder sonst niemals heirathen. Deshalb wird Helenens Bild nie in meinem Herzen verlöschen, wenn ich es auch tief verschließen müßte — wie bisher."

„Das war brav von Ihnen!" lächelte der Propst; „aber die Liebe läßt sich nicht ganz bergen. Wenn Sie nur erst glücklich fort wären!"

„Morgen gehe ich!" versprach der Baron hastig; „heute würde mich der Graf nicht entlassen. Er freut sich so sehr auf diese Partie —"

Dies erinnerte den Propst an den Nebenzweck seines Hierseyns. Er stand auf. „Nun, so gehen Sie mit Gott!" sagte er bewegt. „Der Wunsch des Freundes, der Segen eines Vaters wird Sie begleiten, es sey an den Traualtar, oder zurück in unsere

Arme. Helene bleibt mir, und — Ihnen! wenn der heilige Wille der Vorsehung nichts dawider hat."

Sie hielten sich lange schweigend umschlossen.

Der Tag war wunderschön! Nicht eben bequem führte der Weg an Ort und Stelle; aber der Propst, den sonst das Geringste aus dem Gleichgewichte brachte; schien so befreit und vergnügt, es war ihm sichtlich so leicht zu Muthe, als wären die Steine, die den Wagen schüttelten, ihm von der Brust gefallen. Das Feuer loderte zwischen den Felsen, die Bedienten regten sich geschäftig, den Caffee vorzubereiten, und die kleine Gesellschaft lagerte sich angesichts der ehrwürdigen Trümmer dieser verfallenen Stätte. Die Aussicht von ihrem erhabenen Standpunkt aus war höchst belohnend; für jetzt aber wollte man sich im Schatten daran weiden, bis die Sonne sich neigen würde. Das heitere Gespräch lenkte sich auf den treffenden Blick, womit die Gründer der Klöster aller Orten der bewohnten Erde sich stets am schönsten angesiedelt hätten, und wie schwer ihren Opfern das Gelübde der Weltentsagung werden mögen. Man kam auf den Reiz des Tragischen, der jede Wohnung der Melancholie umschwebt, und wie solche Mauern ein unerschöpflicher Born wären für

die heilige Poesie. Gleichsam als Beleg dafür zog der Graf ein Buch hervor, reichte es seinem Freunde, und der Baron las mit seiner klangvollen Stimme aus dem „Schutt" von Anastasius Grün „Eine Fensterscheibe" vor. Tiefes Schweigen rings umher! kein Wort des Dichters, oder des Vorlesers ging verloren. Kein Lobspruch entweihte das köstliche Gedicht. Alle hatten es empfunden.

Die Gräfinn hing mit unverwandtem Blick an den ausgebrochenen Oeffnungen des grauen Klosters, ihre Gedanken schienen tief in den Epheu verschlungen, der sie umrankte. „Meine Traute! Du bist nicht hier, wie ich merke," sagte ihr Bruder, und tippte leise an die lichte Stirn seiner Schwester, deren aufmerksame Theilnahme er vermißte. „Vielleicht windest Du von jenem Immergrün dem Sänger einen Kranz? mir däucht, hier glänzt Etwas; — etwas Schönes, wie der Ruhm!"

Leonide lächelte traurig. Sie sah den Grafen verdunkelten Auges an, und sprach: „ein anderes Fenster that sich in meiner Seele auf; ich dachte an den Ritter Toggenburg. Eine stille Liebe für den Himmel ist schöner, als aller Ruhm der Welt."

„Du treues Herz!" sagte der Graf bewegt; „Deine Schwesterliebe gehört auch einer bessern Welt an. — Aber es sind noch mehr Abwesende in diesem kleinen

Kreiſe. Was iſt's, das Dich uns entrückt?" wendete Graf Bourg ſich an ſeinen Freund, der an den dunkeln Maſſen der Felſen haftete.

Baron Falk fuhr zuſammen. „Ein Bild ſchwebte mir vor —" erwiederte er aufſeufzend. „Die Liebe ſey eine Erſtarrung des Willens — las ich jüngſt, und die Natur macht dies anſchaulich."

„Unſer erlauchter Herr ſitzt im Beichtſtuhl," fiel ſchlau und ſchnell Helene ein, die nicht weit davon ſaß, und die Antwort des Barons vernommen hatte.

„Fräulein! ſelbſt mit Inful und Krummſtab würde ich Sie nicht losſprechen können!" verſetzte Graf Bourg mit einer Leichtfertigkeit, welche bei ſeinem oftmals trüben Ernſt als ein ſeltner Reiz der Heiterkeit erſchien und wie ein Sonnenblick auf die Geſellſchaft im Grünen wirkte. „Habe ich Unrecht, liebenswürdige Helene? Hat nicht, wie wir eben geleſen, die Sünde in Ihrem Herzen ein kleines Gärtchen, ein gar ſchönes?" Und als Helene bei dieſer Gewiſſensfrage über und über erröthete, ſetzte er lachend hinzu: „da ſind ſie ſchon, die Roſen des Bewußtſeyns! nun, wahrlich! es wäre Schade, ein ſo liebes Herz zu brechen."

Helene fühlte ſich beſchämt, da dieſe heitere Wendung aller Augen auf ſie richtete. Zugleich war ihr das Weinen näher, als das Lachen. Ein Gefühl

wunderſamer Rührung, die Sühne ihres Glückes, erlaubte ihr nicht, weiter auf einen Scherz einzugehen.

Doch die allgemeine Stimmung erhöhte ſich noch fortwährend, wovon nur etwa Frau van Aelſt eine Ausnahme machte. Ihr geſetztes Weſen ließ ſie jede Aufregung ſcheuen, und ſchon um ihrer körperlichen Schwerfälligkeit willen konnte Frau van Aelſt keine Freundinn von Luſtbarkeiten ſeyn, die ſie, jenem Reiſenden gleich, froh, daß das Sehenswürdige vorüber, nur als ein ausgeſtandenes Vergnügen vermerkte. Still begnügte ſie ſich zu denken: „ja, wenn dies Alles ſitzend abzumachen wäre!" Zudem lag das Wohl und Weh ihrer Tochter ihr ſchwer auf dem Herzen, und ſie konnte den Vater nicht faſſen, der ſo harmlos wäre, nachdem er doch um Alles wüßte. Sie ſah die helle Liebe in des Mädchens Augen, den Zwang in der Haltung des Barons, ſein trübes Verſinken in ſich ſelbſt, und es ahnete ihr nichts Gutes.

Doch war Helenens Mutter zu wohlgeſinnt und zu gebildet, um irgend einem Fröhlichen jemals ſtörend zu werden; am wenigſten ihrem Manne, dem ſie jede Freude gönnte. Ja, ſie hätte es aufhaſchen mögen, wenn ſie gekonnt; dies Sonnenlächeln ſeltner Heiterkeit an ihm, der ſo wandelbar war, in der

Laune jedes Tages, so leicht verdüstert! aber der Geist der Freude ist das Flüchtigste auf Erden.

Einige Stunden waren auf die angenehmste Weise verflogen. Schon streckten sich gigantische Schatten in das Thal, und der Purpur des Abendroths fing an zu strahlen. Graf Bourg hatte Champagner mitnehmen lassen, den, wie er wußte, der Propst gern trank. Er selbst stärkte sich nur an dem perlenden Nektar der Quelle, die zwischen dem rohen Gestein hervorsprudelte. Ein Toast nach dem andern weckte das einsame Echo, und endlich den Gedanken, wie schön sich hier in dieser stillen Felsenhalle der Gesang ausnehmen müßte.

„Helene!" rief ihr Vater, „singe uns: ich bin eine Blume zu Saron, ich bin eine Rose im Thal — sey nicht schüchtern, Mädchen. Mir ist zu Sinne, als sollte ich predigen."

„Vater!" wagte Frau van Aelst einzureden, „wie wird Dir aber morgen seyn?" „Laß mich, Sophie!" entgegnete der Propst, begeistert von jener Idee, „die Freude hat keine Zeit! denkst Du, ich bin berauscht? mache mir den Wein dieser köstlichen Stunde doch nicht zu Wasser! das Herz ist mir zum Ueberfließen voll. Mit Weisheit verheirathet seyn," dieser Neckerei konnte Helenens Vater sich nicht ent-

halten — „ſchließt nicht aus, daß man ſich aller Orten freue — wenn nur in Gott und im Geiſt!“

Frau van Aelſt ſchwieg; nicht ganz ungekränkt von dieſer Antwort. Sie wußte nur zu gut, wie bei der krankhaften Erregbarkeit ihres Mannes jede Extaſe, und ſo auch dieſes Räuſchchen auf innere Unruhe muthmaßen laſſe, und faſt immer von ſchlimmen Folgen für ihn ſey. In mäßigem Mißmuth war ſein Zuſtand am natürlichſten.

Helene trat nach wiederholter Bitte der Andern auf die Stufen des trümmerhaften Hochaltars, über welche der ſtille Sacriſtan der Natur, der nirgend in Saumſeligkeit verfällt, einen Teppich von ſilbergrauem Mooſe gebreitet hatte. Es erſchien rührend und als eine Pietät des Zufalls, daß die Hand der Zerſtörung gerade dieſes Platzes geſchont, ſo daß er in Mitten eingeſunkener Mauern noch erkennbar war; eben ſo ein Vorſprung, der noch deutlich den Bau der Kanzel verrieth. Verödung ſchwebte um dieſe ſtumme Stätte, ihres heiligen Schmuckes baar, und nur hier und da von einem weißen Blümchen überſtreut. Helene erhob den Glockenton ihrer Stimme, und ſang das glühende Lied, was ihr Vater verlangte. Als es aus war, ſäuſelte ein melodiſcher Hauch von Felſen zu Felſen, als ob die Luft nachſänge: „ich bin eine Roſe im Thal.“ Und wirk-

lich war die Luft von rosigem Schein und himmlisch durchduftet. —

„Nun, Herr Propst! Was Sie uns vorhin versprochen!“ rief der Graf ihm zu. Der Propst, der es liebte zu improvisiren, wenn er erregt war, ließ sich dies nicht zweimal sagen. Er schwang sich behende wie ein Jüngling auf jenen Vorsprung, und stand der untergehenden Sonne gegenüber. Er breitete die Arme aus, und sprach: „Sey uns gegrüßt, göttlicher Abend! Du Bote der Ruhe, der für alles Irdische kommt! Deine Fackel leuchtet dem ernsten Blick der Betrachtung, und senkt sich dann in nächtliches Dunkel. Bald ist die Sonne hinab, und ein schöner Tag erlischt, ehe wir es uns versehen. Was wir erblicken, rings umher, predigt die Lehre der Vergänglichkeit, nie genug beherziget von den Menschen, deren Daseyn ein Hauch ist, ein flüchtiger Schatten! Verwittert sind die Pfeiler, welche einst Pomp getragen, die bilderstürmende Zeit hat ihre Zier herabgerissen; das Heiligthum ist zerspalten in Brüche, und jeder dieser feuchten Steine weint einen dumpfen Schmerz aus. Dort aber stehen sie, die Mauern der ewigen Natur! so fest darf unser Glaube seyn, so unerschütterlich unser Hoffen! stark, gleich dem Tode, ist die Liebe; fest, wie das Todtenreich — so ist

ihr Wille! ihre Flammen — Feuerflammen! Feuergluth des Herrn! — In Grabesstille schläft hier der todte Schall! kein Abendläuten tönt zu frommer Feier; nur unsere Herzen schlagen in Frieden. Ueber dem Gitter morscher Bäume, unter dem Gewölbe des Himmels, schwebt die letzte Psalmistinn, die kleine Lerche! und singt dem Schöpfer aller Dinge ein Lied im höheren Chor. Dieser kleine befiederte Busen voll Gesang, unermüdlich im Preise des Höchsten, beschämt uns, die wir uns in Selbstsucht erniedrigen, die Größe Gottes vergessen, und die Flügel unserer Seele lähmen lassen von einem schweren Moment. — Und ein Moment ist Alles nur hienieden! die schwerste Fessel hat irgend eine geheime Feder, welche die Kraft enthält, sich empor zu schwingen, und dauert nicht lange. Die Clausur ist gebrochen, ein Spott der Winde und ihrer wilden Freiheit! doch manch ein Herz brach zuvor. — Sinke nur, liebe Sonne! Du neigst Dein glänzendes Haupt, wie ein Held nach dem Siege! und es kommt ein Abend für jeden Kampf. Die Last der Arbeit wird Ermatten, Geduld wird seliges Gefühl! — Es kommt aber auch ein Abend für das Geschick! nicht für Jeden geht des Glückes Sonne spät zu Rüste! Manchen hat sie wohl nie erquickt mit ihrem freundlichen Strahl. — Da verschwinden alle

Aussichten, die Seele ängstet sich in Furcht, und hält Schatten für Wesen. Es kommt ein Abend für das Herz! ach! das ist der bängste aller Abende! — Da erbleichen deine Farben, holdes Licht! da dämmert nur noch, was himmlisch klar gewesen, da wandelt das Herz ein Grauen an: denn der goldne Schein dieser Welt ist zu Nichts geworden. Da wird es matt, indem es sich getäuscht sieht; da fühlt es sich allein, sehnt sich an das Ziel, und sinkt in tiefes Leid. — Ach! wie so manches arme Herz wird also lebendig begraben, und wie ein Grabstein legt des Schicksals kalter Beschluß sich auf all' seine Freuden! — Engel der Auferstehung! führe es heraus in die Verklärung des Leidens und der Liebe! Freude muß immer wieder aufgehen dem frommen Herzen! und Aufgang ist Ewigkeit! — — Aber auch der längste Tag ist einmal vorüber — und endlich kommt ein Abend für das Leben, der ist sanft und ersehnt. Seine Schatten laben den glücklichsten der Sterblichen; denn auch die Lust war ermüdend. Still, wie der Thau, sinkt er in unsern Kelch. — Solch ein Abend verklärt das Vergangene, und Trümmer werden zum Altar. Mir brannte das Herz — und das Gedächtniß dieser Stunde wird nicht erlöschen. Herr! Dein Auge geht nicht unter, wenn es bei uns Abend wird. — Amen!"

„Amen!“ hallte es leise von den Lippen der andächtigen Zuhörer und aus dem Busen der Felsen. Aller Augen schimmerten. Die Sonne war hinab, und die Gräfinn trieb zur Wegfahrt, weil es später zu kühl würde für den Bruder. Auch Frau van Aelst war dieser Meinung, und die kleine Gesellschaft eilte durcheinander, da die Wagen bereits anrollten. Die Bedienten breiteten Mäntel und Hüllen aus, und reichten Jedem das Seine dar. Helene vermißte ihren Shawl, wollte aber in diesen dringenden Minuten Niemand bemühen. Es fiel ihr ein, wo er liegen geblieben, und mit beflügeltem Schritt war sie auf und davon, ihn zu suchen. Nur der Baron allein hatte es bemerkt, wonach Helene sich umsah. Im freiwilligsten Dienst ist der Sinn so aufmerkend und leise gerichtet nur auf das Eine! — Er folgte ihr auf dem Fuße so rasch, als wolle er das entfliehende Glück einholen. Wie im Wettlauf erreichten Beide die Stufen des Hochaltars zugleich; dort leuchtete der Shawl schon von Weitem. Der Baron erreichte ihn zuerst; er glitt aus und es war, als ob er vor Helene auf den Knieen läge. Diese hob hastig den Shawl vom Boden auf — er hing fest. Sie reichte dem Baron hurtiger noch die Hand — er hielt sie gefaßt. Die Liebe hatte gewebt, und diesem feinen Gewirk ihre anziehenden Kräfte verliehen. Athemlos,

innig umschlungen, ohne Wissen — ohne Widerstand — lag Helene an des Geliebten Brust.

Menschen mit dem Vorzug des Mitgefühls halten es für keine Sünde, zu trennen — trennen, um zu herrschen! doch im Reich der Liebe copulirt selbst ein empfindungsloser Stein! —

„Helene!" flüsterte der Baron, „auch mein Herz brannte — wird mit diesem unvergeßlichen Abend mein Glück erloschen seyn?"

„Ewig nicht!" stammelte Helene sacht. Es war nur ein Hauch; aber die Gluth einer jungfräulichen Seele, die noch nie geliebt, flammte darin. Vielleicht ward einst an dieser Stelle das Gelübde der Keuschheit nicht reiner, heiliger gesprochen, als dies Wort, das der Baron mit heißem Munde von Helenens unentweihten Lippen nahm. Kaum einige Augenblicke umfaßte dieser Vorgang; dennoch lag Unendliches in ihm — und wenn hienieden keine glückliche Stunde schlägt, so schlug in Helenens beseligtem Herzen der volle Himmel.

„Helene!" rief Frau van Aelst, „komm nur! komm! es ist die höchste Zeit! hast du ihn gefunden?" (Sie meinte den Shawl.)

Aber die Sonne meinte es gut. Als hätte auch sie etwas vergessen, stieg sie noch einmal empor, und warf dem Mädchen einen purpurnen Schleier über,

auf daß dies reizende Gesicht voller Scham keine Blöße gäbe. Helene konnte im eigentlichsten Sinne kein Auge aufschlagen. Der Shawl bebte auf dem fliegenden Busen, und ihre Stimme bebte auch, als sie sprach: „ein kleines Unglück! ein Riß in die Borde des Shawls, der hängen blieb. Verzeihe nur, liebe Mutter, den Verzug."

„Nun, wenn es nur weiter nichts ist," antwortete ihr Vater, gänzlich unbekümmert; dem forschenden Auge der Mutter war der Baron schon entzogen.

„Was habe ich gethan?" dachte der Baron, und weder Thau, noch Sternenschein kühlten den brennenden Vorwurf ab, den er mit sich nahm. Er war sich bewußt, einen Funken in Helenens Brust geworfen zu haben, der sie verzehren könnte in Gram. Und wußte er denn, was ihn erwartete? Er kam sich vor, wie ein Verworfener.

Ehrlicher Propst! Du weißt, wir lieben Dich! weißt Du aber auch, daß man den Tag nicht vor dem Abend loben darf? —

Frühmorgens, bei dem ersten Frühlingssonnenstrahl, hielt die Equipage des Barons vor dem Flügel des Schlosses, in dem er gewohnt hatte. Er hatte es sich zur Freundschaft ausgebeten, daß seine Abreise, weil so zeitig, ohne Zeugen wäre, und das Lebewohl des Grafen und Leonidens empfangen; nur für kurze

Zeit — wie Beide herzlich hofften. Niemand wachte, als die Vögel unter dem Himmel; thauschwer und schlaftrunken taumelten die Blumen des Feldes noch, als der Athem Gottes ausging, das Leben der Erde zu erfrischen.

Der Baron, der die Nacht schlaflos zugebracht, verspürte jenes Fieber innerer Aufregung, worin theils sein Puls, theils sein Gewissen schlug. — Er ließ den Wagen langsam voraus fahren, und ging, reisefertig angethan, mit schwerem Herzen noch einen kleinen Gang. Noch einmal wollte er den Platz berühren, wo Helene athmete. Er empfand, was er zurückließ; er fühlte, daß man nur da sey, wo man liebe, nicht, wo man lebe. Wie schön schien ihm die Welt! Verklärung war ja in seiner Seele. Wie tief rührte ihn der grüne Friede der Natur! Von den funkelnden Wiesen stieg leiser Odem auf, und drang ihm an das Herz voll Sehnsucht. Die hohe Umschattung der Bäume, bewegt von den Lüften, ihr heiliges Rauschen war ihm, wie das Wehen einer Gottheit, die sein Liebstes schützte; und der Brunnen, der wie mit Golde floß, weil die Sonne hinein schien, benetzte seinen Blick, indem er dachte: „wenn ich ein Leben getrübt hätte, das ohne mich eben so heiter verflogen wäre im Strahle Gottes: das würde ein nie versiegender Schmerz für mich seyn. O! dürft'

ich ruhen an dieser lieben Stelle, aber rasten darf ich nun länger nicht; daß ich einen Augenblick noch Dein schlafendes Angesicht sähe!" Wie leicht ist Der geneigt, welchem die Vorsehung eine Gunst ein Mal gewährte, sie zum zweiten Male zu fordern! — „Nun, guten Morgen, süße Helene, zum Lebenstag!" Jetzt riß der Baron sich gewaltsam los. Sein Herz blutete, und mit Schaudern dachte er an die Möglichkeit, sich wo anders zu verbinden, als hier.

In den Schatten der Hinterseite des Wittwenhauses war es noch dunkler und stiller. Auf einem Fenstersimse regte es sich und blinkte. Es war ein blitzender goldener Reif, es war der Rabe, der in der Morgensonne spielte, und die runden Aeuglein gegen den Fremden furchtsam rollte, in dem er seiner diebischen Natur nach einen Räuber witterte. Sein Gefieder, schwarz wie die Nacht, schillerte in bläulichem Glanze, und schattirte etwas Durchsichtiges. Der Baron erkannte die Geldbörse aus Helenens braunem Haar, von ihrer Mutter mit so vieler Mühe und Kunst gewoben, und wahrscheinlich gestern erst vollendet. „Was hast du für mich entwendet, kleiner Strauchdieb!" dachte der Baron mit Entzücken, indem er den Raben streichelte, und ihm die Börse aus dem Schnabel zog. „Solch zarte Beute ist nicht für Deinesgleichen, Meister Klaus. Aber für mich,

für mich!" Er konnte der Versuchung nicht widerstehen. „Erst das Goldstück, dann die Börse," dachte er, „und wenn das Glück mir günstig bleibt, so giebt die Mutter mir mit der Hand der Tochter auch das Werk ihrer Hände, und ihre Verzeihung, daß ich es vorausnahm. Wäre dies nicht — — nun ein theures Andenken werden sie mir Armen wenigstens gönnen müssen." Die Liebe ist ihr eigenes Gesetz, und die ärgste Sophistinn. Aber so dunkel ist das Gefühl des Unrechts, daß es selbst im schönsten Licht unvertilgbar erscheint. Der Baron warf einen scheuen Blick durch den Rand der Fensterscheibe, und erschrak, obgleich er nur ein geschlossenes Auge sah. Hinter dem nachlässig gerückten Bettschirme lag Frau Simonis schlafend, wie das gute Gewissen. Der Morgen färbte das bleiche, schmale Gesicht mit hellrosem Schein, und streuete wankende Schatten drüber hin. Den Baron rührte dieser Anblick wundersam, dies Bild von hinfälliger Schwäche, und doch von Sicherheit! Er stand — und konnte nicht von hinnen. Diese verfallnen Züge, in denen Frieden schlummerte, gestalteten sich zu der Idee, wie schön diese Frau einst gewesen seyn müsse, welche vielleicht vor der Zeit gealtert war; wie viel sie gelitten haben möchte. Ein Gefühl, zarter als das Erbarmen, leiser als das Mitleid, aber rührend wie die Liebe, wen-

dete dem Baron das Herz in der Bruſt bei dieſem Gedanken.

„Wie ehrſam jene Einſame da liegt, wie nett dieſes weiße Häubchen!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Doch hat dieſer heilige Schlaf keinen andern Beſchützer, als dich, kleiner Trauermantel? unter dem Schatten deiner Flügel, du Unglücksvogel, würde auch eine lichtſcheue That geſchehen. Das Fenſter iſt niedrig — wenn nun ein Böſewicht hier einbräche — —“ Jene ruhige Schlafmiene ſchien zu ſagen: mein Herz iſt längſt gebrochen, ich träume nur noch.

Einen Segenswunſch legte der Baron auf das Kiſſen der Frau Simonis, und eilte dem Wagen nach.

Um eben dieſe Zeit war Helene erſt eingeſchlummert. Im Traume fiel ihr ſchwerlich ein, welch ein ſchwindelnder Fall von der Höhe des Entzückens ihr bevorſtände. Sie hatte überglücklich und übermächtig gewacht, den ſchönſten Tag ihres Lebens zu verlängern.

Unſer Geſchlecht hat einen Augenblick ſeliger Wonne, es iſt die Stunde der Einſamkeit, wenn kurz vorher der Freund des Herzens uns verlaſſen. Allein ſeyn mit dem berauſchenden Gedanken: er liebt mich! Es iſt dies vielleicht der ſüßeſte Moment der Weiblichkeit, bei welcher ſelbſt die heißeſte Liebe von einer Wolke zarter Schüchternheit verſchleiert iſt. Jetzt erſt wagt

sie mit der ganzen Gewalt ihres Herzens zu lieben. Sie ist nun ohne Zeugen, denn selbst Derjenige, welchen man so innig liebt, stört dieses Gefühl. Das Gemüth ist in seiner Gegenwart beklommen, sein Anblick verwirrt uns, seine Stimme macht uns beben; sein Blick blendet, sein Gedanke bemächtiget sich der unsrigen — eine so heftige Gemüthsbewegung ist beinahe eine Qual. Wir sind in einem solchen Augenblick die Beute unseres eigenen Glücks. Aber sobald ein vorübergehendes Lebewohl uns davon befreit, athmet unsere gefesselte Seele wieder auf, und fühlt nun, daß sie liebe! Und nun erst wagt sie, den Geliebten in Gedanken zurückzurufen, ihr Glück ohne Rückhalt ihm zu gestehen — von ihm getrennt, ist sie ihm näher noch, als selbst an seinem Herzen."

Treffenderes, als diese Worte der Madame Girardin, wüßten wir in Anwendung auf die Empfindungen Helenens in dieser Nacht — nichts zu sagen. Sie hatte nun eine Gewißheit zu dem Baron, einen Grund, ihm zu trauen; tiefer aber schöpft kein Genuß, als aus dem Born des Glaubens an das, was man liebt.

Sie öffnete die Augen — das helle Sonnenlicht blendete sie fast. Helene hatte gestern nicht daran gedacht, die Rouleaux herabzulassen; heute vergaß sie, was sonst ihr Erstes gewesen — nach den Fenstern

des Schlosses zu blicken. Es war etwas in diesem süßen Selbstvergessen, welches hindeutet, daß die Wohnung und das Auge der Liebe keines Zeichens mehr bedarf. Doch ihr Vater mußte nun Alles wissen, die Mutter hatte ihr wohl schon in das Herz gesehen. Wie hätte Helene so gute Eltern hintergehen können, da ihr höchster Wunsch erreicht, und sie so glücklich war! — Nein, ihnen ihre Seele zu enthüllen, strebte sie, und im Nu war Helene angekleidet, als ob Feuer im Hause wäre.

Da trat der Propst im Schlafrock, mit starken Löschmitteln versehen, in das Zimmer seiner Tochter. Es war etwas so Ungewohntes, daß der Propst um diese Zeit in dem Zimmer seiner Tochter erschien, daß der aufgeregten Helene ein freudiger Schrecken ankam, als komme er väterlich ihren Wünschen entgegen. Sie flog mit leidenschaftlichem Ungestüm an seine Brust, und ihres Vaters Herz zerbrach nun vollends bei der Freude seines Kindes.

„Was bringst Du mir, mein gutes Väterchen?" fragte sie, und dachte, wie sie nur geschwind genug ihr Wort vorbrächte.

„Einen Freundesgruß!" antwortete der Propst mit einer gewissen Amtsfeierlichkeit, welche gegen die behagliche Ruhe seines Anblicks so gewaltig abstach, daß dieser einleitende Ton durch den Scharfsinn, den

die Liebe giebt, wie eine bange Ahnung an Helenens Seele drang.

„Von Wem?“ fragte sie dringend.

„Von dem Baron!“ erwiederte er, mit angenommener Würde. „Er ist gewiß sehr Dein Freund!“

Helene lächelte. „Ich hoffe es —“ sagte sie in trüglichem Muthe, und indem ein flüchtiger Gedanke sie wähnen ließ, daß ihr Geheimniß nun vermuthlich keines mehr für ihren Vater wäre, der nur in geistlichem Ernst den bewährtesten Namen der Zärtlichkeit das Wort „Freund!“ gebrauchte, um von Liebe mit seiner Tochter zu reden — setzte diese in froher Eile hinzu: „hast Du ihn denn schon gesehen, lieber Vater?“

„Da hätte ich frühe aufstehen müssen,“ versetzte der Propst: „Er ist fort.“ — „Fort?“ wiederholte Helene mit einem Accent, der vor dieser Möglichkeit zurückbebte, und alles Blut entwich aus ihren Wangen. „O! Du scherzest, Vater!“ „Da sey Gott für,“ entgegnete er mit ausbrechender Herzlichkeit, „daß ich irgend womit scherzen sollte, davor meine Tochter so blaß wird! Das wäre schrecklich. Du wirst Dich aber als ein wackeres Mädchen fassen, wenn ich Dir sage: der Baron mußte uns verlassen, und daß er es plötzlich that, war gut — weil eine ältere Pflicht, eine frühere Liebe ihn von hinnen ruft.“

„Das ist nicht möglich!“ versicherte Helene, und ihr Glaube an ihr Glück, an sein Herz, stand noch fest, trotz dem, was ihr Vater erschütternd gesprochen.

„Es ist aber, es ist! wie ich Dir sage,“ sprach der Propst gereizt; „warum sollte es denn nicht wahr seyn? weil Du es wünschest? weil er Dich auch lieb hat? und vielleicht lieber noch, als jene verlassene Braut?“

„Braut?“ hallte Helene nach, wie aus weiter Ferne. Dieses Wort überlebte ihr Bewußtseyn nicht. Ein schwärzlicher Flor zog sich um ihre Sinne, die schönen Augen, welche noch vor einem Moment Liebe gestrahlt, schlossen sich in tiefen Schatten; wie Glokken summte es vor ihren Ohren — es war nur das eigene schwere Herz; ihre Kniee sanken ein, und ein leichenweißer Schleier durchsichtiger Bläße breitete sich im Nu über Hals, Stirn und Busen.

Der Propst gerieth in entsetzliche Angst, als er die ohnmächtige Helene in seinen Armen auffing und ihr jugendlicher Körper von Secunde zu Secunde die Leichtigkeit des Lebens verlor.

„He, Mädchen!“ rief er außer sich, „ist das Ernst? bist Du von Sinnen, Helene? Herzenstochter, besinne Dich! Sophie! Mutter! herbei! — Johanne — Wasser her! kommt mir doch zu Hülfe! das Kind stirbt mir ja unter den Händen!“

Frau van Aelst trat herein; beinahe mehr erschrokken über die verzweifelnde Geberde ihres Mannes, als von dem Anblick der bewußtlosen Helene.

„Sie ist nur ohnmächtig," sagte die Mutter bange, doch in stiller Fassung; „beruhige Dich, lieber Mann!"

Aber nichtsdestoweniger griff Frau van Aelst angsthaft zu. Sie löfete der Tochter das Häkchen unter der Brust, lüftete das Halstuch, und machte ihr den Nacken frei. Ein Tropfen, mütterlichschwer! fiel auf Helenens Herz, was nur ganz sachte schlug. Und als die arme Mutter schmerzbewegt die erblichenen Schläfen Helenens mit Aether netzte, träufelten auch Thränen hinein, und die Hand, welche ihr diesen Dienst leistete, bebte stark.

„Ja, wer Deine Ruhe hätte, Frau!" entgegnete der Propst heftig im höchsten Grade; „ich glaube, wenn Helene hier gestorben liegt, so sagst Du bloß: sie ist nur des Todes! wir müssen uns fassen."

Dieser Vorwurf war der Mutter aber doch zu schwer.

„Gott würde mir hoffentlich Kraft geben," sagte sie mit wankender Stimme, „zu glauben, unsere Tochter wäre nur todt! und auch Du, Vater, auch Du! würdest das."

Frau van Aelst bewies auf die edelste Weise, ver-

schweigend wie immer, wie sehr ihr Mann sie gekränkt; zugleich auch die Stärke ihres Glaubens mit der ihrer Geduld; stärker aber hätte den Propst kein Vorwurf treffen können. Und jetzt rief seine Gattin laut weinend aus: „Gott sey ewig Lob und Dank! sie athmet schon, und zuckt mit den Wimpern. Nun schlägt sie die Augen auf — Helene! mein Töchterchen! wie ist Dir denn?"

Sobald der Propst seine Tochter außer Gefahr sah, gerieth er in Hitze, daß er sich um nichts und wieder nichts so abgeängstet, und seine gute Frau um nichts und wieder nichts so beleidiget hätte. Wer ihn nicht kannte, hätte glauben müssen, er wäre im flammendsten Zorn.

„Toller Unsinn das!" rief er, und raſete im Zimmer auf und nieder. „Das nenne ich eine thörichte Liebe, die keine Vernunft annimmt: eine wahnsinnige Leidenschaft! vor einer Abreise so zu erschrecken! hier läuft der Verstand mit dem Herzen auf und davon. Ich dächte, Sophie, zur Zeit, wo wir uns liebten, war die Zuneigung gelassener, besonnener? Du hättest Dich geschämt, meinetwegen in Ohnmacht zu fallen!"

Frau van Aelst empfand diesen Lobspruch beinahe so übel, als jenen Vorwurf; ein schwaches Lächeln, wie wenn sie gern vergäße, schwebte anstatt der Antwort auf ihren Lippen. Sie war sich keines deutli-

cheren Gefühls bewußt, als der zärtlichsten Freude, daß Helene nun wieder bei sich wäre.

„Mein liebes Kind!“ sagte sie weich, „besinne Dich! Du wußtest nicht, wie Dir geschehen? schon zeigt sich Farbe wieder — Du wirst Dich bald erholen. Doch dächte ich, Du legtest Dich noch ein wenig nieder, und versuchtest zu schlummern. Dann wachst Du auf — und es ist nur ein bitterer Morgentraum gewesen.“

Helene machte eine heftig verneinende Bewegung.

Als bedürfe sie einer Stütze, um nicht auf's Neue hinzusinken vor dem Gedanken, daß ihre schönste Hoffnung nun zerbrochen wäre — hielt sie den Leib der Mutter umfangen, und streckte zugleich die Hand nach ihrem Vater aus. Beide Eltern, aufgelöst in Liebe, schlangen ihre Arme um die Tochter, die in Thränen zerschmolz. — Der Propst, der unterdessen auch schon wieder zu sich gekommen war, küßte seine Frau zuerst. Dann sagte er glimpflich: „und weißt Du denn, Helene, ob Du Ursache hast, Dich solch einem gewaltsamen Schmerz zu überlassen?“

„Du sagtest von einer früheren Braut?“ stammelte Helene, und hob die nassen Augen ängstlich fragend zu ihrem Vater auf.

„Wohl weiß ich das!“ entgegnete er; „aber ließest Du mich denn ausreden? fielst Du nicht gleich in

Ohnmacht, da ich nur ganz sacht antüpfte, um ein Verhältniß zu berühren, über das Du nicht unwissend bleiben kannst? und giebt es eine schlimmere Art ins Wort zu fallen?" —

„Welches? welches Verhältniß?" wagte Helene bittweise abermals zu fragen, und ihr verdunkelter Blick forschte in den sprechenden Zügen des Vaters.

„Wenn du das Nähere erfahren willst," entschied der Propst, „so mache Dich fein still, Kind! denke an den Apostel, der da spricht: wenn Ihr still wäret, so würde Euch geholfen."

„Vater! ich bin ruhig!" sprach Helene, und trocknete ihre Thränen; „ich flehe Dich an, sage mir Alles! o lieber Vater, sey gut!" Sie bemühete sich zu einem Lächeln, welches dem Propst in das väterliche Herz schnitt.

„Helene!" fiel die Mutter ein, „Du wirst des Vaters Güte erst verdienen, und Dir die benöthigte Ruhe gönnen. Nicht zugeben dürfte ich, daß etwas geschähe, was Dir in diesem erschöpften Zustande schädlich werden könnte. Gieb Dich zufrieden, liebes Kind! und lege Dich nieder. Du bedarfst es. Vertraue nur, und hoffe das Beste! Was man wissen muß, muß! Helene, erfährt man noch immer zeitig genug."

„Mutter! Du bist streng" — sagte Helene betrübt,

und schwieg nunmehr. „Die Mutter ist weise —" entgegnete der Vater begütigend; „gut seyn, heißt strenge seyn — sagt einer der sieben Weisen."

Und nun auf einen Wink seiner Frau entfernte sich der Propst, dem es sichtlich schwer geworden war, dem Flehen Helenens die Kenntniß ihres Schicksals zu versagen, in so weit dies ob der ungewissen nahen Zukunft schwebte.

Widerstandlos, wie ein krankes Kind, ließ Helene sich von der Mutter zu Bett bringen, und klagte über heftigen Kopfschmerz. Frau van Aelst verbarg unter einem leisen Druck, daß sie der Tochter an den Puls fühle, den sie fieberhaft fand. Darauf saß sie stillbekümmert an dem Lager der kranken Helene, und schwang in beschwichtigendem Schweigen einen Wedel von Pfauenfedern, auch ein stechendes Insect der Einbildung zu verscheuchen, da keine Fliege zu sehen war. Die kleinen Regenbogenkreise weheten vor ihren Blicken auf und nieder — Helene aber zweifelte am Schlummer, wie an aller Ruhe jemals noch.

Der Propst war mit aufgeknöpfter Weste ins Freie gegangen, um sich Luft zu schaffen. Nie war ein Act der Beredsamkeit ihm mehr mißlungen, als dieser, der für die Zufriedenheit seines Hauses so entscheidend war.

Dies hatte ihn gänzlich aus dem Context gebracht;

er war der Wirkung seiner Rede an das Herz der Tochter so sicher gewesen, hatte fest darauf gebaut, Helene werde in dieser kritischen Lage die Unerschrockenheit einer edlen Seele beweisen; und glänzend in solcher Prüfung bestehen; und das erste Wort — ein Gruß des Geliebten aus ihres Vaters Munde — schlug dies schöne, blühende Leben nieder, die stolzen Hoffnungen lagen am Boden. Helene war in diesem Falle ein gewöhnliches Mädchen, und liebekrank. Dem Propst sank der Muth, Früchte seines Geistes zu ernten. Aber auch die Meister der Erziehung, in der Kunst zu reden, werden Schüler an der Gewalt der Liebe, und diese höchste Macht ist stumm! Ein wenig Eitelkeit hatte sich zudem in die Bereitwilligkeit des Vaters gemischt, seine Tochter von dem Verhältniß des Barons zu unterrichten, und jede Eitelkeit wird an der Liebe zu Schanden. Wichtiges zu verkünden, giebt ein bedeutendes Gefühl, nur zuweilen erkauft man es um einen allzuhohen Preis!

Der Ruf, daß Helene ohnmächtig geworden, war auch in die stille Klause der Frau Simonis gedrungen. Sie fürchtete, es könne dieser Zufall der Anfang einer Krankheit seyn — und rüstete sich, als solle sie den Gürtel der Erde verlassen, um aus einem Zimmer in das andere zu gehen. „Guten Morgen, Frau van Aelst!“ sagte sie, leisen Schrittes ein-

tretend, „mein Gott, was ist denn hier geschehen? mir zittern alle Glieder.“

Helenens Mutter bezeigte sich freundlich gegen diese theilnehmende Frage, und sprach im Tone der Sorge: „wahrscheinlich die Folge einer Erkältung von gestern; ich für meinen Theil liebe dergleichen Partieen eben nicht sehr. Ohne nachtheilige Aufregungen in jedem Sinne geht es selten ab. Aber setzen Sie Sich doch, liebe Freundinn, bitte! Ihre Nähe wird meiner Helene wohl thun. Sehen Sie nur, wie krank Sie ist, die Aermste! Sie hat starkes Kopfweh.“

„Das sieht man auf den ersten Blick! Der Kopfschmerz gehört in die Physiognomie unseres Geschlechts —“ antwortete Frau Simonis tiefseufzend, und indem sie sich auf das glühende Haupt des Mädchens niederbeugte, fragte sie mit verhaltener Stimme: „ist die ganze Stirn eingenommen?“ Helene nickte beklommen, einzelne Thränen rannen unter den brennenden Augenlidern hervor.

Nach einer kleinen Pause stillen und bangsamen Mitgefühls sagte Frau Simonis: „ein wenig Maiblumen-Essig würde vielleicht gute Dienste leisten. Meine theure, liebste Helene! möchten Sie, mir zu gefallen, einen Umschlag versuchen? es kühlt und stärkt! ich kann dies Mittel aus Erfahrung empfehlen.“

Helene vermochte nicht, zu sprechen; ihr erster Laut

wäre der Ausbruch des heftigsten Schmerzes gewesen. Sie machte nur eine bittende Bewegung, Frau Simonis solle bei ihr bleiben.

„Ich gehe nicht eher von dannen, bis Sie das Bett verlassen können," versprach die alte Freundinn; „jetzt hole ich nur den Essig, bin aber gleich wieder hier. Mütterchen wird unterdessen ein feines Tüchlein bereit halten."

Dies geschah. Der stärkende Geist des Essigs erfüllte das Zimmer, und als die feuchte Binde, über und über besprengt, auf Helenens Stirnhaut brannte, als der Geruch der Maiblumen auf die leidenden Nerven wirkte, da war der Frühling, der Wald, die süße Stunde jenes Ganges, allein an der Seite des Geliebten, voll Wehmuth in ihrer Seele, aber nicht voll Wermuth. Und ein versöhnenderes Mittel hätte Frau Simonis nicht anrathen können.

„Ein unglücklicher Tag war der heutige!" flüsterte Frau van Aelst, „Sie wissen, mit welcher Mühe ich die Börse gewebt habe von Helenens Haar. Es sollte ein liebes Geschenk werden für meine Schwester in Lyon, anstatt des gestickten Schleiers, den mir damals das Hündchen der Gräfinn zertrat. Diese Weberei war aber eine Arbeit, wie in der Fabel! nur stillen Geistes und mit dem Beistand der Geduld, die Alles vollenden hilft, bin ich damit zu Stande

gekommen. Gestern endlich liegt die Börse fix und fertig da — diesen Morgen, als ich die Augen aufschlage, finde ich das Papier leer und eine Spur, die mich vermuthen läßt, der Rabe habe mir die Börse fortgeschleppt, die ich meinem Manne und Ihnen erst zeigen wollte, bevor sie eingesiegelt würde. Es wäre mindestens ein Meisterstück der Bosheit, wenn ein Mensch mir diesen Verlust verursacht hätte. Doch Sie geben zu, daß es entschiedenes Unglück ist, und daß es schädlich bleibt, einen Hausgenossen der Art unter Dach und Fach zu haben. Bei jedem Schaden, der geschieht, hält man ihn für den Thäter, und nur mit dem Vertrauen wohnt sich's gut."

Frau Simonis versicherte zwar: der Rabe habe ihr noch nichts genommen; doch konnte sie ihren Schützling nicht weiß waschen von dem anschwärzenden Verdacht.

Unter dem sachtgepflogenen Gespräch lag Helene ganz still, und stöhnte nur zuweilen leise auf. Die Frauen schwiegen eine lange Zeit, endlich sagte Frau Simonis, hindeutend auf die Kranke: „Wer das kennt! jede Ader ist ein Cyclop; allmählich aber hämmern sie schwächer, und die Glut, welche der Schmerz anschürt, lischt nach und nach aus; hat die Pein dann ein Ende, so ist man tödtlichmatt. Wahrlich! das Leben kann eine Folter seyn — und nach

dem üblichen Ausdruck: wenn jener Kranke nur erst ausgespannt wäre! ist es so."

„Ich denke nur," antwortete Helenens Mutter, „gelassenen Muthes läßt auch der größte Schmerz sich überwinden, und nicht unsere Leiden, nur unsere Leidenschaften sind unsere Tyrannen."

Frau van Aelst ging hierauf, ihrem Manne Bericht zu erstatten, und gemeinsam mit ihm zu verabreden, wie ihre Tochter behandelt werden müsse. Helene reichte der Frau Simonis die Hand, sonst so weiß und frisch! heute so heiß und vom Hauch des innern Feuers blaß geröthet! Diese fühlte die ihrige warm gedrückt, und empfand, wie herzlich ihr Nahesein empfunden werde.

Und wie lieb und leidsam ist auch in bangen Stunden die Nähe Derer, welche vertraut sind mit Angst und Weh! Man muß geliebt, man muß gelitten haben, um im tiefsten Verständniß des Lebens zu seyn. Nicht näher sind dem Leidenden die nächsten Seinen, als die, welche gleiches Schicksal mit ihm theilen. Sie allein verstehen ihn, und der zarteste Sinn läßt dies erkennen. — Tausendmaltausend Blutsverwandte haben Schmerz und Qual in der Familie der Menschheit. Wir Alle sind dazu geboren. Wie oft, ach, wie oft und bang' mag von der Zeit an, wo sie erging, die Frage an den Herrn des Him-

mels ergangen seyn: meinest Du, daß Wenige selig werden? Der Ausspruch des Göttlichen ruht, ein heiliges Depot, in unserm Herzen. Unser Bewußtseyn ist der Schatz Gottes, den dürfen wir nicht veräußern. Dem Himmelreich gehört jeder Pfennig unseres Werthes.

Am Abend dieses Tages, der so unheilvoll begonnen, war Helene so weit hergestellt, daß sie sehnlichst verlangte, sich am Genuß der milden Luft im Freien zu laben. In einer kleinen Laube, versteckt zwischen dem Gebüsch an der hintern Seite des Hauses, saß sie neben Vater und Mutter, geschützt durch Liebe und luftigen Schatten. Ein feines Häubchen von flandrischem Battist hüllte den jungfräulichen Schmuck des wundervollen Haares ein, und gab dem Oval des Kopfes etwas Kindliches; durch den dünnen Spitzenstreif leuchtete rosig die Stirne, noch gefärbt und wund von dem scharfen Umschlag. Helene war blaß und sichtlich matt, aber unter diesen Farben erscheint ein schönes Mädchen oft am rührendsten.

Frau Simonis hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen, denn sie ahnete wohl, daß der Wunsch Helenens, mit ihrem Vater zu reden, hier aufrichtend gewesen wäre. Da sie nun aus Erfahrung wußte, daß Unentschiedenheit an sich ein Uebel sey, und für ein leidenschaftliches Gemüth zur größten Marter werde,

so war Frau Simonis im Geheimniß Helenens selbst der Meinung, daß der Propst nichts Besseres thun könne, als seiner Tochter Alles wissen zu lassen. Dieser Sitzung aber mochte sie aus sehr begreiflicher Zartheit nicht beiwohnen, weil ihr war, als säße Helene vor Gericht. Nur im Stillen bat sie Gott um ein sanftes Urtel für ihren Liebling. — Mehr noch als seine Tochter war der Propst abgespannt. Nach jeder Aufwallung seines Temperaments erfolgte ein schlaffer Mißmuth, in welchem man ihn gehen ließ, bis der Ingrimm, womit er auf sich selbst zürnte, vorüber war. Nach dem Schwunge der Freude, den er gestern genommen, nach dem Vorfall von diesem Morgen, wobei der Gedanke ihm auf das Vaterherz gefallen war, wie schwerlich Helene die Vereitlung ihrer Wünsche ertragen könne — war seine Entmuthigung tiefer als gewöhnlich, und Frau von Aelst, die ihren Mann vollkommen kannte, wendete alle Mittel ihres liebreichen Herzens an, mit denen sie weiblich haushielt, daß er aufgemuntert würde. Sie brachte ihn auf das, was er am liebsten hörte, sie erinnerte ihn an seine beglücktesten Momente, und reizte ihn sogar durch leisen Widerspruch. Und obgleich die mürrische Miene des Vaters anfänglich dagegen aushielt, und er den flehenden Augen seiner Tochter auswich, so lange er konnte, so war er doch bald genug un-

entrinnbar auf dem Punkte, wo seine Frau ihn haben wollte.

„Helene, liebstes Kind!" sagte die Mutter mit größerer Fürsorglichkeit, als der Zustand ihrer Tochter erheischte, „rücke dem Vater ein wenig näher, daß Du der gepolsterten Lehne theilhaftig wirst. Und Du, mein bester Mann, lasse Helene, welche sehr erschöpft ist, nicht leer ausgehen; ich stehe für sie. Unsere Helene nähme vielleicht eine Beruhigung mit auf ihr Kopfkissen. Jede Gewißheit, auch die traurigste, wirkt am Ende stillend auf das Gemüth; wenn es Dich stört, daß diese meine Mittheilung in meinem Beiseyn geschähe, so will ich mich entfernen."

„Bleibe bei uns, Sophie!" erwiederte der Propst, dem in jedem herzbeklemmenden Augenblicke die Gegenwart seiner Frau unentbehrlich war. Auch fürchtete er, Helene könne wiederum in Ohnmacht fallen. — Er begab sich alles Effects, und wollte nur kurz und gut die Last vom Herzen haben.

So sagte er: „Der Durst des Wissens wird manchmal herbe gestillt — und wer der Neugier etwas versagt, ist vielleicht in dem Fall, ihr eine Wohlthat zu erzeigen. Seit diesem Morgen ist mir die Lust vergangen, weitläuftig mit Dir, Helene, über

dieſe Angelegenheit zu ſeyn, ich werde mich daher in Kürze faſſen."

Aber ehe der Propſt es ſich verſah, war er im ſchönſten Gange der Erzählung; Helene ward in Schützens botaniſchen Garten eingeführt — und das ſchmeichelhafte Intereſſe ſeiner Frau für den anſchaulichen Vortrag ihres Mannes, die geſpannte Aufmerkſamkeit ſeiner Tochter, welche den Athem anhielt, um nicht die kleinſte Sylbe zu verlieren, verleitete ihn bis zu den Quellen des Paradieſes, daraus Liddys Vater den Baron vertrieb. Jetzt war er am Schluß — und nur das Verhältniß zur Gräfinn war unberührt geblieben. Solch eine Andeutung iſt nicht für Frauen, nicht für ein liebendes Mädchen, wenn es den geliebten Gegenſtand betrifft. Unſer Geſchlecht richtet das ſeine in gleicher Schwäche zu ſcharf! Nur die Männer ſchützen das heilige Recht weiblicher Achtung, und der Propſt verehrte in der Schweſter des Grafen ein Vorbild edler Weiblichkeit. — „Nun weißt Du Alles," ſagte er, und zog ſich ein wenig zurück, „möge es Dich nicht gereuen."

Helene fiel — aber diesmal nicht in Ohnmacht, ſondern ihrem Vater um den Hals. Welche Anſichten hatten ſich ihr aufgethan! welche tiefe Blicke in das Herz, welches ihr das theuerſte auf Erden war! Die Heimath all ihrer Wünſche! — Helene weinte,

als die Erzählung aus war; doch wenn der Mutter schwache Augen sie nicht trügten, so waren es Freudenthränen.

„Vater, lieber Vater! Du giebst mir das Leben wieder!“ rief Helene, und gab ihm dankbar einen heißen Kuß nach dem andern.

„Er liebt mich! jene Neigung war natürlich, es mußte so kommen; aber sie ist gewiß, gewiß! vorüber. Meinst Du nicht auch, Väterchen?“

Der Propst zeigte sich kaum minder betroffen, als er am Morgen erschrocken gewesen. Ja, beinahe war diese freudige Voraussetzung, außer allen Zweifel gestellt, ihm ängstlicher noch, als ihr Gegensatz.

„Woher weißt Du das?“ fragte er mit weitgeöffnetem Blick, als wolle er seiner Tochter in die Seele schauen; „wo ist denn die Gewähr dafür? Man hofft immer, was man lebhaft wünscht und hält den Wunsch, leichter als man denkt, für Wirklichkeit. Bilde Dir nichts allzufest ein, Helene! die Täuschung wäre dann nur um so schmerzlicher. Warum sollte denn jene Liebe nicht auch Liebe gewesen seyn? dann ist sie es noch. Oder — wähnst Du nur Dein Gefühl und das für Dich, unvergänglich? Wer gab Dir allein das Vorrecht zu dem Kleinod der Treue? — Mein Herz! sprichst Du in Gedanken; ich höre es, ohne daß Du es sagst. Ach, mein

Kind! das beste Herz ist und bleibt doch immer nur ein Herz! das heißt, eine schwache Versicherung, eine sehr schwache. Du hast noch wenig oder nichts erfahren, Du kennst die Inconsequenzen der Menschen noch nicht, und wie auf Niemand, Niemand! zu bauen ist; ich nehme Keinen aus. Auf uns ist gar kein Verlaß, sage ich Dir!"

Helene antwortete nur mit einer Fluth von stillen Thränen.

Der Mutter schwoll das Herz. „Sey doch nur ruhig!" sagte sie vorwurfsvoll, und dieses Wort und dieser Ton trafen halb und halb ihren Mann. „Was wissen wir denn? nur Gott kennt unsere Gedanken von Ferne — —"

„Das ist das Kennzeichen der Liebe — —" unterbrach Helene aufflammenden Blickes ihre Mutter, und setzte mit gebrochener Stimme hinzu: „und so weiß ich auch, daß der Baron, immer als ein ehrenwerther Mann handeln, und daß er mich, wie es auch werde — ewig lieben wird."

„Nun, und was weinst Du denn?" fragte die Mutter in rügender Verwunderung, „wenn Du dessen überzeugt bist, so ist Dein Gewinn auch schlimmsten Falles der größte. Nur das ist der tiefste Schmerz, wer da aufhören müßte, zu achten. Sieh, ich glaube

selbst, daß der Funke jener jugendlichen Leidenschaft erloschen sey — —"

„Glaubst Du — glaubst Du dies wahrhaftig?" fragte Helene mit der Inbrunst der Angst und eines zweifelhaften Hoffens, und setzte rasch hinzu, als solle Jene nicht widerrufen: „o Mutter, Du bist unendlich gütig!" „Mich aber ängstet es, daß Du so heiß wünschest," antwortete Frau van Aelst, warnend, mit Bedacht. „Die Zeit kühlt ab — frage die Erfahrung, liebes Kind! unsere glühendsten Wünsche enden in der Regel unter einem Schauer. Wenn dies Dein Loos einst wäre — —"

„Helene!" nahm der Propst das Wort, „weißt Du nicht? die Liebe, dieser göttliche Funke, glimmt über der Zeit! Die wahre Liebe, die ein Strahl ist aus Gott, die erlischt nie, nie! Helene! hörst Du mich auch? Erhebe Dich also, meine Tochter, schwinge Dich zu Gottes Herzen! Dort erkennst Du, wie klein die Erde, wie alles Glück hienieden nur ein trüber, gaukelnder Schimmer ist. Dort, wo die Liebe sich verklärt, werden auch Thränen klar — und Du siehst ein, früh oder spät, wie gut Gott es mit Dir gemeint, selbst da, wo er Dich ein Weilchen betrübte. Sey nur getrost! Sieh, Helene! die ausschließende Liebe, welche die Furcht bewacht, sie könne des Besitzes verlustig gehen. Dies

ist eben die Fessel des Irdischen, welche zuvor abfallen muß, wenn wir liebend den Himmel erlangen wollen. Die Selbstsucht, das ist die Mauer, welche das Herz verengt; denn wer da liebt, recht liebt, der hat den Blick für die Unendlichkeit offen, und erschiene eines ihm gering und beschränkt, so wär's das eigene."

„Du hast Recht, Vater!" sagte Helene, „habt nur ein wenig Geduld mit mir, liebe Eltern! der Wechsel der Gefühle war zu grell. Versprecht mir nur das Einzige," und hier brach Helene unfreiwillig, in bitteres Weinen aus: „daß meinem Herzen keine Gewalt geschehen soll; — Du verstehst mich wohl, Mutter."

Frau van Aelst litt viel bei dieser herzinnigen und verzichtenden Bitte. Mit leisem Wanken in der Stimme erwiederte sie: „ich verspreche Dir, Du sollst glücklich werden, meine Tochter! Kehrt der Baron frei zurück, wir wollen nichts dawider haben, daß Du ihm Herz und Hand giebst. Wäre es im Rathschluß Gottes anders beschlossen — magst Du völlige Freiheit genießen, über Dein Glück zu bestimmen. — Jetzt aber geh' schlafen, Helene! es wird Dir gut thun. Der Schlaf ist die größte

Wohlthat! Ach! wie müde würde das Herz, ohne ihn! — Während wir ruhen, webt unser Schutzgeist gleichsam einen Schleier, der auch das Schmerzlichste sanft bedeckt. Die Arbeit der Engel ist der Schlaf der armen, matten Menschen in ihrer Unruhe auf Erden! Schlafe wohl, meine Tochter!"

Am nächstfolgenden Tage kam ein Brief von Hamburg an den Propst. Sein Correspondent äußerte sich höchlich erfreut, daß jenes Papier, dessen Ueberlieferung wir kennen, sich in treuen Händen gefunden. Der Banquier antwortete daher auch nicht formell, wie vom Comtoir, wo Wechselgeschäfte abgemacht werden, sondern umständlich, von Herzen, wie ein Freund. Mit Vergnügen erwähnte er der lebhaften Freude, welche die Nachricht erregt, daß ein, für jene schätzbare Familie, der es angehöre, so wichtiges Beweismittel nicht unwiderbringlich verloren gegangen — wie auch der großmüthigen Absichten, welche die Eigenthümerinn jener Bescheinignng mit „der Waise" habe, die der Propst in seinem Schreiben ein Werkzeug der Vorsehung genannt; auch mit Recht! da sie augenscheinlich bestimmt gewesen, ein

Document von Belang zu retten, nicht allein für das Interesse der Hauptperson, sondern auch für die Wohlfahrt vieler Menschen. Mistreß Ellenor Smith finde ihr Glück im Wohlthun, und zwar auf die großartigste Weise, der ihre kleinen Sonderbarkeiten durchaus keinen Eintrag thäten. Sie hege das günstigste Vorurtheil für das ihr fremde, junge Mädchen, und habe Gutes im Sinne. Der Kaufmann, dessen menschenfreundliche Gesinnung aus jeder Zeile des extrafeinen Blattes blickte, verleugnete sich doch nicht ganz, indem der bedeutenden Mittel, welche dieser achtungswerthen Dame zu Gebot ständen, mit einem Accent der Hochschätzung gedacht wurde, der nicht minder ihrem Vermögen, als ihrem Charakter galt. Er erbot sich sodann zu näheren Nachweisungen — und hierin lag die Meinung, daß diese nöthig wären, fein versteckt — wenn etwa das bewußte Fräulein (Felicitas) unter dem Schutze ihres Vormunds jene Schrift selbst zu Händen der Empfängerinn bringen wolle, was er anräthlich halten würde. — Nachdem der Propst diesen Brief mehr als einmal gelesen, war es ihm entschieden, daß das Glück der armen Felicitas jetzt vielleicht lediglich von dem Entschluß abhinge, sie, seinem früheren Versprechen nach, gen Hamburg begleiten zu wollen, woselbst Mistreß Ellenor Smith zur Zeit ein Landhaus

bewohnte, mit dem Herbst aber wieder absegeln werde, wenn nicht schon früher. —

Weder der blöden Anspruchslosigkeit des Mädchens, noch dem hochfahrenden Felix, dessen schroffer Dünkel — und er setzte seinen Stolz darin — am auffallendsten hervortrat, wo er eine Gunst abstieß — am allerwenigsten aber den Anmaßungen der Professorinn, welche unabweislich mitwollte, mochte der Propst einen Erfolg überlassen, der so subtil wäre, als die gute Stunde einer sonderbaren und reichen Frauensperson. Auf den Wind ihrer Laune hatte der Banquier deutlich genug hingewiesen.

Es war gewiß eben so viel Selbstbewußtseyn als Wohlwollen in der Ueberzeugung des Propstes, daß er in dieser Angelegenheit Felicitas vertreten müßte. Freilich ward es ihm nicht ganz leicht, da er dachte, Helene werde ohne seinen Beistand den Aengsten ihrer gegenwärtigen Lage anheim fallen, und daß seine Frau das schwere Herz der Tochter nun allein tragen solle. Aber die Seinen selbst überhoben ihn dieser väterlichen Bedenklichkeit. Frau van Aelst war als zuverlässig von ihrem Manne gekannt, und Helene sprach: „Sey ohne Sorge um mich, Vater! wir wollen recht hübsch einsam zusammen bleiben, die Mutter und ich. Zerstreuung wäre mir unmöglich — ich muß all meine Kräfte sammeln."

Unter den Vorbereitungen zur Reise, die doch in verschiedenen Richtungen geschehen mußten, hauptsächlich in Betreff des Amtes — ging Helene still hin, und unbemerkt. Ein betrübtes Gemüth wird von geschäftigen Anstalten geängstet, und der Gram nistet zu tief, als daß ein Geräusch ihn verscheuchen sollte. So wie ein fröhlicher Muth sich thätig äußern will, so lässig ist die Hand des Kummers. Der Widerwille gegen alles Bestellen stammt noch in diesem Falle vom Baum der Erkenntniß. Das Weib, welches dem heiligen Frieden der Unwissenheit verlor, empfindet die Last der Arbeit als eine Strafe.

So fand Helene nur bei Frau Simonis leisen Anklang für die bange Stimmung ihres Herzens, und Trost in der Friedlichkeit ihrer Wohnung, worin der Geist der Ruhe heimisch schien.

Am letzten Nachmittage, ziemlich spät, fuhr der Propst mit seiner Frau nach dem Städtchen, nöthiger Besorgungen wegen. Das Dienstmädchen wurde mitgenommen, weil bei dieser Gelegenheit Manches zu beschicken war; Helene aber zog es vor, das Haus zu hüten, und die Eltern ließen ihr Töchterlein gewähren.

Auch der Graf und seine Schwester waren weggefahren, die Bedienten tummelten sich anderswo;

auf dem weiten, grünen Platze rings umher schwebte die athemlose Stille der Abwesenheit. Der Schatten des Schlosses lag schon in gedehnten Umrissen über dem warmen, üppigen Grase, nichts regte, nichts rührte sich, als der Lufthauch, der im Blattgewebe der Bäume säuselte, die um den kühlen Brunnen standen.

Helene saß in dieser lieblichen Verfinsterung, und starrte mit trüben Blicken in den nassen Strahl, der perlend hervorquoll; in ihrer Seele wallte es dunkler, als oben im besonnten Laube, als unten im klaren Abfluß des Brunnens, der wie ein magischer Spiegel das helle Grün wiederscheinen ließ. Die Hoffnung ihres Herzens war von düsterer Farbe — und das Wasser stand in ihren Augen. Sie neigte das Haupt gedankenschwer, und war so vertieft in sich selbst, daß sie nicht merkte, was um sie her vorging. Frau Simonis, gelockt von dieser Milde und Heimlichkeit der Natur, vielleicht auch, daß sie wußte, Helene wäre allein — erschien ungesehen und nahm den leeren Sitz an ihrer Seite ein.

„So traurig, Helene?" fragte Frau Simonis, und die sanfte Stimme der Freundschaft weckte das Mädchen aus dem Traume der Liebe.

„Ach, sich da!" sagte Helene leicht erschreckt, und sah Frau Simonis mit bangem Lächeln an; „das

ist schön von Ihnen, daß Sie mich nicht verlassen obgleich ich wenig mehr zur Gesellschaft tauge. Die Natur hat auch das Gütige, das Mütterliche! möcht' ich sagen, daß sie mit uns vorlieb nimmt. Wohl manchmal rührte es mich, wenn der Wind mir so lind und leise eine Thräne abtrocknete; es war mir dann, als empfände ich das Wehen eines guten Geistes, der Theil an mir nähme. Dagegen ist mir bei dem trocknen Geschwätz mancher Menschen, als ob eben nur der Wind ginge, der mich nichts angeht."

„Jedes tiefere Gemüth," entgegnete Frau Simonis, „setzt uns in Verständniß mit der Natur, während es uns der sogenannten Welt entfremdet, worin Alles oberflächlich ist. Ja, diejenigen, welche die volle Bitterkeit des Lebens geleert haben, schöpfen noch ihren letzten Trost aus dieser reinen Quelle."

„Auch Sie, meine Freundinn! auch Sie!" sagte Helene innig, gleichsam abdringend.

„Auch ich!" antwortete Frau Simonis, und seufzte. „Wenn Sie fähig wären, Ihre Aufmerksamkeit abzulenken von dem, was all' ihre Gedanken so mächtig hinnimmt, so wollte ich Ihnen eine einfache Geschichte erzählen — die meinige. Sie würden dann Grund finden, Sich zu beruhigen. Sie würden vergleichen, Helene! und auch der tiefste Schmerz wird dadurch gewissermaßen ausgeglichen."

Wie fern Helene auch jetzt und jemals aller Neugier war, die immer einen gemeinen Sinn verräth; so lag doch für den tiefempfundenen Antheil des Mädchens eine besondere Gütigkeit in diesem Vorschlage, welche dem Bedürfniß des Trostes vollkommen entsprach. Helene war längst mit leisen Schritten in den Kreis der Individualität dieser Frau eingegangen, jetzt sollte sich ihr der innerste Vorhang heben — und Helene bat darum.

„Wohlan! so hören Sie denn!" hob Frau Simonis an, „Leiden, schlafende — sollen für Sie zu Anschauungen werden. Meine Eltern habe ich nicht gekannt, und die natürlichsten Gefühle, die dem Menschen einen Boden geben, ein Vaterland des Herzens! sind mir fremd geblieben. Meine Seele schwebte wie der Lotus auf dem Wasser; aber nicht wie die Nymphäa alba, jene schöne, blasse Seerose, die nach einer uralten Sage Denen Glück bringt, die ihr begegnen. Sie werden vielleicht dies Gleichniß wörtlich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß, als ich noch am Busen der Amme schlief, Vater und Mutter mir auf einer Flußreise verunglückt waren, und daß ich von früher Jugend an mich der abergläubischen Furcht nicht enthalten können: meiner Erscheinung wohne etwas Trübes bei. —

„Ein Großoheim, der noch von den Hugenotten

abstammte, und im Sinne jener Vertriebenen sich zur christlichen Moral seiner Altvordern bekannte, nahm sich meiner hülflosen Kindheit an. Dieser mein Beschützer war Oberforstmeister außer Diensten in Wäldchen, einer Ortschaft —" dies sagte Frau Simonis mit schwacher Stimme — „die nur eine starke Tagereise von hier entfernt ist.

„Das Forsthaus, veraltet und mehr als düster, steht als ein Bild von dem Gemüth des Mannes, dem ich so vielen Dank schulde, in meinem Gedächtniß. Hier lebte er in rauher Strenge mit abgeschlossenen, religiösen Ansichten sich selbst, wenn solch ein Daseyn, das sich keiner sanften Freude öffnet, Leben genannt werden kann. Mein Großoheim war ein leidenschaftlicher Protestant. Ein unauslöschlicher Haß gegen die Verfolger seines Glaubens brannte in seinem Herzen. Ach! wie grausam wird Gott hienieden verehrt! Solch ein Herz ist die Flamme, welche sich über der letzten Feier Derer theilt, die da Brüder waren. Friede seiner Asche! Die Erinnerung an manche Worte, die wie verstreute Funken in meine Seele fielen, leuchtet auf in mir, indem ich zurückblicke, und das Andenken an jene finstern Waldungen, in denen ich gleichsam aufwuchs, an das Rauschen und Neigen der hohen Wipfel, wie vor der Allnähe Gottes, überrieselt mich noch jetzt mit einem frommen Schauer. —

„Mein Großoheim hatte Blutsfreunde unter der deutschen Familie von Falk —" (hier fuhr Helene, wie von einem elektrischen Schlage berührt, zusammen, und ihre Wangen färbten sich lieblich) „ich selbst bin eine geborne von Falk — und der Baron," setzte Frau Simonis mit einem vorwurfslosen Lächeln hinzu, „der gegenwärtig meiner guten Helene in der Verklärung der Liebe vorschwebt, was ich an diesem lieben Gesichtchen sehe — ist höchst wahrscheinlich ein Anverwandter von mir, wenn auch entfernt."

Um wie viel näher war nun der Faden dieser Erzählung Helenen an das Herz geknüpft! wie anziehend wirkte jener Name für den weiteren Vortrag!

„Nicht möglich!" rief Helene aus, „doch warum sagten Sie mir dies nicht früher?"

„Nein, mein Kind," antwortete Frau Simonis abweisend, in so fern in dieser Frage ein Vorwurf gleichwie ein Vorsatz lag, „meine Ansprüche sind nicht von dieser Welt. — Es hätte den Baron in Verlegenheit setzen können, eine abgeschiedene, alte Frau, welche die Wohlthat des Schutzes seiner Freunde genießt, ehrenhalber anerkennen zu müssen. — Möglich auch, daß ich mich irre, daß der Baron ein Abkömmling ist von fremder Linie! — die Falks sind ausgestorben, wie die Falken; aber Würger, Helene, Würger! giebt es in der Menschheit noch genug. —

„Als ich nun den ersten Unterricht empfangen sollte — meine kleine Seele schlummerte lange im Traum der Unwissenheit — that mich der Großoheim zu dem Magister loci, dessen Schwester, die ihm den Haushalt besorgte, mich zugleich in Aufsicht und Pflege nahm. Um eben diese Zeit kam ein junger Vetter, dessen verwittwete Mutter sich wieder verheirathen wollte, in das Forsthaus. Der Großoheim hoffte sich in dem Knaben eine Stütze seines Alters zu erziehen, vielleicht auch einen Zweck zu erzielen, den er hoch hielt. — Man nannte ihn Henri, und trotz der Intoleranz des Großoheims duldete er diese Verleugnung der deutschen Taufe.

„Ich hieß — seltsam! indem ich von mir selbst spreche, ist es nicht, als ob ich wie eine Gestorbene redete? also: ich heiße Genofeva, weil meine Mutter während der Stunde, worin ein wandernder Puppenspieler das kleine Drama jenes Namens unter dem Dache meiner Eltern aufführte, von den Wehen der Geburt übereilt worden war. Es ist ein eigen Ding, liebe Helene! um die Nenn-Namen; bilde ich mir doch ein, daß in diesem leidentlichen Zufall etwas von der Bedingung unseres künftigen Schicksals liegt. Schon dieser Name, der meine nur allein, isolirte mich; mit ihm war mir die Weihe zur Einsamkeit gegeben. Die Wärterinn versäumte nicht, mich mit

der tragiſchen Begebenheit vertraut zu machen, der ich ihn verdankte. Dieſer claſſiſche Stoff verwebte ſich in die früheſten Träume meiner Kindheit; auch den ſchwachen Begriffen eines Kindes wird das Ungeheure faßlich, wenn es in volksthümlicher Weiſe Wunder vernimmt. Damals mag aus ſolchem Munde, die erſte Ahnung in meine junge Seele gedrungen ſeyn, wie einem Opfer der Verkennung zu Muthe wäre; denn ich habe das Geſchick der verſtoßenen Pfalzgräfinn und ihres Söhnleins Schmerzenreich mit unſtillbaren Thränen beweint. Bis dahin hatte ich keine andere Geſpielen gehabt, als die prächtigen Rüden des Großoheims, die mich auf Weg und Steg begleiteten. Als er mich einſt vor dieſen rohen Genoſſen warnte, habe ich ihm erwiedert: aber, lieber Gott! man muß doch Jemand haben auf der Welt! eine Antwort, die, wie er mich ſpäter oft verſicherte, ihn gerührt hätte. Und nun, da Henri kam, mußte ich fort! Das fiel mir ſchwer, und Wer mich in das Haus des Geiſtlichen führte, mochte es inne werden.

„Welch' ein Haus, Helene, nahm mich, die Widerſtrebende auf! Bis ich in das Grab ſinke, wird meine Seele dankbar es umſchweben. Eine arme Hütte war es nur; aber ein himmelreiches Herz wohnte darin, und der Segen Gottes ging ſichtbar aus und ein. Es war nur mit Schauben gedeckt — als ob

jedoch ein heiliger Hauch es schütze, nahm der Wind eine rettende Richtung, da ein paar Mal im Dorfe Feuer auskam. Auch ein kühler, steinerner Brunnen stand davor, so wie hier; deshalb ist mir auch dies Plätzchen so lieb und werth. Johannes Arendt war der Name des Geistlichen. Ewig werde ich ihm danken, was ich bin! jeder Gedanke in mir ist ein Denkmal seines Geistes. Sein Verdienst blieb in stiller Verborgenheit, seine Thaten fielen nicht in das Gewicht der Welt, vielleicht hätte er hie und da für einen Thoren gegolten; den Werth der Gesinnung wird Gott gewogen haben. — Menschen, wie dieser Mann, dürften selten gefunden werden. Diese Perle der reinsten Tugend war vom blinden Wurfe dem Dunkel unseres Wäldchens zugefallen. Der Magister war noch gar nicht alt, obgleich er älter schien; harte Erfahrungen hatten nur seine äußere Kraft gebrochen. Sein bester Freund verrieth ihn um ein schnödes Nichts; seine treulose Geliebte nahm einen schlechten Mann, und verdarb. Ach Helene! es ist wohl schwer, unsäglich schwer! sich nicht im gerechten Zorne zu verzehren, wenn Diejenigen, die wir so heiß, so treu liebten, die Mörder ihres eigenen Glückes sind! — Doch fand dieser edle Mann Zuflucht dagegen im Schutz der Liebe! Er hatte das Kind seiner Gewesenen zu sich genommen, da dieser Wunsch an ihn

erging, und als Gott es ihm nach einigen Jahren wieder nahm, löſete ſich in dieſem ſanfteren Schmerz der bittere Gram um den Verrath der Menſchen aus. Ach, meine Helene! Was iſt der Tod gegen das Leben? — Eine verkannte Größe! — Das verſtorbene Kind war dem Magiſter ein Engel geworden, in jedem Sinne. Nie war ein liebes Gedächtniß zarter verflochten in das tiefe Getriebe Derer, die es bewahrten, ſo wie hier! Das kleine Kindergärtchen, ſtill gepflegt, grünte und blühte unter manch gefallener Thräne; die Spielſachen ſtanden und lagen nach wie vor — vielleicht iſt dieſe Pietät zu weit gegangen, deshalb ward mir der Platz in einem Herzen eingeräumt, das, in Hinſicht auf dieſen Verluſt, der äußern Dinge keines verdrängt ſehen wollte. — Der Magiſter ſuchte Troſt in der Philoſophie, in der Natur, in ſeinem Amt. Ein kleines Geſtell gab Raum den Vätern der Weisheit und der Kirche. Seine Armuth war nie ſein Kummer, und die Genügſamkeit ſchaffte, daß er vollauf hatte. Beſſere Ausſichten in die Zukunft hatte er keine — nur den Blick in ein beſſeres Leben! und dieſer Blick, der ſo Vieles entbehrlich macht, läßt einen Strahl in die Seele fallen, der dieſe arme Erde und ihre eiſerne Noth vergoldet. —

„Seine Schweſter Concordie — wir nannten ſie

Cordel — war das Muster einer sparsamen Wirthinn. Das Sprüchwort, Ordnung hilft haushalten, ward von ihr in Ausübung gebracht. Wie wenig der Mensch bedarf zu dem täglichen Wohlleben der Zufriedenheit; dies zeigte sich hier. Wenn ich einer üppigen Dame, die nicht auskommen kann und Schulden macht, das Gesetz der verschwenderischen Wirthschaft ausschreiben sollte, nach Maßgabe jenes kleinen Haushalts, der noch für Andere erübrigte, lieber Gott! was würde sie dazu sagen? Freilich die Levante hatte wenig Theil an unserm Caffee — der wuchs zumeist auf dem Kornfelde; das Gärtchen, diese kleine Friedensinsel im weiten Meer des Segens! lieferte das Gewürz für unsern Tisch — und Till und Kümmel geben keinen Zehnten mehr. Die Wäsche aber war blendend weiß, und Cordel firm in der Kunst zu färben. Was nur irgend unscheinbar geworden, ward aufgefrischt, so daß der ernste Arendt, als seine Schwester einmal über die Düsterheit der Wohnstube klagte, lächelnd erwiederte: „Du irrst, Concordie! es ist eine Wohnung des Lichts! sieh nur, es bricht sich ja in allen Farben! —" wobei Cordel über und über erröthete, und nicht recht wußte, ob sie ihr Bruder zum Besten hätte. Das Haus war baufällig, das Geschirr sehr gekittet; aber die strengste Ordnung hielt Alles niet- und nagelfest zusammen.

Und endlich ist es ein segnendes Geheimniß, das um die Guten schaltet und waltet! das da schafft, daß nichts verdirbt, das Vorräthe öffnet, wenn das Nöthige ausgehen will; der Geiz aber läßt Alles verderben, schließt Kammern und Herzen zu, und die Habsucht entfernt den willigen Geber. Der war der Magister! Als einst der Lein in Wäldchen verhagelt war, theilte er seinen Flachs unter die Armen aus. Da weinte seine Schwester und sprach: Du wirst noch Dein letztes Hemd weggeben — und ich werde nichts mehr zu spinnen haben. Zum ersten Male sah ich ihn erzürnt, als er antwortete: o versündige Dich nicht! wir werden Beide haben, was wir brauchen. Mein liebstes Hälmchen war geknickt — Gott hat mir es wieder aufgerichtet; kann ich minder thun, als dankbar seyn?"

„Dabei fällt mir ein," unterbrach Helene die Erzählerinn, und ihre Augen blinkten, „daß ich vor ein paar Tagen ein Sprüchelchen gelesen, das hier an seinem Platze wäre: Wer sich hat arm gegeben, dem wird ein Leichentuch aus Gold die Sonne weben."

„So ist's, Helene!" sagte Frau Simonis; „wir sehen es nur nicht ein. Auch die gute Cordel haftete an der Erde, wie der Schatten ihres Bruders, und

folgte eben so jedem seiner Schritte nach. Mit jedem Abend erstreckten sich ihre Wünsche in Etwas über den engen Kreis, der sie beschränkte — das Tagewerk ließ ihr weder Raum noch Zeit dazu. Dann dachte sie, was ihr und dem Bruder zum Glücke noch fehle; es war wenig genug. Ihre kleinen, altjüngferlichen Fehler, wie so gar nicht schadeten sie irgend Wem! Eine gewisse Neugier, die ihren Grund in dem unschuldigen Verlangen hatte, dem Bruder etwas erzählen zu können, dem die entschiedenste Gleichgültigkeit gegen äußere Dinge verblieben war, fand ihre Nahrung nur in der Natur, oder in den einfachen Verhältnissen der Gemeine. Sie beklagte sich nicht über den Mangel an Ehrerbietung; wohl aber theilte sie dem Magister überfließenden Auges und Herzens mit, wo und wann ein Hausvater der über Feld gegangen, vor der Blüthe des Getraides die Mütze abgenommen habe. Unsre Cordel haschte nicht nach Neuigkeiten, um die Leute ins Gerede zu bringen; welch' ein Vögelchen sie aber hie oder da singen gehört; dies, und zwar in Wahrheit, konnte sie dem Bruder nicht verschweigen. Sie ließ kein Blättchen benagen, der Mehlthau fiel ihr auf das Herz — in ihrer Seele war kein schädlicher Gedanke, kein Tröpflein Gift! — die Verläumdung hatte keinen Zugang über die Schwelle dieses Hauses, und

von allen Menschen Gutes denken, erhält gewiß ruhig und den Beifall Gottes.

„In solcher Lage war meine kleine Person ein Object für diese Häuslichkeit. Dem Magister war ich Ersatz für die entschlafene Kleine, und durch eine Täuschung der Liebe trug er das lebendige Gefühl für das Wohl und Weh der ihm anvertrauten, heimgegangenen Seele auf mich über. Er bildete sich ein, ich sähe ihr ähnlich, und wer ihm schmeicheln wollte, nannte mich ihr leibhaftes Ebenbild. Ich hatte es gut, im allerbesten Sinne. Cordel pflegte mich, wie das Huhn, das die goldnen Körnlein streut — ihr Bruder trug mich im Kerne seines Herzens. Nur Eines störte mein kindliches Glück, und zwar gerade die Erfüllung meines einzigen Wunsches: Henri! — So oft ich den Großoheim besuchte, klagte er bitter über ihn; er mochte wohl fühlen, der alte, kranke Mann, (er litt am Podagra,) daß er nicht im Stande seyn werde, die wilde Halsstarrigkeit Henri's zu zügeln — und so war er grausam aus Schwäche, mindestens in seinen Vorsätzen. Welche Strafe er über ihn verhängen, wie er ihn zum Fleckchen führen wolle: dies anzuhören, war meine stete Pein. Es war mir dabei zu Muthe, als müßte ich den bedroheten Henri, der gleich mir das Brod der Gnade aß, losbitten von der Galeere, mit tausend Thränen! selbst

um den Preis meines Lebens. Die Domestiquen, im trägen Dienste meines Großoheims ergraut, haßten den jungen Neuling, der ihnen zu schaffen machte, und stimmten in den Ton ihres Herrn, da sie Henri verklagten, wo sie wußten und konnten. So lag das Forsthaus, wenn ich mich von seiner Schwelle wendete, wie ein steinerner Gerichtshof hinter mir."

„Das Kind ist zu bedauern, das Härte kennen lernt," sagte Helene theilnehmend mit steigender Aufmerksamkeit, „und war denn Henri wirklich so straffällig?"

„Mich müssen Sie dies nicht fragen, Helene! mich nicht!" antwortete Frau Simonis traurig, „obgleich ich nicht leugnen kann, daß es schien, als wenn ein Dämon ihn besäße, der nur dann von ihm wich, wenn er sich auf das Aeußerste vergangen hatte. — Der Magister gab ihm auch Unterricht und sich alle Mühe mit Henri, den er jedoch nicht lieb hatte. Ein geheimes Mißfallen, das ich für eine böse Vorahnung halten mögen, mochte den Tadel des milden Arendt schärfen, und die sonst gutmüthige Cordel war, nach ihrem eigenen Ausdruck, dem Henri mit Lust gram. Freilich war Henri weder ein löblicher Schüler, noch ein Besuch, der sich beliebt zu machen wußte. Alle Augenblicke verstieß er gegen das Gesetz der Schonung, was in diesem friedsamen Hause herrschte; aber es erbarmte mich doch sein. — Niemand liebte ihn,

Niemand litt seine Weise, außer ich. War es, daß ich ihn besser kannte? genug, ich wußte, er wäre nicht so schlimm. Ach, ich hatte ihn lieb mit heißem Erbarmen. Und Erkennen ist Lieben! Haß und Scharfsinn haben noch nie einen Menschen erkannt. Wenn er mir einmal wehe gethan, sehr wehe! dann brach das schönste, beste Herz hervor, wie die Blüthe des Schwarzdorns im Sturm; dann äußerte er sich leidenschaftlich in einer Gutheit, die ich nicht rührend genug zu schildern wüßte.

„Der Magister legte Henri's Trotz und Uebermuth seiner Erziehung zur Last. Mit tiefer Indignation sprach er davon, so oder ähnlich, wenn er sagte: das sind die herben Früchte, welche die Nachgiebigkeit trägt! eine Frau wird den Sinn ihres Sohnes nie beugen, wenn er nicht weibisch ist — eine Wittwe nun erst gar nicht; kann man auch Trauben lesen von den Dornen? ich stehe dafür: der Henri wird nicht eher vernünftig werden, bis er ein Herz gebrochen hat! — Diese Worte merkte ich mir unglückselig und schrieb sie in das Buch meiner Tage. Daß ich beständig in Aengsten um ihn schwebte, als könne bei einem Haar das Schwert der Strafe ihn treffen, oder das Böse ihn fassen: dies machte, daß ich um so fester an ihm hielt. Ich ermüdete nicht, ihm nachzugehen, daß ihm nichts Uebles geschähe; wo er

sich aussetzte, war ich bei der Hand, ich nahm seine Schuld auf mich, ich bat ihn los, wo er für ein Verbrechen büßen sollte, und ob er mich auch von sich stieß, ich freute mich doch, ich freute mich mit Thränen, wo es mir gelungen war, ihm einen Sturz, oder einen Schmerz erspart zu haben. Es war mir, als hätte mich die Vorsehung zu seinem Schutz berufen, und daß ich deswegen ausdauern müsse. —

„So viel ist gewiß, Helene! wem man Gutes und Liebes thut, oder gethan, wessen Wohl man will und nach allen seinen Kräften schaffen möchte: den liebt man wahrlich in Gott! und mit ihm über Alles! wenn es auf Erden wie im Himmel nichts Größeres geben soll, als ein dankbares Herz, so wird auch dort noch im Geben das seligste seyn. Denn — wo eine weiche Seele einmal erfaßt ist von Mitleid, die läßt nimmer wieder los. Und wer ist mitleidswürdiger und verlorener, als wer nicht geliebt wird? Ja, theure Helene! es ist wahr: die Liebe ist stärker, als der Tod — ihr kleinster Zug kann über dem tiefsten Abgrunde empor halten. Dies ist meine innigste Ueberzeugung.

„Als einst Henri mir mit sprühenden Thränen klagte, daß der Großoheim ihm eine Bitte abgeschlagen, wobei er sagte: nicht einmal diesen kleinen Gefallen thut er mir! er will mich binden — ein Sclave

soll ich seyn für einen Bissen Brod, wie er ihn seinen Hunden vorwirft! aber gieb nur Acht, Genofeva! ich werde mich schon frei machen — Du wirst es sehen. Da dachte ich, er wolle sich ein Leid thun und lebte in Furcht und Schrecken; ängstlich suchte ich ihn zu begütigen und sprach: sey nur gut, lieber Henri! ich würde ja mein Leben für Dich lassen und für Dich betteln gehen. —

„So entstand ein geistig unzertrennliches Verhältniß zwischen uns, welches die Andern für Abneigung von Seiten Henri's gegen mich hielten, und ihn deshalb haßten. Nichtsdestoweniger fühlte ich mich wie von einer geheimnißvollen Nothwendigkeit an ihn und sein Schicksal gebunden. — Henri kam später hinweg, weil er seiner Bestimmung entgegen reifte, und — nach dem waidmännischen Ausdrucke des Großoheims — sich die Hörner ablaufen sollte. Auch ich wuchs heran in meiner lieben Siedelei. Der Magister bemühte sich redlich, mein Gemüth auszubilden. Seine Schwermuth war mit einem heiligen Wesen vermischt, in den Adern meines verehrten Lehrers floß die lautere Milch des Christenthums, und ging in sein reines Leben über. Seine Seele träufte Frieden — wenn ich mich so ausdrücken darf. — Die kleine stille Gedankenwelt, in der ich heimisch war — worin mir ein Tropfen zitternder Klarheit schlief, wie der

Thau im aufgehenden Licht der Sonne — erschien mir nun allmählich unter höherm Gesichtspunkte, und ich lernte unterscheiden. Immer hatte ich dem Großoheim die frömmste Gesinnung zugetraut. Wie barbarisch aber gegen die sanfte versöhnende Gewalt, die der Himmel dem Magister gab, dachte jener sich die Freuden der Unsterblichkeit! Der Graus des Todes erfüllte ihn noch mit der unklaren Hoffnung, aus den Schädeln der Feinde seines Glaubens die Wonne Gottes zu trinken. Und doch tranken Beide aus einem Kelche!

„Wenn ich mit meinem lieben Lehrer spazieren ging, dann pflegte er gern an dem See von Rohrlach auszuruhen, der den Weidenkranz seiner Ufer bis an unser Dörfchen erstreckte. Dort stand ein bretternes Häuschen; wie zur Pilgerruhe war es hingebaut. An jenem stillen See, wo nur der Frühlingshauch im Schilfrohr säuselte, oder Kühle im heißen Sommer athmete, wie herrlich ergoß sich oft der Fluß seiner Rede über die höchsten Dinge! wie manches lichtvolle Wort strömte dort in meine offene Seele! dort" — fuhr Frau Simonis mit einem tiefen Seufzer fort — „habe ich Trost geschöpft für mein ganzes Leben! — So oft ich den Vers in der Bibel lese: Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort — denke ich an den See und

an mein versunkenes Glück. In diesen unvergeßlichen Stunden erklärte er mir das Wesen der wahren Gottesfurcht und Liebe. Gieb Gott Dein Herz ganz, sagte er, aber ganz! nicht das Geringste behalte für Dich, nicht das leiseste Fädchen, was an eine irdische Neigung gebunden wäre; wie könnte sonst Gott in Dir wirksam seyn und Dich beseligen? — Dulde Alles und von allen Menschen ohne Ausnahme, ohne Haß! Gott kennt schon Dein Recht und wird es Dir heilig bewahren, verlasse Dich darauf, Genofeva! auch wer Dich verfolgt, in welcher Gestalt es auch wäre, ist nur eine flüchtige Erscheinung auf Erden. Dein Herz aber sey ein Tempel, worin jeder Verbrecher den Schutz der Gnade findet nach einem ewigen Gesetz. Verfolgende Religion ist erwürgende Liebe — und würgt die Liebe denn? nein, mein Kind! sie stirbt freiwillig! auf daß Andere leben mögen. An solcher Hingebung ist die wahre, die geistige Liebe zu erkennen; die irdische giebt nur auf. Treue aber rettet sich in das Göttliche hinauf; deshalb ist Schweigen das Höchste! ist eine weltüberwindende Kraft."

„O meine Freundinn!" sagte Helene sichtbar ergriffen, da Frau Simonis einen erschütternden Moment inne hielt, „tief bewegt fühle ich die Wahrheit jener Worte. Nimmer könnte ich aufgeben, was ich

einmal liebte! nimmer!" „Dies wäre auch unmöglich, Helene!" erwiederte Frau Simonis mit einem tragiſchen Lächeln, „nur Anſprüche fordern — die Liebe trägt einen Himmel in ſich ſelbſt, der ſich nicht verſchütten läßt, wie etwas, das zu ſchwer würde. — Das Glück endlich, oder was wir dafür halten, gilt in Gottes Augen gleich einer Prüfung, und die reinſte Freude iſt wohl nichts anders, als ein geläuterter Schmerz. —

„Mein junges Herz entbrannte bei dieſem Unterricht. Schwärmerei, dieſe Seele der Aufopferung, ſteckt an; am Licht entzündeten die Märtyrer ihren Muth, in den Flammen zu ſterben. Ich war ſo einſam — ſo voll Sehnſucht, die ich lieber eine trübe Vorausſicht nennen möchte, daß ich jede Blume beneidete, die in Geſellſchaft blühete; ich träumte mir das Glück des Umgangs ſo ſchön, ſo lieb! Wie man die Menſchen fliehen könnte, davon hatte ich noch keinen Begriff — ich wünſchte mir eine Freundinn, die mein zweites Ich wäre.

„Nun iſt" — hob Frau Simonis mit einem ſchweren Seufzer an, und der Accent auf dieſem „Nun," ſagte deutlich, daß ihre Geſchichte erſt anhebe — „in der Nähe vom Wäldchen das uralte Jagdſchloß Haynburg. Es iſt noch Königliche Domaine, und früher ſoll in jedem Herbſt großer Hofhalt und vieles

Leben daselbst gewesen seyn; zu meiner Zeit war diese Epoche schon vorüber. Nur ein Thiergarten wurde in Stand erhalten, und wenn die Hirsche mit ihren ragenden Geweihen in hochmüthiger Sicherheit herum spazierten, und großäugig jedes Geräusch draußen zu verachten schienen, so gab dies ein anschauliches Bild von der Oede des Stolzes, die über diesen düstern Bezirk verbreitet war. Die Natur hatte hier eine einsame Hoheit; Bäume und Gras waren höher als anderswo, und gegen unsere Seite stiegen Felsenwände auf, die man mit dem Gefühl einer gewissen Abgeschlossenheit ansah, wenn nicht — doch davon nachher.

„Zwar hatte ich das Gerücht vernommen, daß eine vornehme Dame — woher? dies brauchte Niemand zu wissen — sich den Sommer über in Haynburg aufhalte; aber es hatte mich weiter nicht berührt. — Eines Tages gehe ich dem Magister entgegen, der über die Grenze gegangen war. Er blieb länger aus als gewöhnlich, die Sonne ging zu Rüste. — Endlich kam er, und sein Angesicht schien noch hell, wie im Abglanz des verschwundenen Lichtes. Da ich es bemerkte, sagte er: „ich habe etwas sehr Liebliches gesehen, Genofeva! und werde es sobald nicht vergessen. Du weißt, daß eine Dame, deren Name uns gleichgültig seyn kann, sich gegenwär-

tig in Haynburg aufhält, die, wie man sagt, etwas gestörten Geistes ist, weshalb sie fern von der Welt ihre krankhaften Ideen verbirgt, und in Ruhe hier genesen soll. Von Niemand wird sie besucht, als nur zuweilen vom Arzt. Ich mußte hier vorüber, da schaute ich in den Thiergarten, und sah ein junges Fräulein — wahrscheinlich die Tochter oder eine Anverwandte jener Dame — im Füttern der Hirsche und Rehe begriffen. Welch ein reizendes Geschöpf! wie schmiegsam drängte das braune Wild sich um diese herrliche Gestalt! ich konnte mich von diesem holden Anblick gar nicht trennen. — Solch ein Blick könnte Löwen zähmen! Der Stolz des Himmels ruht in der Gewalt der Schönheit, im Blick der Unschuld, und so bezwingt er die rohe Kraft. — Das wäre ein Umgang für Dich, mein Kind! aber die Dame soll im höchsten Grade überspannt seyn, und läßt vielleicht das arme Fräulein lieber stumm und still unter den Statuen von Haynburg wandeln, als daß sie nachgäbe, daß es dem Zögling einer kleinen Pfarreri eine Feldlänge entgegen kommen dürfte. Wie öde ist doch der Hochmuth! und — wir sehen es klar — wie nahe immer der äußersten Erniedrigung! —

„Ich entbrannte in dem Wunsche, mit eigenen Augen zu sehen, was meinen Lehrer, der sonst so spar-

sam in seinem Lobe war, so entzückt hatte; ich dachte mir ein höheres Wesen, und alle Sehnsucht, welche in dem Alter, worin ich damals stand, der Liebe eigen ist, ward zu dem innigsten Verlangen der Freundschaft. —

„Es gelang mir sehr bald. Da mir vollkommne Freiheit gewährt war, in den Stunden der Erholung so weit zu gehen, als ich wollte, so fand ich nächstens das Bild aus, das der Magister mir mit so viel Wärme geschildert hatte. Ja, ich mußte mir gestehen, das fremde Fräulein wäre sehr schön, aber wie von einem herablassenden Stolze umflossen, der die traute Annäherung von ihres Gleichen hinderte. Genug, ich empfand diesen hemmenden Einfluß, ohne mir ihn erklären zu können. War es das Gesetz der städtischen Mode in dem Anzug des Fräuleins, was mich, ein schlichtes Landmädchen, abhielt, zu denken, daß wir einander angemessen wären? Die rauschende Seide, worin mein Idol täglich gekleidet ging, überrieselte mich mit einem Gefühl der Achtung, und so wagte ich nur in Gedanken, diesen schlanken Wuchs zu umfassen und mit einer Fülle herzlicher Liebe an meine Brust zu drücken. Ach, Helene! wo könnte jemals solch ein schwärmerisches Gefühl für irgend einen Gegenstand auf Erden in den Schranken der Gesellschaft entstehen! — Die junge Fremde

ward nun meine Freundinn. Ich führte heimliche Gespräche mit ihrem Schatten, ich gab ihr mein Herz, ich lieh ihr meine Seele, und nahm ihr Bild, ihr Seyn und Wesen in die meinige auf. Wenn ich, versteckt im Gebüsch, ihrer anmuthigen Erscheinung mit meinen Augen folgte, und lebhaft wünschte, sie möchte die ihrigen nur einmal dahin wenden, wo ich mich verbarg, dann hob sie den schönen Blick, und lächelte wohl gar wie zu mir herüber — und mir war, als geschähe es auf meinen Wunsch und Willen.

„So knüpfte sich ein zartes Band, das zarteste! wenn auch einseitig zwischen uns. Wer aber kann wissen, wie weit die Fäden Gottes reichen, an denen er die Gedanken der Seinen lenkt? —

„Ein Waldhüter, dem ich ein paar Mal kleine Wohlthaten erwiesen hatte, bemerkte mich, und mochte für Neugier halten, was reines Interesse des Herzens war. Da er nicht weit vom Gehäge des Thiergartens wohnte, so sammelte er, um sich mir gefällig zu machen, jeden Zug, der ihm von dorther zu Gesichte kam. Er wußte um die Schritte meiner unbekannten Freundinn, und wie genau bestimmt ihr vermuthlich Zeit und Raum wären, darin sie sich bewegen dürfe. Nur zuweilen husche sie zu dem Pförtchen hinaus, und wage ein Sprüngelchen in die

Felsen. Dort — doch das erfordert eine eigene Beschreibung. Die Felsen wölbten einen Bogen wie zum Thor von Haynburg, und in diesen massiven Rahmen war die Landschaft lieblich eingespannt. Doch stand, wundersam! in der freigelassenen Erde ein wilder Rosenstrauch, als hätte die Vorsicht ihn hingepflanzt, daß der offne Paß dennoch mit Dornen bewaffnet wäre. Dies war des Fräuleins Lieblingsstelle, die mir der Waldhüter zeigte. Nach meiner Angabe verfertigte der Mann einen rohen Lehnstuhl für dies einnehmende Plätzchen, und zog den wilden Epheu schattend drüber hin — dann legte ich, so oft ich kam, einen kleinen Blumenstrauß auf das kühle Gesims der Mauer; — und verschwand nun hinter diesen Beweisen von Aufmerksamkeit, weil die Ankunft Henri's diese vollständig in Anspruch nahm. Er war lange nicht in Wäldchen gewesen, und wir erneuerten unser trautes Verhältniß. Immer noch war ich ein blödes Kind und willenlos gegen ihn; der Zauber der Jugend hatte mich nicht in seinen Augen verwandelt; mit Schmerz sah ich jedoch, daß Henri im jedem Sinne noch der Alte wäre. Er, den ich mit heiliger Zuversicht für meinen Freund hielt, schien kein Jüngling mehr, sondern ein junger Mann, so ernst, so bitterwahr! als ob eine süße Täuschung ihm wohl nie gelächelt hätte. Er kam, um den Großoheim die Er-

laubniß abzutrotzen, — denn einer Bitte war Henri niemals fähig, — daß er Europa verlaſſen dürfte. Tauſend Plane für einen lagen vor ſeiner Seele. Dieſe unbegrenzten Wünſche machten mich traurig. Das wird der Großoheim ſchwerlich zugeben, ſagte ich, als er mir ſeine Abſicht entdeckt hatte. Er will, da er ſeine Schwäche fühlt, daß Du je eher, deſto lieber ihm das Gut übernähmeſt. Sein Geſichtskreis iſt beſchränkt. Er ſieht Dein Glück nirgend als hier. Und warum wollteſt Du das nicht gern? Es iſt ſo friedſam hier, ſo heimlich und ſo hübſch! — Nein, nein! rief Henri, und ſchüttelte mit Abſcheu dieſen Gedanken von ſich, für mich nicht. Du weißt nicht, Genofeva! wie es in mir ſtürmt und mich hinweg drängt! Es faßt mich bisweilen eine Angſt, ein Grauen vor mir ſelbſt, als müßte ich einem großen Unglücke entrinnen, und wäre es auch in den Schooß des Meeres, wo es am tiefſten iſt. Erinnerſt Du Dich, wie, wenn wir am Waſſer gingen, da ich noch ein Knabe war, ich Dich auf der ſichern Seite gehen ließ? dies geſchah aus Furcht, ich könnte Dich gegen meinen Willen hinabſtürzen. Wohin ich hier auch trete, es iſt vulkaniſcher Boden unter mir — Du aber ſollſt nicht neben mir verderben.

„Dieſe Ausbrüche einer keimenden Gemüthskrank-

heit ängsteten mich unsäglich. — O Henri! sagte ich weinend, welchen Kummer machst Du mir! Suche Dich doch zu zerstreuen, oder suche Dir einen Freund! und hast Du einen wahren Freund gefunden, so hefte ihn mit ehernen Klammern an Deine Seele! Wie tief rührten mich diese Worte, die mir desselben Tages zweimal in die Augen fielen, als sollte ich sie beherzigen.

„Henri sah mich schweigend an, und ich fuhr redselig fort: Sieh! ich habe eine Freundinn — ich besitze sie nur in der Idee, und doch hängt mein ganzes Herz an ihr, so oft ich ihrer gedenke, wird mir still und klar zu Sinne. So bin ich Dir gar nichts mehr? fragte Henri finster. Du hast keine Seele als mich! antwortete ich ihm, ich wollte mich dem Großoheim als Bürginn für Dich stellen, und eine Gefangene seyn mein Lebelang, wenn er Dich frei ließe!

„Henri umfaßte mich, und in dieser innigen Stunde, wo ich Alles heranzog, um ihn zu trösten, vertraute ich ihm auch mein geistigstes Geheimniß, und sagte ihm, wie liebenswürdig die junge Fremde in Haynburg sey, die ich meine Freundinn nannte, und wie sie dennoch so gebunden wäre, daß ihr Fuß nur wie im Fluge den Saum

des Waldes berühren dürfe, auch wie eine leise Verbindung zwischen uns entstanden sey, und welche Anstalten ich unsichtbar für ihr Vergnügen getroffen. Aber ach, Helene! ein ausgesprochenes Glück ist im Nu, wo es über unsere Lippen flieht, zum Unglück geworden! — —

„Wie gedacht, so geschehen! Der Großoheim gerieth in den heiligsten Unwillen, als Henri ihm seinen Wunsch vortrug. Mit einer Löwenstimme, davor ich erbebte, wies er ihn für immer damit ab, und sprach: ich werde Dich an eine sanfte Kette legen müssen — wobei er einen Blick auf mich warf, der voller Ingrimm mir seinen eisernen Beschluß kund gab. Als ich am Abend dem Magister von dieser Scene sagte, mißbilligte er das gewaltsame Verfahren des Großoheims. Er sprach: wie ich den Henri kenne, so wird er nun unausbleiblich fortgehen, das ist der Löwe, der das eiserne Gitter zerbricht, und edel geschont seyn will — immer hoffte ich, die Liebe würde seinen Charakter besänftigen. In aller Inbrunst und Wärme meinte der verehrte Mann mich, mich Aermste! aber gleich einem Schatten schwebte mir in diesem Augenblicke ein unselig Gleichniß vor, wie er einst sagte: jener unschuldsvolle Blick, der ihn zuerst gerührt, könne, einen Löwen zähmen. Und dieser

Blick war ein anderer als der meine! An welcher unfreiwilligen Verbindung von Ideen hängt unser Schicksal! —

Helene sagte beklommen: „mir ahnet nichts Gutes, meine Freundinn — und ich bin auf das Aeußerste gespannt, das Weitere zu vernehmen."

Frau Simonis lächelte so tiefbewegt, als würde das Schlimmste doch wohl über jede Vorstellung reichen. In der erhöheten Gemüthsstimmung, womit sie sprach, hatten ihre feinen Züge nicht die mindeste Schlaffheit mehr, und die Sammlung eines langen, inneren Lebens legte in Miene, Blick und Stimme dieser Frau, den vollen Ausdruck bedeutender Erfahrungen.

„Trotz der entschiedenen Versagung des Großoheims," erzählte Frau Simonis ferner, „wie gegen die Meinung des Magisters, blieb Henri länger, als er anfänglich Willens gewesen; aber nur sein Körper verweilte in Wäldchen, seine Seele war uns entrückt. Wenn ich mit ihm sprach, so mußte er erst zu sich kommen; er starrte mich an, als müsse er sich auf mich besinnen, wenn ich mit stillen Thränen in den Augen vor ihm stand. Es war eine totale Veränderung mit ihm vorgegangen. Sein Gesicht zeigte einen Wechsel von Schatten und Licht, der mich befremdete, und der Ton seiner Sprache weckte trau-

rige Gedanken in mir. Er blieb ganze Tage weg — er kam wieder, und war noch immer nicht da. Als ich einst, da der Großoheim den Henri zu einem Edelmann entsendet hatte, ein paar Pferde zu kaufen, den fast verlernten Weg nach Haynburg ging, bezeigte der Waldhüter eine bestürzte Freude, mich einmal wieder zu sehen. Er sagte: ich käme wie gerufen. Ein Regenschauer trieb mich in sein Häuschen, ich fand einen gewissen Wohlstand, eine Art von Einrichtung in der kleinen Hütte; ich erkannte Henri's Sachen, Henri's Geist — und ein Blitz, wobei mir Alles klar ward, zerspaltete mein Herz. Der Waldhüter sagte mir im Tone eines Geheimnisses, dessen Mitwisser er wäre, daß der junge, gnädige Herr sein täglich Brod sey. Das fremde Fräulein aber gönne ihm keinen Blick, geschweige ein Wort, und da er deswegen doch sich unverhohlen nach wie vor auf ihren Schritten gezeigt, sey das Fräulein davon verscheucht worden. Diesen Morgen endlich, als die junge Dame plötzlich aus dem Gehäge herausgetreten, habe sie zu ihm gebieterisch gesagt, wobei ihm (dem Waldhüter) alle Glieder geschlagen hätten: Wer ist der Mensch, der beständig hier herumschleicht? ich will das nicht! Und der zornige Blick dabei sey ihm in Mark und Bein gedrungen. Nun bäte er mich flehentlich, dem gnädigen Herrn, da wir doch

gute Bekannte und Verwandte wären, zu ermahnen, daß er abließe, bis die Sache sich verblutet haben würde. Und um den Grund zu dieser Forderung mit Beweisen zu unterstützen, — als ob es deren für mich bedurft hätte! — führte er mir hinlänglich an, wie viel Henri bereits gewagt, um einen Schein von Glück zu erhaschen. — Er machte es zu merklich — sagte der ehrliche Verräther, und merkte nicht, was er gemacht hatte.

„Welch einen brennenden Schmerz verursachte mir die Glut einer Leidenschaft, die mir den liebsten Freund entfremdet hatte! und so schnöde abgewiesen von stolzer Kälte. — Ich wendete mich von dem verehrten Bilde des Fräuleins ab, kein Vorbild konnte mir diese Art und Weise seyn. Nun, so will ich Deine Freundinn bleiben, armer Henri! wenn Du mich auch nicht mehr lieb hast — dachte ich mit Qual und Trost. — Stricke des Todes hatten ihn umfangen, ihn! der sich vermaß, den natürlichsten Anhalt entbehren zu können! Uebermuth der Selbständigkeit war Henri's stärkster Fehler; doch nur in der Demuth ist der Mensch frei und groß.

„Gott! wie wirst Du das auflösen? fragte ich zum Himmel hinauf, denn an eine Verbindung war hier wohl nicht zu denken, und meine Seele, die so fest an ihm hing, zerriß über der Frage. Da fiel

mir ein aus einem frommen schönen Liede: die Welt zerreißt, doch Du verknüpfst mit Kraft — solch ein Gedanke, den das Gedächtniß für die Noth verwahrt, stärkt sehr, und ein guter Geist reicht uns darin, was wir brauchen.

„Am andern Morgen früh, wo Henri schon auf dem bewußten Wege war, suchte ich ihn zu treffen. Auf ein Wort nur, Lieber! sagte ich, da es schien, als sähe er sich ungern aufgehalten. Du willst nach Haynburg? gehe nicht hinüber, ich bitte Dich! Gestern war ich dort, und der Waldhüter sagte mir, von Seiten der Damen, welche anwesend sind, werde es übel vermerkt, wenn ein fremder Mensch sich blicken lasse. Du könntest Unannehmlichkeiten haben — — und die Schmach einer persönlichen Abweisung, welcher Henri sich aussetzte, flammte mir auf Stirn und Wange.

„Henri erblaßte; vielleicht sah er in diesem bangen Erröthen nur meine Schuld. Ha! auch Du? das kommt von Dir! rief er empört aus. Dann ließ er mich stehen, und ich blickte ihm betroffen nach. Der Sinn jenes Ausrufs war mir klar. Er verkannte meine treue Meinung, und traute mir Eifersucht zu, und schmählichen Neid.

„Aber etwas Anderes trat ihm mit besseren Erfolg entgegen. An demselben Abend, wo ich mit dem Waldhüter gesprochen — sehr möglich in der nämlichen Stunde — hatte dem Fräulein ein Edelhirsch den Oberarm aufgerissen, und sie lag krank an der Wunde danieder. Meine Freundinn — denn ich mußte mich ihr verbunden achten — betrat den Thiergarten nicht wieder, und reis'te bald darauf mit der ältern Dame ab.

„Henri mußte eine unausfüllbare Lücke empfinden. Was konnte ich ihm jetzt noch seyn, da er mich beleidigt hatte? Ach, Helene! das Unrecht ist die einzige Trennung der Liebe! die ewig einzige! — Ich aber verzieh ihm aufrichtig, und bewahrte ihm mein Herz. Und da er nun auch fort war, verstrich ein Tag nach dem andern unter dem Balsam der Zeit und der Arbeit, der lange Winter breitete sein weißes, kühles Tuch über den heißen Schmerz des Sommers — und als der Rosenstrauch unter dem Felsenthor von Haynburg wieder aufblühete, hatte jener Dornenstich sich sanft verblutet. Die Seelengüte meiner Freunde trug sehr viel dazu bei, den innern Kampf meines Gemüths zu beschwichtigen. Neben Jemand, der so fromm wandelt, so schlicht und recht, bleibt auch der Schmerz im Gleise einer gewissen Ruhe.

„Zwei Jahre später ward ich meines Henri's Gattinn. Wie das kam, weiß ich eigentlich selbst nicht; der Wunsch des Großoheims verband uns. Unser gemeinsamer Wohlthäter wollte uns vereiniget wissen, und Henri widerstrebte nicht, den Grundbesitz, den er uns hinterließ, an meiner Hand als mein ehelicher Freund und Schutzherr anzutreten. Die eigentlichen Motive unseres Bündnisses lagen jedoch nicht auf gleichem Boden. — Für Henri wollte ich leben, und meine Liebe sollte seine Freiheit seyn. Er hatte mich seinen guten Engel genannt — dieser Preis war zu erringen. Bei dem Gedanken: Henri ist nun mein! klopfte mir das Herz so stürmisch, als wollten feindliche Mächte ihn mir entreißen. Einen Besitz sich deutlich machen, ist aber schon ein schlimmes Zeichen. Der Kreis all meiner Wünsche war eng um meinen Mann geschlossen, im Gefühl des innigsten Zusammengehörens. Der Zeitpunkt, wo eine Ehe beginnt, welche die Liebe schloß, wo unsere erste Pflicht auch unser höchstes Glück ist: dieser Zeitpunkt, mein theures Kind! zieht den Himmel herab in eines schwachen Weibes Leben. Ich fühlte mich von Henri geliebt — obgleich er lässig schien, es zu beweisen. Es giebt jedoch eine Liebe, die nicht in die Sinne fällt, die kein Geräusch macht. Diese Liebe — das Gleichniß steht uns nahe — ist ein

unversiegbarer Born, woraus die Wurzeln unserer Seele und Seligkeit ihre Nahrung ziehen, doch keine Quelle voller Freuden, darin das Herz hüpft! Jene tiefere Liebe, die unser Innerstes mit Wonne und Wehmuth füllt, ist eben daher den Wenigsten klar! weil die meisten Menschen flach schöpfen und nur nach Vergnügen dürsten; aber sie ist! und wird ewig seyn."

Helene that einen tiefen Amthemzug und sprach: „die Liebe ist das unergründlichste Geheimniß, weil sie sich nicht erklären läßt. Was geht es dich an? fragt jeder Liebende, und mit Recht. Die Liebe ist ein göttliches Verhältniß, das keinem Maßstab unterliegt, der menschlicher Weise zu nehmen wäre. Und doch ist nichts gemeiner, als die Vermessenheit, über die Wahl des Herzens abzusprechen."

„Wenn Gott für uns wählt," antwortete Frau Simonis, „welche Entscheidung herauszufinden ist, was kümmert der Menschen Urtheil? wahrhaftig! ich dachte damals mit keiner Sylbe daran, was mein verehrter, väterlicher Arendt zu dem Benehmen meines Mannes dächte, und etwaige Winke der gutmüthigen Cordel, daß Henri sich gehen lasse, blieben gänzlich unberücksichtigt. —

„Nicht lange währte mein schöner Traum. Unmöglich konnte ich mir verbergen, daß Henri nicht glück-

lich wäre; mein Glück reichte nicht aus für das seine. Es war etwas Unstetes in dem Wesen meines Gemahls, die Zeit schien ihm zur Last zu werden, und eine stillstehende Uhr erregte ihm Grauen. Er ging beständig in dem großen Zimmer auf und nieder, — dies ängstete mich, weil es einen innern Drang anzeigte, der ihn nicht rasten ließ. Die Langeweile einer Ehe, die jetzt erst anfing — bei dieser Aussicht vergingen mir die Sinne. Nur zu tief empfand ich die Leere, welche Henri an meiner Seite fühlte, und wie er selbst in meinen Armen in Gedanken versank, die mir verborgen waren. Wehe aber der Frau, die in der Seele ihres Mannes nur den leisesten Mangel an Befriedigung spürt, so daß sie darauf sänne, ihn zu unterhalten! Die süße Selbstgenügsamkeit der Liebe ist nicht in ihm. Das ist die allerbitterste Armuth: das Bedürfniß, glücklich machen zu wollen aus allen Kräften, und es nicht zu können! Nie wird in einem Ehestand die Liebe ihre eigene stille Welt erbauen, wo das Glück des Einen auf Resignation beruht! nur der Untergang des Andern wird begründet. — Und dann — es ist traurig wahr, daß wenig Männer auf Erden einen Zustand liebevoller Sicherheit ertragen können."

„Was sagen Sie da? das wäre entsetzlich!" unterbrach Helene diese Reflection; „wie müßte man sich

denn benehmen, um dieser wechselseitigen Neigung gerecht zu werden?"

„Den Muth nicht sinken lassen," erwiederte Frau Simonis, „und alles Glück außer uns, für wandelbar halten. Manche Frauen stützen sich auf ihr Recht, oder auf ihre Schwäche: um Gotteswillen nicht, liebe junge Freundinn! eine höhere Stärke ist unser Fels — — — Lassen Sie mich fortfahren, mein Kind! ich bin noch nicht zu Ende, doch wünsche ich es zu seyn. — So war mir schon zu Anfang unserer Verheirathung nichts so dringend, als meinen Mann von seiner Ungebundenheit zu überzeugen. Wenn der Großoheim einmal zur Ruhe ist, sagte ich zu ihm, dann reisest Du weit, weit — mein Henri! ich bleibe hier, und kehrst Du heim, dann findest Du Alles wohl bestellt. Die Sehnsucht nach Hause holt man sich nur in der Ferne. Allein betrübt sah ich, daß er noch bei mir schon abwesend wäre. Alle Eintönigkeit ist mein Tod — äußerte er einst; da dachte ich mit Schmerz an das selige Glück übereinstimmender Seelen! — So oft mein Mann auf die Jagd ging, begleitete ihn meine Unruhe, der Rand am Wasser war mir stets zu steil für ihn — er klagte bisweilen über Schwindel, als ob er steil stände, und eine beklemmende Ahnung wich nie von mir.

„Ein gesundes Kind war mir von Gott gegeben, ein lieblicher Knabe! in dem ich meine Welt umfaßte. Die Gefahr, in der ich schwebte, hatte meinen Mann flüchtig aufgeregt; sie war vorüber, und er nahm den Segen der Natur gelassen, gleichgültig hin. Darüber härmte ich mich; den Kaltsinn, den mein Mann als Vater zeigte, schmerzte mich mehr, als jede Vernachlässigung, unter der ich selbst litt. Meine Gestalt verfiel, ich dachte an nichts so gern, wie wenn ich gestorben wäre. Man hielt diesen kränklichen Zustand für eine Folge des zu langen Stillens. Mein Mann erklärte sich mit einer Art von Haß gegen die Erziehung der Mütter, denen er alles Elend zuschrieb, was jemals über die Menschheit gekommen wäre. Er ließ mich rauh an, wenn ich ihm auch noch so glimpflich widersprach, und behauptete: Frauen bildeten nur unglückliche oder weibische Männer. Dann schwur er hoch und theuer, daß, sobald unser Heinrich laufen würde, er in fremde Hände müsse. Wie ich seinen Vater kannte, so war er Mann genug, Wort zu halten um jeden Preis! Sie werden mir glauben, meine liebe Helene, daß mir das Herz im Busen wankte, so oft der kräftige Kleine einen Versuch machte, zu stehen. —

„Ich suchte die Ansicht des Magisters hierüber aus-

zuforſchen. Es iſt wahr, ſagte er mit der ihm eigenen Gelindigkeit, daß die Zärtlichkeit der Mütter oftmals verderblich wird, wenn gleich Dein Mann, liebe Tochter, nach ſeiner Weiſe jene Behauptung auf die Spitze ſtellt. Die Natur hat ihr zarteſtes Pfand der Weichheit Deines Geſchlechts anvertraut; aber nicht für lange! Der Knabe bedarf Kraft, um ſich im Sinne zur Freiheit zu entwickeln, und jede Aengſtlichkeit, die ihn umſchlingt, ſchmäht ihn im Gebrauch ſeiner Glieder, in der Uebung ſeiner Kräfte. Da denkt wohl eine treue, mütterliche Seele, das Kind werde fallen, wenn ihre Sorgfalt es nicht halte, aber — mit Mutterarmen leitet Er! — Aus dem Waiſenthum iſt nicht ſelten ein Segen für die Menſchheit, mancher helle Kopf, mancher Treffliche hervorgegangen. Sey alſo nicht bange um den Vorſatz Deines Mannes, ſelbſt wenn er ihn halten ſollte! Henri iſt ein ſchwerer Hypochondriſt, und Dieſe hängen an Alles, was ihnen angehört, das Gewicht der Qual. Heiterkeit aber iſt der Aether des Kindes! die Lebensluft für künftige Männer. Und ſo iſt allerdings eine trübſinnige Mutter von ſchädlichem Einfluß, weil ſie eine lebenslängliche Verdunkelung in die Tage eines Mannes miſchen kann, der mit klarem Selbſtbewußtſeyn handeln ſoll. — Alſo gutes Muthes, Genofeva! ſey doch ein wenig

froh — und dabei streichelte er mir die Wangen, über welche stille Thränen rannen. Diese Rede war von der tiefsten Wirkung auf mich gewesen. —

„An einem frühjährlichen Tage, als ich auf den Genuß der frischen Luft für mein Kind bedacht war, wobei ich es doch nie verließ — fiel mir ein, welch eine Freude der kleine Heinrich haben würde, den schon ein Eichkätzchen, das er gestern sah, so lebhaft ergötzte, wenn er sähe, wie das Wild im Thiergarten von Haynburg lustig herumspränge. Die Wärterinn ging jauchzend auf diese Idee ein, und fuhr rüstig das schlafende Kind hinter mir her. Der Frühling wehete mich an, und ein leises Gedenken der Vergangenheit schlich durch meine Seele. So war ich, ohne auf den Weg zu merken, beinahe an dem Gehäge. Jetzt blickte ich auf, die Fenster in dem alten Jagdschloß waren geöffnet, und blitzten in der Sonne. Ein Schauder überfiel mich, es war mir, als ob ich die verschlossene Luft einathmen müßte. — Mit abgewendeten Augen sah ich einen Stahl blinken, und erschrak, als ich einen Mann mit einem blanken Messer dicht vor mir sah. Es war jedoch mein alter, guter Freund, der Waldhüter. In dem freundlichen Grinsen seines Grußes war ein Zug von Mitleid, ich mochte ihm bleich genug vorkommen. So findet sich doch endlich Alles wieder

ein, sagte er; die fremde Herrschaft kommt auch wieder in diesen Tagen — die alten Zimmer werden schon gelüftet, und ich habe Ordre, das dürre Gezweige zu beschneiden, auf daß die Aussicht frei ist. — Ich starrte ihn an, tödtlich erschrocken. Die junge Dame, fuhr er nachdrücklich fort, da er vielleicht glaubte, ich hätte ihn nicht verstanden, für die ich damals den hölzernen Lehnsessel flechten mußte, daß sie es bequem hätte. Ja — sie war den Winter darauf eine hohe Standesperson geworden — die beste Stütze ist ihr zeitig gebrochen. Sie ist nun auch schon Wittwe, das schöne, junge Blut! —

„Es war mir, als hätte der Waldhüter mit dieser Nachricht sein Messer in meinem Herzen umgewendet. Wittwe! stammelte ich ohne Fassung. Aber ich war Frau — und Henri — ein Mann von Ehre und der meine! Was hatte ich denn zu fürchten? — Jedoch hatte ich den Rest meiner Ruhe in dem Kinderwägelchen nach Haynburg zu Grabe gefahren.

„Plötzlich besann ich mich, daß Henri seit einiger Zeit auffallend zerstreut wäre, und wenn ich recht gesehen, so war der Mann, mit dem er jüngst sich so angelegentlich unterredet, der Schloßverwalter von Haynburg. Nichts combinirt so fein, wie die Angst der Liebe. Es war mir bald gewiß, daß Henri von

dem in Kenntniß war, was ich eben erfahren, und daß die zu erwartende Nähe ihn nicht ruhig ließ. Ich schwieg tief gegen ihn, und nahm mir vor, still und würdig zu beharren.

„Helene!" fuhr Frau Simonis fort, und ihr gealterter Blick verrieth erloschenen Affect, „erlassen Sie es mir, Ihnen mein damaliges Leiden aufzufrischen, nachdem tausend Thränen es verwischt haben! Nur andeuten kann ich es. — Haben Sie wohl von einem schlagartigen Anfall gehört, wo das halbe Wort im Munde dessen erstirbt, den ein Moment entseelt? und — wie lange dieser Scheintod auch anhält — der, den er traf, nur mit der letzten Sylbe zu sich kommt, um zu vollenden, was er sagen wollen, als wäre sein Gedankengang von dem Schlagfluß nicht unterbrochen gewesen? So Helene war der Zustand meines Mannes. Vier Jahre, die Verheirathung mit mir, unser holdes, liebes Kind! alles dies schlief dumpf in seinem Geiste; sein Leben aber, von einer Hoffnungslosigkeit berührt, unter der es erstarrt war, ruhte in jener furchtbaren Leidenschaft und regte sich wieder, da ihr Gegenstand sich näherte. Sein Benehmen bis in die kleinsten Züge erinnerte mich an ein schreckliches Einst, der Ton seiner Stimme sogar, gespannt, furchtsam, unsicher — ach! die leisesten Bebungen zittern ja im

Herzen der Liebe nach — rief mir Stunden zurück, die ich in seinen Armen vergessen hatte.

„Als ich einstmals im Mondschein bei uns im Garten auf und nieder ging und still vor mich hin weinte — ich hatte Henri seit vielen Tagen nicht mehr gesehen — springt ein Mensch über die Mauer. Ich fürchte, es sey ein Strauchdieb, und will entfliehen; da hält mich der ehrliche Waldhüter athemlos am Rock, etwas Weißes hält er in seiner Hand. Sie haben mir und meinen Kindern Gutes gethan, sagt er treuherzig, wenn Sie mir es nun auch übel nehmen, ich muß doch thun, was ich nicht lassen kann. Hier ist ein Brief, den ich zwischen dem Gestein gefunden, wo sonst die kleinen Blumensträußer lagen —; ich bringe ihn vor die rechte Schmiede! — Die Frau Gräfinn ist noch stolzer in ihrem Gram als sonst, und sieht sich nicht nach den Rosen um, die da blühen wie gemalt, geschweige nach einem Blatte, das ein fremder Mensch geschrieben. Das wäre ihr gemüthlich, Briefe von der Mauer zu lesen! Der gnädige Herr — nun ich weiche ihm aus, wo ich weiß und kann — — Wie ein fernes Sausen vernahm ich nur, daß jener Mann sich morgen um die nämliche Stunde Verhaltungs-Befehle holen wolle. —

„Das Blatt bebte wie Espenlaub in meiner Hand, ich erbrach und las es mit irrenden Blicken. Es sollte nach der wahrscheinlichen Absicht meines Mannes nur ein Ausdruck der Verehrung seyn; aber ein glühender Hauch athmete aus jeder Silbe, und das Opfer, mein armes Herz, brannte schmerzlich. Henri trug der verwittweten Frau die Freundschaft eines Mannes von entschlossenem Willen an, sein Leben ihrem Dienst zu weihen; mit welcher Theilnahme äußerte er sich über ihre beiden Kinderchen, die keinen Vater hätten! ach, hatte mein Kind, *seines*! je einen Vater gehabt? Er bat die Gräfinn um ein Zeichen der Genehmigung, daß er sich ihr nähern dürfe. — Jeder Buchstabe dieses Briefes schien mir tödtlich. Es war jedoch nur der Anfang. Der Waldhüter brachte mir wieder und wieder ein Schreiben, in gesteigerter Sprache abgefaßt; wenn jene Frau, die sich selbst bedeutend zu ehren schien, je solch ein Blatt zu Gesicht bekommen hätte, sie mochte den, der es geschrieben, nun für strafbar, oder von Sinnen halten, ohnfehlbar würde sie ihn mit stolzer Strenge abgewiesen haben. Dies aber ertrüge Henri nicht! darauf kannte ich ihn. — Ich zitterte, daß dies leicht möglich wäre.

„Helene! lassen Sie es Sich zur Warnung seyn! was uns von der Wahrheit verlockt, das ist der Schlan-

genknoten, der sich aus trüglicher Furcht und falschem Schein zusammenwindet. Bald wollte ich mich an den Edelmuth der Gräfinn schriftlich wenden, bald auf jede Gefahr hin mit meinem Manne sprechen. Endlich gerieth ich auf den unglücklichen Gedanken, ihm im Geist der Gräfinn zu antworten, wie ich es thun würde, wenn ich an ihrer Stelle wäre. — Henri hatte nie eine Zeile von mir gesehen. So lehnte ich mit bebender Hand jede Annäherung ab, die ich niemals weder annehmen könnte, noch würde. Die Ruhe einer ihm fremden Person bedürfe keines Schutzes, als den: dieser Geborgenheit, für deren sichere Stille ich seine Achtung anspreche. Dabei deutete ich Pflichten an, die ihn heilig bänden; ein freundlicher Sinn, den — so meinte ich — die Liebe auch in ihrer Entartung noch verdiene, dürfe hindurchblicken; es war aber das verrätherische Herz, das nur in fremder Gestalt die Sprache des Mitleids angenommen hatte. Wehe mir! Henri, der Verblendete! sah mit bewaffnetem Auge jedes Pünktchen für eine Welt an, welche Raum gäbe seinen Wünschen, seiner grenzenlosen Leidenschaft. — Warum bedachte ich mich nicht, daß solch ein Gefühl nicht gebannt werden kann? daß mein Mann in immer kühneren Schritten vordringen würde über alle Schranken? warum verschloß ich meinen Blick vor dem Abgrund,

in den ich ihn und mich stürzen müßte, wenn ich die Feder solcher Weise führte? — Der nächste Brief, den mir der Waldhüter brachte, zeigte schon ein angeknüpftes Verhältniß, und die unverschleierte Leidenschaft meines Mannes in voller Gluth. Er schilderte mich — was ich dabei empfunden; wie wäre es zu schildern? — mit welcher Hingebung ich ihn von frühester Kindheit an geliebt und vor Schaden zu schützen gesucht habe, wogegen stets ein Sträuben in seiner Seele gewesen sey. Er wisse sich in einer unabtragbaren Schuld gegen mich, und dies mache ihm meine Liebe unerträglich, weil das Gefühl sich nicht zwingen lasse, und wo Gegenseitigkeit fehle, es der Freiheit unwillkürlich zu nahe trete. Deshalb habe er mir auch nur widerstrebend seine Hand gereicht, und sogar in den Honigstunden seiner Ehe ein bitteres Moment empfunden. Er flehete die Gräfinn an, daß ihre Güte es ihm möglich mache, gegen mich und sein Kind gerecht zu seyn; außerdem er ans Aeußerste kommen könnte, das verhaßte Hinderniß eines Glückes los zu werden, das zur Nothwendigkeit für ihn geworden sey.

„Dieser Brief zerriß mein Herz in seinen feinsten Fasern. Der innigste Zusammenhang zwischen uns — wenn er je Statt gefunden — war somit aufgelöst. Und warum hatte Henri mich doch zur Frau genom-

men? Er hielt mich für gut — er hatte mich erkannt, geliebt — wenn dies unwahr wäre, gab es nie eine Wahrheit mehr. Nur ein unseliger Wahn hatte mir ihn entzogen. Doch selbst die Aufrichtigkeit, womit er sich strafbar bekannte, erinnerte noch an den Adel dieser verstörten Natur, und — sogar in dem Haß seiner Aeußerungen sah ich nur eine verkannte Liebe. Das festeste Band, das es auf Erden giebt, das zarteste ist der Glaube an das Gute im Menschen; dies hält Gott!

„In welche Schlinge hatte ich mich ängstlich verfangen! warum überließ ich meinen Mann nicht der verdienten Demüthigung? keiner Silbe hätte ich ihn würdigen sollen. Vielleicht hätte die schnöde Kürze, womit er behandelt worden wäre, ihn geheilt. Aber es war sein Weib, welches sich sein annahm, und einer Fremden die liebende Seele leihen wollte, auf daß er sich und mich nicht Preis gäbe! — Vergebens ließ ich ihm die beleidigte Würde der Tugend empfinden; vergebens machte ich ihn aufmerksam auf die heiligen Rechte, die er verletze; eine schweigende Abweisung hätte dies deutlicher gethan. Stumm, fühllos wie der Stein, den er zum Träger seiner Briefe erkiesen, mußte ich ihn zwingen, sie zurückzunehmen, wenn sie nicht verächtlich ein Spiel der Winde werden sollten. Alles, was meine schwache Hand zur

Abwehr that, war kein Damm gegen den Sturz der Gedanken, womit er an mein Herz zu dringen suchte; unwissend, an Wessen Herz! — Er schrieb der Gräfinn: daß, wenn ihn zuvor ihre hohe, herrliche Gestalt, die hinreißende Geberde zu ihren Füßen gezogen, ihn nun die Seele, die er kennen gelernt, auf ewig an sie bände. — Kein Wort darüber, meine Freundinn, was ich unter diesem Briefwechsel gelitten, der mir gleichsam aufgedrungen worden war; jede Thräne, die an dem Blatte niedergleitete, worin ich ihn zu besänftigen suchte, war nur Oel ins Feuer! — Er beklagte sich, daß er die Gräfinn nicht täglich mehr, wie sonst, im Thiergarten sähe, und dann nie allein; mit heißen Bitten strebte er, meine Härte zu schmelzen, womit ich ihm jeden Schritt persönlicher Zudringlichkeit untersagt hatte, unter der Drohung, daß ihre unverzügliche Abreise von Haynburg die Folge davon seyn würde. Ein Augenblick aber konnte den gefürchteten Schritt veranlassen — was dann? O Helene! welche Angst stand ich aus! und dazu der stille Jammer, daß doch nun all mein Vertrauen verloren wäre für immer! — Was ist Liebe ohne Vertrauen? das tiefste Mitleid! —

„Mein Großoheim, der seit Jahren nur noch vegetirte, war während dieser letztern Zeit so schwach geworden, daß es sich sichtlich zum Ende mit ihm neigte.

Es gereichte mir zu schmerzlichem Trost, den guten Greis mit eigener Hand zu pflegen und zu warten, und ihm den Dank meines gebrochenen Herzens zu bezahlen. Diese Pflicht hielt mich noch aufrecht. Wenn aber dieser schwache Docht nun vollends sinken würde — — vor meinen Augen ward es dunkel, so oft ich daran dachte. Da der Großoheim kein Geräusch vertragen konnte, so sendete ich den kleinen muntern Heinrich in das Pfarrhaus, wo die sorgsame Cordel ihn in Aufsicht nahm. Dann war es still im Forsthause, wie im Grabe! nur der Holzwurm pickte in dem alten, morschen Bettgestell, darin der Greis träumerisch-schwer athmete. In jener dumpfen Gleichgültigkeit, die nur in der Nähe des Todes zu finden ist, die auch das Liebste nicht mehr verlangt, saß ich an seiner Seite. Wie oft schlich der kalte Wunsch zu mir heran, daß ich mit ihm stürbe! wie wohl wäre mir! — Einst fragte der Großoheim mich, ob Jemand im Dorf gestorben sey? er höre die Glocken gehen. Ich verneinte. Er sah mich an — diesen Zug des Erbarmens in seiner sterbenden Miene — nie habe ich ihn vergessen. Du bist so blaß, mein Kind! sagte er, *stirb nicht!* Wie eine väterliche Bitte klang dies Wort, das mich tief bewegte, so daß ich meinen Thränen freien Lauf ließ. — Wie heißt doch Dein Trautext? fragte er; ich kann mich nicht mehr

entsinnen. — O Gott! fürchte Dich nicht, ich bin mit Dir! stammelte ich weinend. Siehst Du wohl? sagte er mit einem öden Lächeln, und schlummerte wieder ein. Jene Erinnerung that mir Noth; ich fühlte, daß ich meinen Zustand länger nicht aushalten könne. Immer war es mir, als wiche der Boden unter meinen Füßen, dann streckte ich den Arm wie nach einer unsichtbaren Hülfe aus. In seinem letzteren Briefe hatte mein Mann geäußert, daß seine häuslichen Verhältnisse sich nun bald umgestalten würden; dann müsse Alles sich ändern. Ein Weib von solcher Langmuth müsse einen Mann zur Verzweiflung bringen, und lieber wolle er der Schatten einer Frau seyn, die ihm die Sonne ihrer Gunst zuwende, wenn er es durch wandellose Treue verdiene, als an ein Wesen sich gekettet wissen, das ihm beständig ein vernichtendes Gefühl aufdränge. — Wie er aber dieser drückenden Ketten sich entledigen solle, dies sey ihm noch nicht klar. —

„Ich fühlte, daß Henri im Wahnsinn der Leidenschaft an mir zum Mörder werden könne, und daß ich bei längerem Ausharren seine Schuld auf mein Gewissen lüde. Ich mußte ihn verlassen auf eine Zeit lang, bis mein Unglück vorüber gegangen, bis er zu sich gekommen wäre; dies stand fest! aber wohin? Als ich einst so in die finstere Ferne starrte,

schwebte ein Garten vor mir —; ich dachte, der Himmel sey es, der mich tröste, und seine Palmen würden mich nun bald aufnehmen. Wie leise, wie vorbildlich nähert Gott uns seine verborgenen Absichten!

„Der Magister besuchte den Großoheim, den er zwischen Traum und Wachen fand. Auf einmal fragte der Greis: giebt es denn ein Buch: „die Thaten der Engel?" Der Magister warf einen gerührten Blick auf mich und sprach: so viel ich weiß, ruht es in der Hand des Allwissenden! Was hat ein guter Engel denn zu thun auf Erden? fragte er wieder, und mir däuchte, es wäre die Ironie eines Sterbenden. Aber mein geistlicher Freund erwiederte sehr ernst: ungesehen schwebt er um die Menschen, ergreift am Rande eines Abgrunds, und verschwindet! — Diese Antwort war ein Lichtstrahl, der in meine Seele fiel.

„An dem Nachmittage, welcher der Katastrophe meiner Geschichte voranging, trat ich, taumelnd vor Schwäche, aus dem Krankenzimmer, weil ich starke Schritte über den Vorsaal hin gehen hörte. Henri stand vor mir, ein Gewehr in seiner Hand; ich erschrak vor seinem Anblick und weiß nicht, welche verstörende Vorstellung mich ergriff. Verweile noch einen Augenblick, sagte ich, indem ich ihn, meiner selbst nicht mächtig, umfaßte; der Großoheim hat schon am

Morgen nach Dir verlangt —; es wird nicht lange mehr mit ihm dauern.

„Was klammerst Du Dich an mich an? fragte er, und drängte mich mit sichtbarem Abschen von sich.

„Anklammern! wiederholte ich; die Wahl dieses Ausdrucks, der mich an etwas Unglückseliges erinnerte, konnte nicht verhängnißvoller seyn. Vor einiger Zeit hatte ich gelesen, wie einst im Sturm auf dem Meere ein Schiff gerettet werden soll, dadurch, daß man einen Unschuldigen über Bord wirft. Er kämpft um sein Leben — eine Welle wirft ihn zurück in die Nähe des Schiffes, er klammert sich an — da hauen die Unmenschen — — still, still, meine Helene! diese grausenvolle Erinnerung enthielt Wahrheit für mich. Der Sturm, darin ich mich anzuklammern strebte, war in mir, die Wellen meines Herzens tobten, und mein Blut färbte dies Bild meines Schicksals. — Gott! der Du barmherzig bist, erhalte mir nur meinen Verstand! dachte ich, die Menschen sind Ungeheuer — jetzt galt es nur noch, mich selbst zu retten. —

„Mit wankenden Knieen ging ich den trautesten Weg, um mit dem Magister zu sprechen. In welch ein friedsames Eden schritt ich ein! im Pfarrgärtchen saß mein süßes, kleines Kind, und spielte jauchzend mit Blumen. Die gute Cordel, welche es in nächster

Obhut hatte, saß dicht daneben, und steppte emsig einen schwarzen Fallbund von altem seidenem Zeug. Sie sagte, nur halb aufblickend: es hat Eile mit dieser Arbeit, denn Heinrich läuft schon recht hübsch! — Es überlief mich eiskalt; denn nur bis dahin war mir mein Kind vergönnt; so war ich denn am Ziele! — Jetzt bemerkte Cordel meine Todesblässe und äußerte: es wäre die höchste Zeit, daß der alte Herr zur Ruhe käme, weil ich sonst ohnfehlbar zu Grunde gehen würde, man sähe es mir an, wie erschöpft ich sey. Darauf bat sie mich in ihrer fürsorglichen Gütigkeit, mir ein Schlückchen Johannisbeerwein und einen Bissen Brodes holen zu dürfen zur Stärkung. Und als sie nun ein kleines Kelchglas voll brachte — ach, sie wußte es nicht, die theure, liebe Seele! welchen Kelch ich tränke — da stärkte ich mich zum Gedächtniß dieser Stunde und jener unvergeßlichen Liebe.

„Auf meine Frage, ob ich den Magister allein oben träfe, wies seine Schwester mich hinauf. Er war aber ohne ihr Wissen ausgegangen. Noch einmal betrat ich seine Studirstube, diesen geheiligten Raum, worin stiller Friede mich anwehete! noch einmal faßte ich ein unscheinbares Crucifix über seinem Pulte, und seine Bücher, die Reihen seiner todten Freunde, in mein thränenloses Auge; der kleinste Gegenstand nahm eine strahlende Größe an. Ein classischer Au-

tor lag aufgeschlagen und mein Blick traf die stark-unterstrichene Stelle: Cato weiß einen Ausweg — diese Anspielung auf seinen freiwilligen Tod erleuchtete mich, und ich nahm sie für ein Zeichen.

„Der hat die größte Liebe, der das Leben lässet für seine Freunde! rief es in mir. Mein Leben aber war Gottes! doch absterben dieser verrätherischen Welt —; dies durfte ich. Nur ein flüchtiger Seufzer tiefer Angst war mein Gebet zu diesem Vorsatz. Ich schlich nach Hause. Im Flur versteckt, stand der Waldhüter, und harrte mein. Er vertraute mir: die gnädige Gräfinn wolle meinen Mann sprechen. Sie sey unpäßlich gewesen und deshalb nicht ins Freie gekommen; heute habe sie ihn herbeigewinkt (den Waldhüter nämlich), um ihm diesen Befehl zu geben. Ich hieß ihn warten, und schrieb — in Gottes Namen denn! und in meinem — einen Brief an Henri, worin ich ihm Alles offenbarte, nur nicht, welche fremde Hand sich in dies Geheimniß gedrängt habe. Unser Kind empfahl ich ihm; an mich solle er wie an eine Gestorbene denken. — Nun war ich fertig. Den Mann, dessen rohe Ehrlichkeit so viel zu meinem Unglück beigetragen, ertheilte ich ein reichliches Geschenk.

„Schon vor längerer Zeit war mir vom Großoheim ein Päckchen Geldpapiere eingehändiget worden, die

er eigens für mich zurückgelegt hätte, und welches — wie er ausdrücklich sagte — mir allein bestimmt sey. — Ich kannte den Inhalt dieser Gabe nicht, die ich jetzt mit einigem Nöthigen zusammen packte, Viel meinte ich nicht mehr zu bedürfen. Nur ein Kinderhäubchen — ein Röckchen von meinem Heinrich, noch lauwarm vom Schlaf —; dies schnürte ich mit ein — und der Krampf des stärksten aller Gefühle zog mir das Herz zusammen. Der alte Bediente wachte bei dem Großoheim; er bat mich, da der Kranke sanft schlummere, doch ein Stündchen der Ruhe zu pflegen. Meine Pulse schlugen fieberisch, das Herz in meiner Brust wollte mir zerspringen. Da öffnet sich die Thüre, allmählich, leise — und mit waghaften Schritten taumelt mein Kindlein auf mich zu, den Fallbund, den die Cordel nähte, auf den blonden Löckchen. Draußen lauschte mit vorgestrecktem Arm eine engelschöne Frau herein, wie wenn es die Mutter wäre, welche lächelnd sähe, wie das erste Alleingehen ablaufen werde. Ein Himmelsblick wachte in diesem Lächeln! so würde die göttliche Vorsehung sterblichen Augen erscheinen. Von seiner kleinen Heldenthat vor Freude glühend, legte Heinrich ein Sträußchen Vergißmeinnicht in meinen Schooß, entzückt wollte ich ihn an mich drücken — da erwachte ich! es war ein Traum gewesen, aber ein lieblicher, tröstender

Traum! Der Morgen graute schon, fröstelnd schlich ich zu dem Großoheim, ich beugte mich über ihn; sein Odem säuselte nicht mehr, eine kalte Thräne stand auf der verkühlten Wange, wie zum Abschied für mich geweint; ich drückte ihm die Augen zu, und nahm die Beruhigung mit mir, daß sein Leben nun ausgeflossen wäre, und fortan durch nichts verbittert werden könnte. — Den Wächter, der noch fest schlief, mochte ich nicht wecken.

„In der Kleidung einer Bäuerinn, die mir zur Hand war, entkam ich. Die Angst leiht Flügel! wie ein gejagtes Reh mit dem tödtlichen Pfeil im Busen lief ich, so weit mich meine Füße trugen. Der Thau, den ich abstreifte, die Lerche über meinem Haupte, das Morgenläuten in den Dörfern, die blumige Weide der Heerden, Menschen, welche ruhig zur Feldarbeit gingen: dies Alles gehörte einer mir fremden Welt an. Ein luftfarbener Schatten schwebte neben mir her, und das Heimweh nach jenen Bergen, von denen uns Hülfe kommt, trieb mich rastlos von hinnen. Die Nacht schlief ich ein wenig zwischen Garben, die sich schützend über mir zusammen neigten. Das reifende Korn sättigte mich durch seinen Geruch, und ein Krug, den ein milder Zufall in meinen Weg gestellt hatte, enthielt noch einen Labetrunk für meinen Durst. —

„Mit dem Frühroth raffte ich den Rest meiner Kräfte auf; aber es ging merklich schwächer, als gestern. Langsam schritt ich vorwärts, und öfters mußte ich ausruhen. Endlich — endlich sah ich Wartenstein aufdämmern, ein kleiner Hirt nannte mir den ersehnten Ort. Dies war der Garten, der mir vorgeschwebt! — Ach, ich zweifelte, daß ich ihn erreichen würde; ein paar mal schon hatten die Füße mir ihren Dienst versagt. Jetzt befand ich mich am Eingang, doch zugleich der Ohnmacht nahe; nur wenige Schritte noch, unter schwindenden Gedanken — da nickte die schönste Rosenflur in der Abendsonne, ein grünes Dunkel wölbte sich wie Palmen um mich her. Mir ward so kühl! Duft strömte über mich aus — ich empfand nur ein leises Vergehen meiner Sinne, und mein letztes Denken war: daß ich im Himmel wäre. Wenn der Tod jenem Zustand ähnelt, so ist er die süßeste Wohlthat einer müden Seele."

Helene weinte heftig und drückte ihrer alten Freundinn stumm die Hand. Diese fuhr nach einer erholenden Pause fort: „so, in tiefer Bewußtlosigkeit, hatte mich der Gärtner gefunden; ich weiß nicht, ob ich schon erwähnt, daß seine Frau meine Amme gewesen; in deren treue Arme wollte ich mich flüchten. Der Sturm, der mich wie ein abgerissenes Blatt hinweggeweht vom mütterlichen Boden, warf mich an

ihre Bruſt. Dort war ich wohl aufgehoben während einer Krankheit, in der ich zwiſchen Leben und Sterben ſchwebte. Die tödtliche Schwäche, welche nachblieb, hielt lange an; denn als meine Pflegerinn mich zum erſtenmale in die Luft führte, war der Garten wie verwandelt; keine Roſe blühte mehr, das Laub fing an, ſich zu färben, und der Wind, der über die Stoppeln ging, wühlte in vollen Aſtern.

Die ganze furchtbare Gewalt der Empfindung war in mir gebrochen, mein Gedächtniß hatte gelitten, wehe mir, daß ich ſagen muß, zu meinem Glück! — Nur langſam ward ich mir deſſen bewußt, was mit mir vorgegangen; es ging mich jedoch nichts mehr an. In ſtrenger Abgeſchiedenheit wollte ich mein Daſeyn beſchließen, und nur in einem zu Gott erhobenen Herzen leben. — Der Gärtner, ein in ſeiner Art tiefſinniger Mann, hatte meinetwegen mit dem verſtorbenen Gutsherrn geredet; in wie weit er ihm die Wahrheit anvertraut, habe ich nicht erörtert wiſſen mögen; genug, der würdige Edelmann ließ mir dieſe Wohnung anbieten, und mich ſeines Schutzes verſichern. Er ehrte meine Zurückgezogenheit mit einer gewiſſen ritterlichen Achtung, die mich ahnen ließ, er kenne meinen Stand. — Der Gärtner hatte mir den Namen ertheilt, den ich jetzt noch führe, und mich für ſeine Verwandtinn ausgegeben, was ich mir ſo

willenlos gefallen ließ, als damals, wo man mich Genofeva nannte. Das Leben überhaupt kam mir als ein tragiſches Puppenſpiel vor, darin ich mich bloß leidend verhielte; mein einziger und höchſter Troſt war, daß Gott die Schickſale der Menſchen lenkt, und daß einſt ſich Alles auflöſen werde. —

„Der Gärtner nebſt ſeiner Frau verſah mich mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt. Was dieſe biedern Leutchen an mir gethan, dies möge ihnen ewig vergolten werden! Das kleine Geld-Depot vom Großoheim, das der Gärtner mir auf Zinſen angelegt, reichte völlig für mein geringes Bedürfniß aus. Noch ehe der Winter einbrach, unternahm ſeine Frau mir zu Liebe eine Reiſe, um Erkundigungen von den Meinigen einzuziehen. Sie hatte es mit vieler Umſicht gethan. Ob ſie mir jedoch Alles, was ſie erfahren, mitgetheilt haben mag, etwa fürchtend, ob ich es ertrüge, auch dies muß ich dahin geſtellt ſeyn laſſen. Henri war fort in alle Welt. In der ganzen Gegend glaubte man, ich hätte mir das Leben genommen. Daß der Magiſter dies nicht von mir glaubte, dies wußte ich zuverläſſig, auch wenn ich ihm kein Zeichen hinterlaſſen hätte, wie ich es gethan, daß er um mich ruhig ſeyn dürfte. — Die Gräfinn in Haynburg hatte mein Kind zu ſich genommen, und war auch hinweggezogen in ein fremdes Land, bald

nach meiner Flucht. Mein Kind, aufgenommen von der Gräfinn, die ihm seine Mutter geraubt: dies verrieth doch eine geheimnißvolle Beziehung zwischen ihr und meinem Mann! ich war unbewußt nur das Organ gewesen und das Opfer geworden. — Und so erzog den Grundsätzen zuwider, womit er mich so oft geängstet hatte, seinen Knaben dennoch eine Frau; eine Wittwe sogar! — Wie vielen Stoff zum Denken hatte ich nunmehr! so daß meine Gedanken sich manchmal verwirrten. Ein paar Jahre darauf reis'te der Gärtner in derselben Absicht in die Nähe von Wäldchen, und die Nachrichten, die er von dort mitbrachte, lauteten anders. Die gute Cordel war nun auch nicht mehr, und mein Heinrich wäre am Frieſel gestorben, zugleich mit einem Kinde der Gräfinn. Der liebe, kleine Engel! nun war er es wirklich. Wer das Leben so kennen gelernt, dem ist der Tod nicht mehr beweinenswerth. Ich gönnte meinem einziglieben Kinde, das ohne die mindeste Bosheit gewesen, voll Freude und holder Gutmüthigkeit den frühen Himmel, und sehnte mich ihm nach. Die Guten sterben zuerst — dachte ich mit einem Dichter, der mir vorzugsweise lieb ist —: Wir sterben Alle, und nicht nur Wir, sondern das, was Jeder liebt und schätzt, in seinem eigenen Winkelchen auf Erden stirbt mit ihm,

oder ändert sich — — und dennoch schlich ich, ach, wie oft! zu dem kleinen Röckchen hin, um den lebensfrischen Schlaf meines Kinder zu athmen, das nun todt war. Es dauert lange, liebe Helene, um die tiefsten Wunden auszubluten; aber endlich kommt es doch zum Heil. Die Natur, zu der jeder Leidende in ein innigeres Verhältniß tritt, hat auch einen lindernden Balsam, und war mir wie eine liebe Freundinn, die durch ihr sanftes Walten aufmerksam macht auf eine höhere Ordnung der Dinge. Du aber, der Du ewig liebst! machst gut, was wir verwirren — sagte ich mir selbst, wenn ich den leisen Faden meiner Tage mit einer stillen Thräne benetzte. Einer letztwilligen Bestimmung zufolge kamen mir die Bücher des Magisters nach seinem Ableben unter fremdem Namen zu, und meine kleine Bibliothek, die ich nach und nach vermehrte, bewahrt mir seinen Geist und seine Lehren. Nicht zu zählen sind sie, die Stunden der Herzenserhebung, die ich ihnen verdanke! — Wie im Fluge rollten die Jahre in all ihrer Einförmigkeit dahin; das bleierne Gewicht der Zeit hört auf, sobald wir uns zu erheben wissen. Vom Geräusch der Welt wie durch eine Kluft geschieden, von den Verwickelungen der Menschen weit entfernt, ging ich einsam meine stille Bahn. Ich beschäftigte mich geistig; ich habe viel gedacht — das

Nachdenken über uns selbst, meine junge Freundinn, wird keineswegs in höheren Jahren erschöpft. Wenn von meinen schriftlichen Aufsätzen nur hie und da ein Gedanke einem Wesen zu Gute kommt, so habe ich nicht vergebens gelebt — und wenn diese Erzählung, in der ich ein verschlossenes Gefäß voll bitterer Leiden entsiegelt habe, Ihnen zum Trost gereicht, so sind meine Thränen nicht umsonst geflossen."

Helene schmiegte sich voll Wehmuth an die Brust der Frau Simonis, und verbarg ihr Angesicht an diesem verborgenen Altar.

Jene schlang ihren Arm um den schlanken Hals des Mädchens, zog es innigst an sich, und sprach: „noch einmal fühlte ich mich dem Interesse des Lebens verknüpft, in Ihnen, liebstes Kind! Tausendmal hätte ich gewünscht, Sie möchten meine Tochter seyn, wenn dies nicht ein Unrecht gewesen wäre gegen die besten Eltern. Aber mitzuwirken für Ihr Glück, dies konnte ich mir nicht versagen, und einen Einfluß auf Sie dürfte ich mir sichern. Nicht ohne Bekümmerniß bemerkte ich die warme Empfänglichkeit Ihres Gemüths; solchen Boden liebt die Gelegenheit, leidenschaftlichen Schmerz darauf auszusäen. Brennende Seelen sind in steter Gefahr; jede Leidenschaft aber macht elend; ich hoffe, es Ihnen bewiesen zu haben."

Helene bog sich zurück und sprach hocherröthend: „jene Leidenschaft, unter der Sie litten, war aber auch so abnorm — —"

„Jede ist es, jede!" erwiederte Frau Simonis bestimmt, „welche wäre denn keine Abnormität? ein kleines Lob aus des Magisters Munde, das ich Henri vertraulich wiedersagte, ein Hauch voll Luft! mehr war es nicht, was jene verderbliche Flamme in meinem Manne anfachte, wovon ein Funke in eines Jeden Busen schlägt."

Helene antwortete, und ihr Blick fing an zu strahlen: „wie aber soll ich denn ein geliebtes Bild auslöschen, wenn es mir im eigenthümlichen Glanz erscheint? Ist denn die Liebe, dies verklärende Gefühl! der Willkür heimgestellt? Mein Wunsch ist, wenn auch warm, doch rein, daß derjenige mir zu Theil würde, den ich nun einmal mit der tiefsten Achtung als den Mann erkenne, den einzigen auf Erden, den ich lieben kann! ich fühle, wie Gottes Ordnung, ihm meinen Willen unterzuordnen, nur in solcher Liebe beruht. Läßt diese Ueberzeugung sich aufheben, sobald ein Hinderniß eintritt, oder soll der eitle Prunk der Entsagung mir Ersatz dafür seyn?"

„Helene!" entgegnete Frau Simonis mit besänftigender Stimme: „wir verstehen uns wohl nicht ganz?

auch in mir ist der Gedanke begründet, daß es feste, treue Seelen giebt, deren Liebe ein Tempel der Nothwendigkeit ist. Der innere Himmel kann demnach bestehen, auch unter dem Verfall unserer Plane, auch neben dem häuslichen Glück, was auf unsere zertrümmerten Hoffnungen gebaut wird. Die Liebe ist frei! sobald wir sie in dieses Heiligthum retten. Wenn wir Gott verehren, so glauben wir auch, daß er unser Bestes will. Dies allein giebt Ruhe! und wo Ruhe ist, ist auch Segen. Es beruht ein keuscher Stolz unseres Geschlechts darauf, daß wir auch den heißesten, den liebsten Wunsch in jene Hand niederlegen, die erhaben ist über allen Vorwurf. — Entsagung ist ein Wort, das ich ebenfalls nicht leiden mag, und womit die Eitelkeit nur ihr verstecktes Spiel treibt. — Die Liebe, wenn sie wahrhaft ist, schweigt. — Wer entsagt, brüstet sich, um wahrgenommen zu werden. Aber einer edlen Täuschung unterliegen wir leicht Alle. Wir trauen uns die Kraft zu, den Mann, den wir lieben, beglücken zu können wie keine Andere. Je inniger wir ihm angehören, desto unglücklicher fühlen wir uns, wenn diese Wirksamkeit sich als schwach zeigt. Wir kennen uns selbst nicht genug in unserer Schwäche, und nur der Alliebende weiß, was uns frommt. Einst werden wir erkennen, wie so öfters ein schein-

bar Unglück unſer beſtes Glück war — — Darum Muth, meine beſte Helene!"

Helene küßte den Mund ihrer alten Freundinn mit heißen Lippen, und ein Strahl von Ruhe floß in ihre Seele.

Helene.

Den 6. Juni.

Der Vater iſt nun fort nach Hamburg. Als er mich in ſeine Arme ſchloß und ich in ſeinem väterlichen Blicke ſah, wie ſchwer der Abſchied ihm werde, wie gern er mich mitnähme, nahm ich mich zuſammen. „Helene, weine nicht!" ſagte mein Vater, obgleich ich keine Thräne fallen ließ; „ſey mein gutes Mädchen! meine wackere Tochter! Ich verlaſſe Dich jetzt, um für das Glück einer Waiſe zu ſorgen, unterdeſſen wird Gott bei meinem Kinde ſeyn. Du biſt bedacht — traue feſt darauf! und ſo lebe wohl!"

Die Mutter hat ſich viel häusliche Geſchäfte vorgenommen, wobei ich ihr helfen ſoll. Sie will zerſtreuen, ich merke es wohl; auch thue ich ganz ſacht

Alles, was die Mutter mir aufträgt; aber das Herz ist mir doch schwer dabei. Wie mit tausend kleinen Ketten zieht mein guter Wille an all meinen Kräften — allein die Seele zieht ihm nach, ihm, ihm! — Die Liebe kennt keine Pflichten, keine Fessel! sie ist leicht wie die Luft, und treu wie ein Schatten. Wenn Liddy dem Baron treu geblieben wäre, wenn die frühere Geliebte mir im Lichte stände, sollte mein Gedanke davor zurückweichen? Nein! nimmermehr! mein Segenswunsch bleibt ihm nahe und wird sein Schutzgeist. Einst kommen wir wieder zusammen — Einst? Wir waren nie getrennt. Manchmal denke ich: die Liebe, die da halten will, was sie verspricht, ist schon nicht Liebe mehr. Das ist ungefähr, wie wenn ich mir die Zusage gäbe, daß ich lebte.

Meine Mutter hat ein vortrefflich häusliches Gedächtniß; sie ist bedachtsam auch auf das Geringste, und doch durchaus nicht kleinlich. Der Anblick dieser musterhaften Ordnung beschränkt den Ausdruck meiner Gefühle; aber es gehört solch eine Ruhe dazu und die Sicherheit des Glückes. Eine Hausfrau seyn für einen ungeliebten Mann, wäre ein leidiges Dienstverhältniß, wobei man nur gleich heut oder morgen seiner Herrschaft aufsagen möchte. — Als wir im Mondschein auf und nieder gingen, sprach ich davon. Die Mutter schwieg vorerst, was

allemal ein Zeichen ihrer Mißbilligung ist, dann sagte sie: „Wenn nur die Wenigen unseres Geschlechts, welche nach Liebe heirathen, ihrer Wirthschaft vorstehen wollten, so würde es wirr durch einander gehen in der Welt; denn, wenn Du, wie ich glaube, leidenschaftliche Liebe darunter verstehst, dann sind die Begünstigten in der Regel am wenigsten geschickt dazu. Und doch ist eben das bescheidene Gefühl erfüllter Pflicht, das manchen vollen, bittern Kelch versüßt! Nichts flößt eine rührendere Achtung ein, als den Mangel eigener Befriedigung über dem Streben zu vergessen, daß Alles zur Genüge Anderer geschehe. Eine Frau, die nur unter beglückenden Bedingungen für das Hauswesen ihres Mannes sorgen wollte, wäre nicht werth, das Weib seines Herzens zu seyn."

Ich schwieg beschämt; die Mutter hatte Recht — wie immer. Aber mildernd sagte sie: „ich weiß wohl, Helene! in Deinen Jahren, wie in der gegenwärtigen Spannung Deiner Gefühle, fällt es dem Stolz der Phantasie schwer, sich auf den Boden der Wirklichkeit herabzulassen; aber zum höheren Gutseyn gehört auch, daß man die Zeit wohl einzutheilen wisse. Nichts hilft über einen idealen Schmerz so sicher hinweg, als gerade Fleiß und Mühe der Häuslichkeit. —" Häuslichkeit! durch Liebe begründet, welch ein

Tempel! die Freuden der Welt fallen dagegen in Trümmern. Wirst Du mir ihn bauen — mein Gott?

Den 7.

Ich war früh auf; im Hause war noch Alles still. Die Nachtigall schläft auch und schlummert nicht. Die Nacht setzt die schönsten Noten für diesen schmelzenden Gesang; singt denn das Vögelchen sich nicht matt? die Sehnsucht haucht in einem Seufzer unendliches Leben aus. —

Ein wahrer Brautmorgen der Natur! Braut! wie kommt dies Wort in meine traurige Feder? entzückend, wenn die Liebe es ausspricht, klingt es wie ein Ehrenglöckchen so hell! einer betrübten Braut ist aber dabei zu Muthe, als wolle man ihres Unglücks spotten, als würde man mit diesem Ton all ihre Freuden zu Grabe läuten. Ein liebend bräutliches Mädchen im Frühling! Was könnte man sich wonnevoller denken? wo Myrthen stehen, da sprießen sie in zarten, jungen Trieben nur für den Kranz einer Glücklichen, ein Blumenteppich dehnt sich überall zum Altar — das Schönste blüht für die Liebe. Der heiße Sommer reift das tägliche Brod. — Einer

kalten Braut aber ist das Herz welk, die frische Lust am Leben ist ihr abgestorben, die Gedanken ziehen davon, wie die Schwalben gegen den Aufgang einer fernen Sonne — und der Frost des Winters malt nur ein undeutliches Blumengewirre, das in Thränen schmilzt.

Dies Alles ist mir jetzt erst klar geworden. Als ich dieses Tagebuch anfing, hielt ich mich dem Felix bestimmt, auf daß meinem Vater die Freude zu Theil würde, mich an den Sohn seines liebsten Freundes verheirathet zu wissen. Ich erschrecke, wenn ich an die Gleichgültigkeit denke, mit der ich mich eine Braut wähnte, doch — Gott sey Dank! ohne es zu seyn. Jetzt, wo ich den ganzen Umfang von solch einem zärtlichen Verhältniß tief empfinde und an meinem Schmerze messen kann, ist der Baron, der mich den Frevel kennen gelehrt, den ich in blinder Wahl an mir selbst begehen können, vielleicht der erklärte Bräutigam einer Andern! und ich — Braut? nie! o nie! —

Mit bangem Herzen eilte ich ins Freie. Eine berauschende Luft! auf jedem Grashalm schwankte ein Tröpfchen. Ein Arbeiter, nicht weit von mir, rief einem Andern zu: „guten Morgen, Schütz! nun, da bin ich!" dieser Name weckte mich merkwürdig aus meinem träumerischen Trübsinn. So heftig war dies

Erschrockenseyn, wie wenn in diesem Augenblick ich den Baron in den botanischen Garten eintreten sähe; der Thau flimmerte vor meinen Augen, wie Liddy's Freudenthränen auf den Pflanzen ihres Vaters. Dann war es, als ob eine liebe, innige Stimme, die ich gar wohl verstände, mir heimlich zuredete. Diese Stimme, der — wie es heißt — aller Lieb' und Treue entfloß, und welche sagt: „ich habe Dich gerufen — Du bist mein!" schläft, ein ewiger Wiederhall! an der stillen Wand meines Busens, und wird jenseits mit mir erwachen.

Ich bemühte mich, heiter zu scheinen, und ging meiner guten Mutter an die Hand. Die Gräfinn sendete herüber, und ließ mich bitten, daß ich sie doch besuchen möchte, was seit vielen Tagen nicht geschehen war. Sie kam mir liebevoll entgegen und wollte mir vermuthlich ihr Herz ausschütten. — Babet, die Jungfer der Gräfinn, ein hübsches, gutes und in ihrer Art gebildetes Mädchen, hat einen Heirathsantrag erhalten und scheint entschlossen, ihn anzunehmen, was ihre gütige Herrschaft nicht zugeben will, weil schwerlich ein Glück dabei abzusehen wäre. Der Freier, ein reicher Hagestolz, ist sterblich verliebt in die nette Babet, und bietet Alles auf, sie zu gewinnen. Er wirbt mit Geschenken; wenn aber Harpago

um ein feines Gesicht freigebig wird, das ist das Schelmstückchen alter Thorheit!

Kaum habe ich die sanfte Leonide so aufgeregt gesehen, als da sie mir dies mittheilte. Die Gräfinn will nicht, daß ihre Jungfer sich aufopfere, und zieht mich in das Interesse dieser Angelegenheit, um Babet von einem übereilten Schritte abzuhalten. Ich erschöpfte alle Gründe gegen eine so ungleiche Heirath; es war mir gewiß voller Ernst damit. Babet ward blaß wie der Tod, sagte aber dennoch zu mir gewendet: „Sie, als ein reiches Fräulein, können Sich nicht in meine Stelle setzen! ich bin ein armes Mädchen, und ein Wirthschafts-Inspector kommt nicht alle Tage; eigener Heerd ist Goldes werth. Ich wäre doch nun eine Freifrau, wäre versorgt, und würde es gut haben."

„Gut haben, wenn Du Deinen Mann nicht lieb hättest?" rief die Gräfinn entrüstet. „Sey doch keine Thörinn, Babet! die Wohlhabenheit ist für ein Herz, welches darbt, ein Unglück mehr."

Welch eine Wahrheit hat die Gräfinn hiermit ausgesprochen! wie wehe that es mir, daß Babet mich ein reiches Mädchen nannte! ach! ich bin arm — sehr arm! — viel ärmer, als Jene; denn ich habe nicht die Kraft, mir ein Glück zu denken außer einem zweifelhaften Besitz, und keine Freiheit, die ich

zu schätzen wüßte, als die, seinen Verlust zu betrauern.

Gott erhalte meine guten Eltern, und schenke ihnen langes Leben! wenn ich aber unvermählt ihr Vermögen erben sollte, dann mache ich eine Stiftung für mittellose Mädchen, die nicht um der Versorgung willen eine verhaßte Heirath schließen dürften. Dann ist manches Opfer weniger auf Erden.

Den 8.

„Ja Sympathieen giebt es stillerer Art, so zart, so wundersam! daß sie sich nur geistig andeuten, aber nicht sinnlich nachweisen lassen; die Welt jedoch hält nichts für wahr, als was handgreiflich ist.“ Dies sagte heute Frau Simonis, als ich eines sympathetischen Mittels gegen sie erwähnte. Sie hielt nicht damit zurück, daß der verstorbene alte Gärtner, der sich ihrer so treulich angenommen, ihr manches Geheimniß dieser Art anvertraut habe; wie denn in jedem stillen Umgange mit der Natur Winke für ihre verborgenen Kräfte gewonnen werden. „So wußte er auch,“ setzte sie mit einem leidsamen Lächeln hinzu, „wie einem kranken Herzen geholfen werde.“

„Ein kranke s Herz?“ fiel ich ihr in die Rede, und fühlte im Nu, daß ich erröthete. Gott weiß es, ich dachte nicht an mich; ich dachte an den verehrten Bruder der Gräfinn, der wieder kränklich ist, mehr als je. „O meine Freundinn! sagen Sie geschwind, ob es möglich wäre, dem zu helfen!“ rief ich bittend aus.

„Die Cur ist einfach,“ versetzte Frau Simonis, „doch schwer bedingt. — Zur Zeit, wo die schwarze Herzkirsche reif ist, bei wachsendem Mond, wird das Blut der Kirsche in eine kleine Wunde geträufelt, zu der ein treuer Freund sich willig finden läßt. Dann steckt der Kranke den Kern in frischen Boden, und wenn er keimt — so ist für das Aufkommen Jenes zu hoffen. Der Kirschbaum aber geht unvermeidlich ein, sobald in dem Freunde nur eine falsche Ader gewesen.“

„Ach, das ist eine kleine, freundliche Fabel!“ sagte ich betrübt; „ein organischer Fehler wird nicht geheilt.“

Frau Simonis sah mich wie mit Bedauern an, und sprach: „vom Blut der Freundschaft genesen Wenige — schwarze Herzen giebt es genug; doch schon die echte Herzkirsche ist eine rare Gattung geworden.“

Was wollte sie damit sagen? Zweifelt sie an dem Baron? oder an dem Leben seines Freundes? Ich vergesse, daß Frau Simonis weder diese Männer kennt, noch den Gang meiner Gedanken errathen kann.

„Ich leide jetzt selbst an starkem Herzklopfen," sagte sie, „seitdem — Sie wissen —; sehr natürlich entstehen Wallungen, wenn ein tiefer Grund aufgeregt worden; mancher Zustand besteht nur schweigend, und ein Verhältniß, aus Staub gebildet, fällt ein, sobald man daran rüttelt. Dies ist mein Fall. Von Stund' an, wo ich Ihnen mein Unglück eröffnet, ist diese liebe Wohnung mir zu eng geworden. Die Vergangenheit steht lebendig vor mir da, das Grab meines Herzens hat sich aufgethan, und giebt mir wieder, die ich beweinte. — Bald werde ich mit ihnen vereiniget seyn."

Diese Worte der Frau Simonis könnten mir Angst verursachen. Sie ist fortwährend beschäftiget, Papiere in Ordnung zu bringen, als stände ein Dränger vor der Thür. Auch meine gute Mutter ist unmüßig, und Ruhe nirgend zu finden. Dennoch dehnen sich die Stunden folterhaft —; giebt es eine größere Marter, als Ungewißheit? Den Morgen fange ich mit festem Willen an, doch wenn nach einem langen Tage am Abend der Verband sich löst, dann strömen sie aus die Wunden meiner Seele — und ich fühle nichts, als mein Ermatten und meine Schwäche. Wann wird dies enden?

Den 9. Juni.

Eine frohe Nachricht aus Lyon! Tante Maurice ist auf dem Wege zu uns, unter dem Geleit eines deutschen Herrn. Der Entschluß zur Reise hierher, der so lange geschwankt und geschwebt, sey nun doch durch eine deutsche Zunge zum Ausschlag gekommen. Jener, ihr Gefährte, dessen die Tante erwähnt, der in Krankheit und Elend in ihre Nähe verschlagen worden, und dem sie als eine Tochter ihres gemeinsamen Vaterlandes Pflege und Freundschaft angedeihen lassen, habe ihre Theilnahme hoch vergolten, und die Waagschale des Guten für sie geneigt. — Dies gilt in Bezug auf ihren Mann — überhaupt war das Schreiben etwas verworren — vielleicht lag es auch an mir, daß ich nicht recht klug daraus wurde. Meiner Mutter aber flossen die klaren Thränen aus den Augen.

„Welche Freude, Helene!" sagte sie bewegt, „die schönste Freude der Erwartung giebt mir dieser Brief!" und da ein Blick auf mich ihr sagen mochte, was ich bei diesen Worten empfände, setzte sie versichernd und mit Liebe hinzu: „auch kommt ein Glück selten allein — sey nur gutes Muthes, mein Töchterchen!"

In außerordentlicher Thätigkeit trifft nun die Mut-

ter Anſtalten zum beſten Empfange unſerer Gäſte; ſo raſtlos als jetzt, wo wir allein ſind, habe ich ſie nie geſehen. Es iſt, als ob die lebhafte Unruhe, das öftere Auffahren meines Vaters, durchaus entgegen geſetzt auf ſie wirkte. Auch ſcheint es natürlich, wie vor der Hitze des einen Temparaments das andere in dem Schatten der Ruhe gleichſam Schutz ſucht. —

Die Tante erwähnt auch einer Heirath, die ſie für mich in Anſchlag hätte, dies fehlte noch! — Wenn ich mich ehrlich frage, ſo iſt dieſer längſt erſehnte Beſuch mir grade jetzt nicht lieb! weil ich mich außer Stande fühle, dieſe Verwandſchaft ſo innig aufzunehmen, wie ich dies meiner theuern Mutter ſchuldig wäre.

Wie ſehnſüchtig flüchte ich mich in die Stille der Nacht, wo ich allein bin — allein mit meinen liebſten Gedanken! In dieſem Schattenreiche ruht eine Welt voll ſtillem Glück für mich; im trauten Schein des Mondes wandelt meine Liebe über Berg und Thal; das Vergangene ziehe ich zu mir heran, das Ferne wohnt in meinem Herzen: nie iſt es Heimath ohne Dich!

Nur das eigene Vergeſſen ſollte man fürchten, kein anderes. Wenn Liebe der Geiſt meines Lebens iſt, dann wäre die Seele meines Glückes mir nicht

erstorben, wenn wir uns auch niemals wiedersähen. Es giebt Gefühle, welche im kleinsten Zeitraum für die Ewigkeit Wurzel schlagen; der Wind spielt in den Zweigen — das Herz bleibt unerschüttert, ob auf dem höchsten Wipfel eine Brautkrone schwankt, ob nicht! die Hoffnung wahrer Liebe reicht bis in das treue Blau des Himmels.

Welch ein sanfter und reicher Zauber ist die Liebe! Träume gaukeln um mich her, lieblich, wie wenn Elfen unter Blumen spielen — und selbst aus unerfüllten Wünschen quillt noch Trost. Wenn der Baron vor mir stirbt — dann will ich unter fremden Namen Gouvernante seiner Kinder werden, das Bild meiner Jugendliebe in ihnen verklären, und seine Liddy soll meine Freundinn seyn. Amen!

Den 10. Juni.

Babet hat den Wirthschafts-Inspector ausgeschlagen. Wenn ich nicht irre, so lag in der Art, wie Graf Bourg sich darüber äußerte, ein kaum versteckter Tadel, daß seine Schwester ihrer Jungfer so dringend abgerathen hätte. In meiner Gegenwart sagte er: „jedes Einmischen ist gefährlich, Leonide! besonders

in die eigenste Sache eines Andern. Gewähren lassen! dies läßt sich stets vertheidigen. Der Inspector gilt zudem für einen steinreichen Mann, und ist nicht der Jüngste."

„O Georg!" erwiederte die Gräfinn, „das kann doch Dein Ernst nicht seyn. Eine Heirath ohne Neigung, um des leidigen Geldes willen, ist und bleibt die schnödeste Lüge. Daß Babet der Wahrheit ihres Herzens zu lieb nein zu dem Antrage gesagt, freut mich, wie wenn ich dem Himmel eine Seele gerettet hätte."

„Daß Dir Babet dies großmüthige Vergnügen nur auch immer danken möge!" entgegnete der Graf. „Wenn sie jedoch in Armuth geriethe, oder mit einem andern doch auch nicht glücklich würde, wie es bisweilen zu geschehen pflegt, dann wären es Nesseln gewesen, aus denen sie mit gütiger Beihülfe" — hier warf er einen Seitenblick auf mich — „den Korb geflochten hat, und meine Leonide hätte sich das zarte Fingerchen verbrannt, womit sie warnte."

„Das Mädchen ist gut," versetzte die Gräfinn, „und der Charakter verdirbt, wenn eine Frau den Mann verachtet, den sie beherrscht, — dem widerfährt das und mit Recht."

Graf Bourg lächelte und sprach: „nach dem Ur-

theil eines Weisen ist das Regiment der Schönheit nur eine kurze Tyrannei. Der Geiz, diese egoistische und verschlossene Leidenschaft, ist überdies nie ohne Energie, der nicht leicht beizukommen seyn dürfte. — Was meinen Sie?" so wendete er sich nun an mich, „mir däucht, Sie hätten auch ein Wörtchen dazu gegeben?" Er lächelte abermals, und ich fühlte mein Angesicht brennen.

„Das Wort „steinreich," in unserm Sprachgebrauch," gab ich zur Antwort, „erinnert mich an ein Mährchen, welches ich in meinen Kinderjahren vorzugsweise gern hörte. Zwei arme Mädchen erweisen einer gütigen Fee einen kleinen Dienst, den sie belohnen will. Sie öffnet die unterirdische Schatzkammer, und läßt ihnen freigebig die Macht. Da liegen Reichthümer, in verblendenden Massen. Die eine der Mädchen rafft die Schürze voll Gold; die Andere greift in blöder Scheu nach einem blinkenden Etwas, und verbirgt es in der hohlen Hand. Unterweges spricht Jene! nun bin ich steinreich — nun werde ich ein großes Haus bauen, und aus blanken Fenstern auf die Straße schauen. Diese schweigt, und denkt: solch ein schönes schimmerndes Lichtlein in meine arme Hütte ist mir auch lieb, wobei ich alle Dinge deutlich erkenne. Da sie nun heim kommen, hat die Erste Kiesel in der Schürze, und ein Leben

voller Beschwerde; die Andere erschrickt vor der königlichen Pracht des Diamants, den sie davon getragen, und den der Monarch in seine Krone fassen läßt, nachdem er Glanz ausgestrahlt hat für immer." — Ich gerieth in eine schaamhaft zitternde Bewegung, als Graf Bourg mich bedeutend ansah, und sprach: „o wenden Sie das Auge nicht hinweg, theure Helene! dieser flüssige Demant gereicht Ihnen zur Ehre! und Sie dürfen Sich dessen nicht schämen. Wie glücklich ist der Mann, der dieses reiche, schöne Herz treu erwirbt!" Darauf verließ er uns schnell. Ich stand bestürzt. Was habe ich gethan! mein stilles Gefühl offen dem Blicke Preis gegeben, der mich durchschaute. Der Graf kennt nun meine Liebe. Er weiß, daß ich einzig allen Reichthum der Erde verachte, um mir einzig das Herz meines Herzens zu bewahren.

Leonide umarmte mich mit einer gewissen Heftigkeit, und ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie sagte: „ich wünsche und gönne Ihnen alles Gute, liebe Helene! aber ein tiefes Gemüth ist oft eine Quelle von Leiden. Mögen Sie Sich niemals täuschen! mir ist Wahrheit das Höchste!"

Was wollte Leonide nur damit sagen? Es war

mir so beklommen, so feierlich! als hätte ich eine Gratulation empfangen.

Den 11. Juni.

Ein furchtbares Gewitter war das heute! noch muß das Herz der Erde davon zittern. Der Donner hat eine Majestät, die an das Weltgericht mahnt, und es ist sehr erklärlich, wie man in der Kindheit der Völker diese erhabene Sprache der Gottheit in den Mund legte. Mir war, da ich in die flammende Geißel der Blitze schauete, als sähe ich in das Gewissen eines Sünders. Auch die finsterste Seele mag ihre lichten Augenblicke haben; aber es ist dann als ob die geschlossene Wimper eines heillosen Schlummers zuckte. Man fürchtet sich bei dem Schein ärger, als vor dem Dunkel. Wie ist doch alles Schlangenartige so entsetzlich! Der grünliche Schweif eines Blitzes und das Herunterklappern des Donners, klein und spottend, wie ein höhnendes Gelächter der Luftgeister, ist allemal von der verderblichsten Wirkung. Dann hat es eingeschlagen. Man erschrickt, und sieht sich ängstlich um, wo die Flamme auflodern werde! — Gottlob! daß alles Böse sich selbst vernichtet.

„Die Guten wanken nicht — die Guten sterben nicht!“ wo las ich dies? Es leuchtete mir ein. Meine gute Mutter hat Alles gethan, eine natürliche Scheu vor dem Gewitter zu überwinden; aber ganz vermag sie es nicht. Bei jedem schweren Donnerschlage entfärbt eine flüchtige Blässe ihre Wangen; das Wetterleuchten greift ihre schwachen Augen an, deshalb verbirgt sie sich davor. Sie bat auch mich, daß ich mich dem Strahl nicht aussetze, der im höchsten Grade schädlich sey.

Frau Simonis, welche bei uns war, zeigte sich dagegen vollkommen ruhig. Als ich dies bemerkte, sagte sie: „ach, Helene! nur die Glücklichen beben — — ich dachte eben daran, wie ähnlich die Natur dem Schicksale der Menschen sey in ihren Vorempfindungen. Dieser schwüle Athem vor einem herannahenden Gewitter ist gleich dem beklommenen Herzen, welches die Schläge ahnet, die es treffen werden. Diese zusammenziehende Bangigkeit — dieses Finsterwerden im Gemüthe —: es tödtet, bevor es trifft. Dann diese herabstürzenden Regengüsse, das sind die Thränen, die aus zerrissenen Wolken dringen —“ „und das innerste Leben erfrischen —“ fiel meine Mutter ein mit ihrer lieben versöhnenden Stimme. „Was mir immer so rührend ist,“ setzte sie hinzu, „das ist das ängstliche Geräusch der Vö-

gel, die zu ihren Nestern flattern, und der stärkere Duft der Blumen, deren Leben ein Hauch ist, und welche gleichsam in ihrer kindlichen Unaussprechlichkeit einen Seufzer vor den Herrn der Welt bringen, daß er ihrer verschonen möge!" Wie lieb war mir die Mutter, als sie dies sagte. — Mein Gott! und gehöre ich zu den Guten durch Deine Gnade: o, so lasse mich nicht wanken! und bin ich eine Blume, gütiger Schöpfer! schone mein! auch wenn der Kelch mir bitter gefüllt wäre. — Doch wenn das Herz mir bricht, Vater im Himmel! auch dann bin ich Dein Kind.

Der Donner hatte ausgerollt. Ein kühler Wind verwehete vollends das Gewölke, und schüttelte die letzten Tropfen von den Bäumen; als wäre das erste Licht über die Erde ausgegossen: so glänzte Alles voller Frische. Wie eine duftende Kerze, zerfloß der Dunst des Regens in hellen Lüften.

Ich zog Frau Simonis an das Fenster, und sagte: „o sehen Sie die Abendsonne! Welch ein himmlischer Tag wird das morgen werden! —

„Das hoffe ich auch --" antwortete sie mit innigster Betonung; ich sah ihre Augen blinken, da sie hinzusetzte: „den Segen, Helene, sieht man nur am Ende, wenn es klar geworden."

Indem ich dieses schreibe, flimmern die Sterne in

ihrer friedsamen Hoheit. Dort stürmt es nicht. Das ist der Garten Gottes, worin keine Liebe verwelkt. — „Ihr Lilien der heil'gen Nacht! gebt ihr so fern mit lindem Schein schon solchen Trost der Brust hienieden: wie süß, wie süß! wird einst der Frieden im Schatten eurer Blüthen seyn!" Dieses Verslein ist mir ins Herz geschrieben.

Den 12. Juni.

„Beschreibe mir doch ein wenig die Tante!" bat ich meine Mutter, als wir diesen Morgen in der Einrichtung ihres Gastzimmers begriffen waren.

„Das werde ich nicht thun," antwortete sie, „ich würde sie loben, und Vorauslob schadet kaum weniger, als üble Nachrede. Merke Dir es Helene! wenn Du verheirathet seyn wirst, so lobe Deinem Manne nichts ein! doch eben so hüte Dich zu tadeln, wofür er eingenommen scheint. Es liegt im Geist der Männer, im natürlichen Widerspruch ihres Geschlechts, so zu sagen, daß ihr Urtheil selten auf unsere Seite fällt. Dagegen sind sie fast immer einstimmig über die Vorzüge der Weiblichkeit, und auch ein Mann

von gediegenem Verstande hat eine unfreiwillige Achtung vor dem Ausspruch eines Andern, wo es die Liebenswürdigkeit eines weiblichen Wesens gilt."

Diese Bemerkung meiner Mutter erinnerte mich an das, was Frau Simonis mir erzählt: wie das Lob des Magisters, vielleicht ein von der Schönheit der Natur begeisterter Augenblick, mittelbar noch solch eine verfangende Wirkung haben können. — In diesem Gedanken vertieft, entgegnete ich nichts, und meine Mutter redete weiter: „daraus geht denn auch der Ruf und das Glück mancher Frau hervor, die außerdem wenig in Betracht gekommen wäre, besonders das Aufsehen einer Kokette, die im Grunde seines Herzens auch derjenige verachtet, der ihr öffentlich huldigt. — Der beste Ruf einer Frau ist der leiseste, und die reinste weibliche Seele ist wie lauteres Wasser; auch die geläufigste Zunge würde nichts daran zu rühmen finden."

„Erlaube, liebe Mutter," fiel ich ein, „wäre ich denn nicht falsch gegen meinen Mann, wenn ich ihm die innerste Meinung meines Herzens vorenthielte?"

„Behüte! nur vorsichtig wärst Du, liebe Tochter," antwortete meine Mutter, „über den Geschmack läßt sich nicht streiten, und nirgends ist die behutsamste Delicatesse so erforderlich, als zwischen Eheleuten. Niemals aber darf eine Frau Anlaß geben,

daß sie in ihren Ansichten von denen ihres Mannes abweiche. Ach, Helene!" setzte sie seufzend hinzu, „die Ehe ist eine Kunst!"

„Mutter!" erwiederte ich, halb entzückt, halb schmerzlich, „ich trage das Ideal davon in meinem Herzen.

„Das ist nicht gut!" sagte meine Mutter bekümmert; „denn, liebes Kind, ein Ehemann ist eine sehr wirkliche Person. Der Geliebte vergiebt Dir alle Fehler, der Mann verzeiht Dir kaum Deine Tugenden. Du mußt Dich daher zeitig als seine Freundinn ansehen. Die Freundschaft, wie jedes innige Verhältniß, wird minder gestört, daß man schweige, als durch reden. Zurückhaltung ist nöthig."

„So willst Du wohl damit sagen, Mütterchen," fragte ich betroffen, „daß ich nicht genugsam schweige?"

Die Mutter nickte bejahend. „Das würde ich sagen," antwortete sie in all ihrer Gelindigkeit, „wenn es mir nicht leid thäte, daß Du zeither so wenig gesprochen. Dann, Helene, sprichst Du nicht allein zu viel, sondern, was das Schlimmste ist — in stets erhöheter Gemüthsstimmung. Das hast Du vom Vater. Ein kleiner Strich von seinem redneriſchen Talent ist auf Dich gekommen. Schweigsamkeit wäre mir lieber und besser für Dich. Die Wärme

des Gefühls erzeugt Blumen in der Sprache — die läßt man einem Mädchen wohl hingehen; der Ehestand liegt jedoch nördlich. Die Rede eines edlen Weibes muß wie Perlen seyn: bescheiden, unbezahlbar, echt und wahr, aus der Tiefe eines innigen Herzens. Manches Wort wird aus dem Mutterherzen gebrochen — wie dieses hier, meine Helene!" Die Mutter umarmte mich mit Thränen in den Augen.

„Es soll zeitlebens vom größten Werthe für mich seyn!" versprach ich, und will es heilig halten.

Den 13. Juni.

Ich weiß nicht, ob ich krank bin, oder ob ich mich nur so fühle. — Eine verrätherische Mattigkeit ruht in meinen Gliedern, der Tag fällt mir schwer, und der Schlaf drückt bleiern auf meine Augenlieder. Mein Gott! wenn ich stürbe! Das wäre traurig für meine guten Eltern — mir aber wäre wohl, ewig wohl! Das Leben ist hart, wenn es nur eine Pflicht ist. Das freieste Gefühl ist auch zugleich das freudigste.

Diese Nacht träumte mir von Eckardy. Er sagte

mir, daß er mich geliebt hätte — und in meiner Seele war ein Gefühl von der Wahrheit seiner Worte. Das ging mir nahe, so, daß ich bitterlich weinte. Auch da ich erwachte, weinte ich noch Was kann ein armes Herz für unerwiederte Liebe wohl geben, als schmerzlichen Dank und eine stille Thräne? Es war ein Traum! Würde ich dies auch einst sagen, wenn es anders gewesen wäre? Nein! Liebe ist das hellste Wachen! ein Schauen im Geiste! der Pulsschlag des Lebens — ein selbstbewußtes Herz! —

Müde, wie ein altes Mütterchen von der Last der Jahre, schlich ich zu Frau Simonis hinüber. Sie scheint mir verjüngt in einer gewissen Aufregung, die noch anhält, so daß sie sich bald dies, bald das zu schaffen macht. Sie sagte: „will ich es doch Niemand rathen, die Vergangenheit an das Licht zu ziehen, dessen Zukunft abgeschlossen ist für diese Welt. Indessen man die Lippen öffnet, um einen alten Streit, den längst geschlichteten, zu offenbaren, dringt eine geheime Unruhe durch alle Poren, und bringt die Seele in Verwirrung, so daß man auf's Neue kämpfen muß. Ich werde mit mir zu thun haben, Helene!"

In einem Winkel halb versteckt, lag ein gestricktes Röckchen für ein Kind, und eine kleine Mütze; das

Band daran war noch zerknittert. Beides war gelblich geworden, von der Zeit. Diese werthen Reste, welche der armen Frau von ihrem Mutterglücke übrig geblieben, berührte ich nun zwar mit keiner Sylbe; aber antasten mußte ich sie, und verstohlen — ich wußte nicht, wie mir geschah! drückte ich das Mützchen an Mund und Augen; da rieselte unnennbare Sehnsucht mir tief hinab in das Herz, und vor meinem nassen Blicke schwebte ein süßes Kinderlächeln — ein recht liebes! — Dies zarte Bild zerfloß wie in Farben des Regenbogens. Auch jetzt sind bunte Kreise mir vor dem Augen — — schlaf ein, mein Herz! du hast genug gewacht!

Den — 18. Juni.

Als ich das letzte Mal hier einschrieb, war schon ein dumpfes Gerausche mir vor den Ohren, und das Flußfieber stark im Anzuge, welches mich einige Tage ziemlich heftig niederhielt. So bin ich denn kränker gewesen, wie seit langer Zeit nicht mehr, und meine Mutter war um so ängstlicher in Sorge, als sie den Vater entfernt und einen Arzt, zu dem sie Vertrauen hätte, nicht in der Nähe wußte. Frau Simonis

hat ihr wie mir treulich beigestanden, und mich mit Hausmitteln? nein! mit Herzensmitteln! curirt, denn der Trost fließt ja aus dem Herzen.

Tag und Nacht ist meine gute Mutter nicht von mir gewichen; ihre ruhige Gestalt wankte nicht vor meinem Blicke; ich hatte Gefühle der Kindheit und des geheiligten Schutzes der Natur, den eine Mutter giebt, wenn sie meine heiße Hand fest umschlossen hielt. Sie machte mir keinen Vorwurf, die gütigste der Mütter, wie wenn ich durch leidenschaftliche Bewegung des Gemüths mir diese Krankheit zugezogen hätte! auch nicht den leisesten; vielmehr war sie auf die zarteste Weise bemüht, mich vor mir selbst zu entschuldigen. Diese mütterliche Schonung rührte mich unaussprechlich.

Mit Küssen bedeckte ich ihre liebe, pflegsame Hand, und sprach: „diese meine Hände von Dir erwärmt, zuerst und zuletzt — sollen Dich täglich in ihr Gebet einschließen, daß es mir vergönnt seyn möge, Dir Freude zu machen. O Mutter! wie gut bist Du! wie viel besser müßte ich seyn, daß ich werth wäre, Deine Tochter zu heißen! aber ich bin auf dem Wege der Gesundheit, und hoffe, auch wieder heiter zu werden."

Welch ein herzinniglicheſ Lächeln war das, womit die Mutter mir antwortete: „Gott wird Dich dazu ſtärken mein Kind!“

Noch fühle ich mich erſchöpft, ich bin ſo ſchwach, daß die leichte Feder mir zwiſchen den Fingern ſchwankt, wie wenn ein Mädchen eine Lanze ſchwänge. — Waffen? nein! ich ergebe mich. Gottes Wille geſchehe! Die höchſte Liebe iſt das heiligſte Wohlwollen; es wird mir nichts geſchehen, als was mir gut iſt.

In der Nacht, wo ich am kränkſten war, machte ich mein Teſtament. Ich zog das Herz aus meinem Buſen, und bat Gott, es Liddy zu geben, auf daß Der ganz glücklich würde, deſſen Leben zu theilen, mir wohl nicht beſtimmt war. — Der Vater hat geſchrieben. — —

Vaters Brief.

Um Dich, meine theuerſte Sophie! und unſere Tochter nicht in Ungewißheit über mich zu laſſen, mögen dieſe Zeilen meiner Wiederkunft vorangehen.

Da mein Hauptzweck erreicht ist, und das ist er! so habe ich Vernügen genug. Wir sind im Hafen! und jenem römischen Kaiser war die Schiffskrone nicht so lieb, wie mir der Gedanke, daß die Wünsche des bescheidensten Herzens so herrlich, als überraschend gekrönt worden sind. —

Die Reise hätte jedenfalls angenehmer seyn können. Das längere Zusammenseyn mit Liebenden ist immer ein etwas langweiliges Glück, und die Professorinn ist bei solcher Gelegenheit über allen Ausdruck lästig. Der Wagen hat nicht Raum genug für ihre Beschwerden. Der Regen war ihr zu naß, die Sonne zu heiß, die Meile zu lang, die Zeit zu kurz, an jedem Wege und Wirthshause fand sie etwas auszusetzen. Welch eine Plage ist doch ein unzufriedenes Gemüth für sich und Andere! da lobe ich mir Dich, mein gutes Weib! die Du gelassen vorlieb nimmst, wie es eben geht. Du bist compendiös im Gepäck, wie mit Worten, und wenn Helene Deinem Beispiel folgt, so wird der Mann, dem sie die Hand reicht, nicht übel mit ihr fahren.

Ich dankte Gott, daß mein seliger Freund gen Himmel ist. Wenn, bevor er sie nahm, der Professor mit seiner Frau eine Reise unternommen hätte: die Heirath wäre rückgängig geworden. Und wenn meine Theilnahme an seiner Wittwe nicht auf Grundsätzen

der Freundschaft beruhte, unser Umgang würde seinen Grenzstein gefunden haben, wie er denn auf die beste Weise an das Ziel gekommen ist. — Wenn nun Felix sich einmal seiner kindlichen Pflicht entledigt hält, und seine Mutter mit göttlicher Grobheit anfährt, so mag man es zwar nicht billigen, kann es aber natürlich finden. Dann läßt diese ihren Ingrimm an der armen Felicitas aus, welche die vollkommenste Geduld so inne hat, als wenn sie den trefflichen Garre über dieses Thema auswendig wüßte. — Ein paar Mal gerieth ich hart mit ihrer Quälerinn zusammen, und es war, als stände der Wagen in Flammen; erschrick jedoch nicht, gute Frau! wir sind mit heiler Haut davon gekommen.

Doch nun zur Sache!

Mein erster Gang war zum Banquier. Ein echter Kaufmann! im gediegensten Sinne. Das großartige Comtoir, worin Niemand sich stören läßt — die tiefe Stille, in der die hörbaren Federstriche an die Nerven gehen — der erhöhete Sand des Chefs der Casse, deren eiserner Verschluß ihm zur Seite steht, bringt ein unwillkürliches Gefühl hervor, mit welcher Macht das Geld die Welt beherrscht, so daß Unser Einer, der im Reich des Gedankens lebt, denkt, man wäre minder ein reeller Mann als der, den man vor sich sieht.

Da ich meinen Namen nannte, geſchmeidigte ſich der ſtarre Geſchäftsernſt ſeiner Züge, und er würdigte mich eines begrüßenden Lächelns. Mit dem Ausdrucke der Gewogenheit ließ der Banquier mich die ganze Wichtigkeit der Gunſt empfinden, die uns erwartete. Er war ſogleich erbötig, uns nach dem Landhauſe der Miſtreß zu begleiten. Unbeſchadet der Achtung für das Zutrauen dieſer Dame, welches der Banquier verdientermaßen beſitzt, gab er mir Winke, die ich ſehr nützlich fand. Nicht zweifeln durfte ich, daß er den Werth ihrer Verhältniſſe zu ſchätzen wiſſe, indem er es nicht für ein Geringes hielt, ſie richtig aufzufaſſen.

Dieſe Engländerinn iſt eine kleine, verwachſene Perſon, deren abſchreckendes Aeußere durch ein entgegenkommendes Betragen in etwas ausgeglichen wird; bei näherer Bekanntſchaft kann ihre Leidenſchaft für großmüthige Erweiſe, die allzuſichtlich hervortritt, in einige Verlegenheit ſetzen. Ellenor Smith iſt ein alterndes Mädchen, welches die Neigung nicht verleugnet, Wiſſen und Können um den Preis der Bewunderung an den Mann zu bringen. Sie iſt auch eitel, — doch auf *ihre* Weiſe. Mit Flittertand putzt ſie ſich nicht; *in ſchöne Geſinnungen* kleidet ſie den Wunſch zu gefallen. Das Landhaus iſt überladen, ein Geſchmack, bunt wie eine Faſole,

fällt überall in die Augen; die Mistreß selbst trägt, indem sie spricht, mit starken Farben auf. —

Ich sage Dir, meine gute Frau! es ist in der Thorheit eben sowohl Sympathie wie in der Freundschaft. Trügt mich nicht Alles, so hat Felix eine erstaunliche Eroberung gemacht — und wie sehr Felicitas in ihrer holden Anspruchslosigkeit der gefiel, die sich darin gefällt, eine Gönnerinn zu seyn, wäre schwerlich zu beschreiben. — Beide kehren nicht mit mir zurück, und auch die Professorinn bleibt uns in Zukunft fern, — worüber Du nur einen Freudenschreck empfinden dürftest. — Felix empfängt einen anständigen Jahrgehalt für die leichte Mühe, dies hübsche Landhaus künftig an der Seite seines Weibchens zu bewohnen, und einen kleinen Knaben zu erziehen, für den die Mistreß eigends sorgen will. Es ist dieses Kind der verwaisete, jedoch rechtmäßige Sohn eines abtrünnigen Liebhabers der guten Dame, dem man diese Sünde, welche sie so edelmüthig vergilt, kaum verdenken kann. — Daneben kann er den Wissenschaften obliegen, und treiben, was ihm gefällt. —

Für mich — ich muß es frei gestehen — wäre diese Art Versorgung nicht; dem Felix mag sie angemessen seyn. Es ist ein Zutheil von Narrheit dabei; doch bemerkte ich schon öfterer eine merkwürdige

Gleichheit zwischen den Menschen und dem, womit sie zu schaffen haben, so daß auch leblose Dinge einen Schein ihrer Persönlichkeit annehmen und gewissermaßen in derselben Form ansichtig werden. Nimmer sah ich ein schlankes Mädchen stricken, dessen Arbeit breit ausgefallen wäre, und wo ich jemals bei einer dicken Wirthinn einkehrte, da fand ich, daß ihr jedes Geräth ähnlich sähe, vornehmlich ein kurzes, rundes Caffeekrüglein, wie dem auch nach Lavater — diese Kannen Physigonomie haben.

Genug hiervon. — Unserm jungen Paar, das ehestens verbunden werden soll, ist demnach geholfen — und Felix hat in diesem Mädchen ein Glück gefunden, wie und welches er bedurfte. Felicitas, nichts verlangend, als daß er glücklich würde, hat es ihm gewährt. So ist das uneigennützigste Gefühl stets das belohnendste.

Die Mistreß hat sich mit der Mutter ihres neuen Günstlings befreundet, und nimmt sie mit nach London. Die Professorinn schwimmt in Wonne. Das Lied der Miß Fanny Wilkes: „Dir folgen meine Thränen" — will ich nicht auf sie angewendet wissen. Wie taucht denn diese alte, empfindsame Arie aus meinem Gedächtnisse auf? ist sie nicht aus Sophiens Reisen? Sieh, meine Trauteste! wie selbst Dein Name auf dem Grunde meines Herzens ruht, und

Gedanken in mir aufregt! — In diesem Bunde der beiden Damen will ich der Dritte nicht seyn. Sie täuschen sich gegenseitig, und wo Frauenzimmer-Gelehrsamkeit ausgekramt wird, da muß ein vernünftiger Mann Reißaus nehmen. Es ist bei alledem ein folgerechtes Geschick und gewiß kein Zufall, daß Felicitas in ihrer Demuth diese herrschsüchtige Frau in Fesseln schlägt. Ein edles Gemüth würde sich selbst allem Andern vorziehen, und so auch einer so anziehenden Abhängigkeit.

Wie Mistreß Smith ihre Güte häufte und ihre Erbietungen steigerte, dies Dir zu erzählen, erlasse mir, liebe Seele. Wie wenn ich einer Auction enteilte, wo Alles überboten wird, so daß bei längerem Weilen ich nicht leichten Kaufs davon kommen würde, so strebte ich fort. Denn wahrlich! ich trauete nicht; die allzugütige Ellenor hätte mir am Ende ihre Hand angetragen, mir, der ich Gott sey Dank nicht Wittwer bin, und den auch der Tod von Dir nicht scheidet, Du, mein Leben! Um Helene ist mir nicht bange; ich weiß sie hat einen Freund an ihrer Mutter, auf den ich mich verlassen kann, und eine Freundinn an ihrer eigenen treuen Seele, der ich trauen darf; und über Alles vertritt mich ein Vater, der überschwänglich mehr thun kann, als wir bitten oder verstehen. —

Gieb dem geliebten Kinde einen Kuß von mir, auch grüße unsern guten Hausgeist: Frau Simonis, den Gräflichen vermelde meinen Respect. —

Tag und Stunde meiner Ankunft würde ich nicht bestimmen, wenn ich auch könnte. Du kennst meine Weise — das befängt mich. Und so lebe wohl, meine theuerste Sophie! und liebe mich!

An jedem Ort
Sind wir beisammen; hier und dort!

Dein ewiger
Freund
van Aelst.

Den 19. Juni.

„Bald, bald, Helene! wird der Vater kommen! die Andern bleiben dort, und wir sehen Felicitas nicht wieder."

So rief mir meine Mutter zu. Wir sehen Felicitas nicht wieder! seufzte ich ihr nach. Es weckten diese Worte den Schmerz des Abschiedes, das traurige Gefühl der Trennung in mir. Felicitas ist aber glücklich! und der Glückliche ist seinen Freunden nie fern; nur der Verlassene ist allein. — Wie heiter schreibt der Vater! und warum sollte er nicht?

ich leide ja nicht mehr, ich bin gelassen. Du, meine liebste Hoffnung, fahre hin! die Furcht ist tödtend, das Einzige zu verlieren, was man auf Erden über Alles wünscht, schätzt und liebt! und die Liebe, das freieste Gefühl unter der Sonne! kann nicht dabei bestehen. Wenn der Graf die Lippen öffnete, so zitterte ich, er werde mir verkünden, daß des Barons Heirath mit Liddy nun entschieden sey. So oft seine Schwester ein Wörtchen sagte, was ich für einleitend hielt, bog ich aus, in Angst, es werde diesen Gegenstand betreffen. Woran die ganze Seele hängt, das hängt an tausend Ketten! wir finden überall Zusammenhang mit unserm Wunsch, der unser Innerstes zerreißen könnte, wenn er aufgelöst würde. Nein, Helene! streife ab diese bange, leidenschaftliche Fessel! den Freund muß man im Herzen besitzen! Dort ist er der Liebe Eigenthum. — Meine Arme werden ihn nicht umschlingen; aber der Glaube an seinen Edelsinn, die Ueberzeugung, daß mein Wesen für das seine geschaffen war, wenn wir uns auch nur im Fluge der Zeit berührten — webt ein festes, inniges Band um mich und ihn. Meine Fürsorge darf ich ihm nicht weihen; doch meine Fürbitte früh und spät. Jene hätte das Wohl seines Hauses bedacht und seines Lebens! die inbrünstige Fürbitte athmet den Geist der Liebe und bewegt den Himmel,

daß er das theuerste Herz zeitlich und ewig segne. Für ihn will ich beten, dem ich gut bleibe, so lange ich bin, und an mir selbst arbeiten. Wenn ich ihn nicht reich machen kann, so will ich das Herz veredeln, das ihm gehört. Mag die glücklichere Liddy nun sein Weib seyn und die Mutter seiner Kinder werden — es giebt eine Kraft im Herzen, welche Engel herabzieht im Segen des Himmels! —

Was fällst du denn, arme, kleine Thräne? du wirst das Bild nicht auslöschen, welches ich mit allen Strahlen der Seele umfasse. Es ist mein einzig Glück! und ein reineres Licht wird es einst schöner noch verklären. Was ist's um einen trüben Augenblick? —

Die Mutter hat, seitdem ich krank gewesen, mein Bett in ihr Schlafzimmer bringen lassen. Sie will mich hindern, einsam nachzudenken. Ach, das Gefühl läßt sich sein stilles Vorrecht nicht nehmen. Sie wünscht, daß ich des Abends nicht in mein Tagebuch schreibe, unter dem Vorwand, daß ihre schwachen Augen die Helle nicht vertrügen. Vielleicht soll die Phantasie ihrer Tochter nicht geschäftig seyn. — Immerhin! zu meinen Gedanken brauche ich keine Lampe, und Ruhe giebt mir Gott. — Gräfinn Leonide ist eiligst abgereis't, in der Absicht, die junge Fanny, Eckardys Schwester, abzuholen. Sie hat mir

ein kleines, freundliches Billet hinterlassen. — Auch der Graf ist fort — wahrscheinlich seiner Schwester nach. Oder — darf es mich kümmern, wohin? — Da schlägt es fünf Uhr! dies war die Stunde, die mich sonst in die geliebte Nähe führte. — Ein leiser, süßer Schauer rieselt durch meine Glieder, und eine Stimme, die ich nicht vergessen kann noch werde, spricht zu meinem Herzen, als wäre der Freund mir wirklich nah! — Verschwinde, holder Trug! die wahrste Liebe darf sich keiner Täuschung überlassen. Doch was ich auch vernähme aus der Ferne, mein Herz in seinem tiefsten Grunde wird zeitlebens nur der Nachhall einer seligen Minute seyn! das Echo eines Tones, der aus dem Innersten der Seele quoll, und der mit wenig Worten in Lieb' und Treue überfloß.

„Ach, liebe Freundinn, Sie sollten die Rosenflur im Schloßgarten sehen; schöner hat sie nie geblüht, als in diesem Jahr! dies versichert selbst der Gärtner —" so sagte Helene zu Frau Simonis am Morgen des Tages Johanni.

„Seit die alte Gärtnerinn starb," gab Jene zur Antwort, „bin ich nicht mehr in den Garten gekom-

men, und das ist schon eine geraume Zeit her. — Wenn ich wüßte, daß uns Niemand sähe —"

„Sie wollten mit mir gehen?" fragte Helene freudig, „wie lieb wäre mir das! Wer sollte uns begegnen? es ist Niemand da. Auf den Nachmittag denn, nicht wahr? diesen Morgen will ich der Mutter an die Hand gehen — unsere Gäste können jeden Augenblick eintreffen."

Frau Simonis war es schweigend zufrieden, ein Seufzer der Bedenklichkeit nur schlüpfte über ihre Lippen. —

Und da es nun um die sechste Stunde kam, gingen sie, Frau Simonis, gestützt auf Helenens Arm, die sich selbst noch etwas schwach fühlte von ihrer Krankheit; auch war noch eine zarte Bläße sichtbar auf den sonst so frischen Wangen.

Die große Gartenthür bewegte sich leise in ihren Angeln, und scheu setzte Frau Simonis ihren Fuß auf den Sammet des Rasens.

„Hier fallen mir ein paar Strophen von Hans Sachs ein —" sagte sie unter dem Versuch eines bangen Lächelns, „wissen Sie welche? Du Thor des Friedens öffnest Dich, herein! hier schließt die Wallfahrt sich — mir ist bei diesem kleinen Gange zu Muthe, als pilgerte ich weithin, ein Gelübde zu lösen, und wäre nun am Ziele."

„Das mag wohl Jedem so gehen, der niemals von der Stelle kommt," wagte Helene zu erwiedern.

Frau Simonis sprach: „nein, mein Kind! das kommt von einem müden Herzen, das lange schwer getragen hat. — Die Menschen sind rastlos geboren, wer sich aber etwas zu Gemüth gezogen hat, kann nicht fort, und muß doch! Der kleinste Vogel mit seinem glücklichen Leichtsinn scheucht die Sehnsucht auf, daß wir empor schweben müssen."

„O sehen Sie! wie wunderschön! ist dies nicht ein wonniger Anblick?" rief Helene, als sie einer Flur von Rosen näher kamen, die in vollem Prangen sich in lauen Lüften wiegten unter dem Flüstern eines sommerlichen Nachmittags.

„Schöneres hat der liebe Gott nicht geschaffen," redete das entzückte Mädchen weiter, indem es sich selbst vergaß, und hob eine eben erst erschlossene Rose in die Höhe. „Die Rose ist ein liebliches Gedicht des Schöpfers! das Herz der Blumen, denn sie athmet ein zärtliches Gefühl. Diese Blätter, wie weich und fein! zarter, als aus Seide gewebt! dieser halbgeöffnete Mund, den ich küssen muß —" und Helene neigte sich darauf nieder.

„Ist nicht Persien das Vaterland der Rose? das reiche Persien? Aber auch dem Gärtlein eines Armen verleiht sie Pracht und hundertfältige Reize. Eine

Moosrose kann ich vollends nicht ohne Rührung betrachten; die Moosrose würde ich auf den Friedhof pflanzen; sie kommt mir wie eine begrabene Braut vor — der reine Hauch der Liebe dringt so himmlisch aus der engen kleinen Behausung. — —"

Frau Simonis stand in Gedanken und hatte kaum gehört, was Helene sagte. Jetzt schauete sie umher und sprach: „es bleibt sich doch Alles gleich, wenn unser Gesichtspunkt sich nicht verändert; jeder Baum hat seinen angestammten Platz; die Sonne behält ihren alten, goldnen Schein, der sich nicht abnutzt; ein Tag ist wie der andere. Nur die Zeit verrauscht. Niemand steigt zweimal in denselben Fluß. Das Leben verrinnt, und der Mensch ist selten treu; ein treuloses Weib aber ist eine Abart der Natur."

Helene unterbrach die Gedankenreihe ihrer alten Freundinn und sagte, indem sie sacht an ihrem Arme vorwärts ging: „die schönste Zeit ist nun vorüber. Wenn die Sonne am Abend des längsten Tages untergeht, dann sehe ich es mit Wehmuth. Es ist als könnte sie nicht fort; lange schwebt sie am Rande des Horizonts und zaudert und zittert, noch einen Blick — und nun den letzten. Sie nimmt gleichsam Abschied. Man empfindet eine Feier bei ihrem Hingang, eben so wie am Sonntag heilige Stille im Freien. Die Natur hat ihre höchste Pracht entfaltet,

das Johanniswürmchen funkelt im Gebüsch, Erd' und Himmel strahlen! — Bald aber, nur zu bald! weht eine Ahnung des Herbstes über das Feld — die Blätter fallen — das Laub geht in Verwesung über — und der Kreislauf des Jahres eilt in immer kürzeren Tagen zu Ende. —"

Helene sah bei diesen Worten auf; die Fenster im Schlosse standen offen. „Mir däucht," hob sie nach einer Pause an, „ich hätte Ihnen von dem Schirm gesagt, worauf die Gräfinn den Sylvesterabend so kunstreich gestickt hat? möchten Sie ihn nicht einmal sehen? es wäre jetzt die günstigste Gelegenheit dazu. Auch kostet es mir nur ein Wort. —"

„Die Neugier ist zwar sonst kein Fehler der Abgeschiedenen," erwiedert Jene lächelnd und halb gewährend, „doch beinahe fühle ich mich versucht. Sie sagen, es koste nur ein Wort? nun, um den Preis der Ruhe werden Sie es nicht zahlen!"

„Das denke ich auch!" versetzte Helene, und leitete Frau Simonis durch das Portal. Der Hausverwalter stand im Flur, und verbeugte sich vor der Tochter des Propsts, der jungen Freundinn seiner Herrschaft, die hier freien Zutritt hatte. Auf ihre Anrede bemerkte er nur, die Zimmer seyen eben erst gesäubert worden und noch etwas feucht — und Helene

versicherte, sie würden nicht hinein gehen, und wollten nur den Schirm von Weitem in Augenschein nehmen. —

Langsam war die breite Treppe nun erstiegen. Der Vorsaal, der einen imposanten Raum einnahm, schien dennoch Frau Simonis zu beengen. Sie blieb stehen, als müsse sie sich erst erholen, und in ihrer Miene lagerte sich leise ein furchtsames Bangen, wie wenn sie den gethanen Schritt schon bereue. —

Helene, hier des Weges kundig, ging voraus und den Zimmern zu, die der Graf bewohnte; so wollte sie aus zarter, mädchenhafter Achtung für sich selbst sein geöffnetes Schlafzimmer unbemerkt lassen; als ihre Begleiterinn gerade hier an den Boden festwurzelte. Bleich wie eine Büste, mit starrem Blick, taub für die rufende Stimme Helenens, stand Frau Simonis in der Betrachtung eines Gegenstandes verloren. Es war dies ein weiblich Bild in einer Nische über dem Bett des Grafen. Ein paar vergoldete, in einander verschlungene Hände ließen einen schweren Vorhang zu beiden Seiten niederfallen. Der Glanz von diesem grünen Seidenstoff, den die helle Sonne beschien, verbreitete einen entfärbenden Schimmer über das Antlitz jener gemalten Schönheit, die mit gesenkter Wimper abwärts schaute, und wie durch einen Schleier von Melancholie.

„Was blicken Sie so ängstlich nach diesem Gemälde hin?“ fragte Helene, die sogleich, als sie es inne ward, an der Seite ihrer Freundinn war.

Frau Simonis antwortete mit blassen Lippen: „das ist sie! die Gräfinn von Haynburg!“

„Wer? sagen Sie!“ fragte Helene dringender noch, und setzte hinzu: „es ist, wie ich nicht anders weiß, des Grafen Mutter, deren Andenken er sehr verehrt. Eine Aehnlichkeit mag Sie täuschen — ich bitte, gehen wir hinweg.“

Aber Frau Simonis stand unbeweglich. Sie sprach: „nein, nein Helene! lassen Sie mich! ich täusche mich nicht! dies Gesicht würde ich am jüngsten Tage wieder erkennen, wenn es gegen mich aufstände; es ist zum Schrecken getroffen! — Das alte Lächeln schwebt noch auf diesen Lippen, ich kenne es wohl; es ist ein keuscher Stolz mit Verachtung gemischt. — Gott im Himmel!!“ rief sie mit erschütterndem Tone, „welch' ein Licht geht mir auf! wo habe ich denn die Augen gehabt? ach Helene! das Herz stirbt nicht an seiner Todeswunde. Was wir erlebt haben und erlitten; es schlummert nur in uns. Ein Blick reicht hin, daß wir erwachen wie aus einem schweren Traume!“

Helene wandelte ein Grauen an. Sie fürchtete, der Verstand der Frau Simonis leide unter einer

plötzlich entstandenen Idee, und machte still sich bittere Vorwürfe, diesen exaltirten Zustand unvorsichtiger Weise veranlaßt zu haben. Fast mit Gewalt strebte sie, die zitternde Frau von dieser Stelle zu entfernen. „Kommen Sie, meine Freundinn," sagte Helene, „kommen Sie! nichts soll mir angelegener seyn, als mich nach Allem zu erkundigen, was Sie zu wissen wünschen. —" „Ich werde es selbst thun," erwiederte Frau Simonis mit völliger Entschlossenheit; „sobald Graf Bourg zurückkehrt, will ich mich bei ihm melden lassen."

„Eine neue Verwirrung!" dachte Helene kummervoll, „welch' ein unglückseliger Gedanke war das von mir!"

Stumm gingen Beide neben einander nach Hause. — Die Mutter Helenens war spazieren gegangen, wie seit mehren Abenden schon, so auch heute, auf die Landstraße hinaus, dem Gemahl oder der Schwester entgegen, welche Beide nunmehr stündlich zu erwarten waren.

Frau Simonis sprach: „ich fühle mich ermattet, und dennoch wallt mein Blut."

Sie holte sich ein kleines Trinkglas und setzte sich erschöpft an den Rand des Brunnens an eine Stelle, die ihre beschwichtigende Kraft tausendmal auf ihre aufgeregten Lebensgeister geübt hatte.

Jetzt vermißte Helene einen goldnen Ring an ihrer Hand, ein werthes Geschenk ihrer Tante, und betroffen äußerte sie den Verlust. „Wenn Sie Sich vielleicht noch besinnen könnten, wo Sie ihn zuletzt noch gehabt —" sagte Frau Simonis, „so wüßten wir ungefähr —"

„Am Gartenthore," fiel Helene kleinlaut ein, „da war er noch an meinem Finger, das weiß ich genau! doch als wir an die Fortuna kamen, und ich rasch mein Tuch hervorzog, da — dunkel ist es mir im Sinne, als hätte ich blitzartig etwas Blinkendes gesehen. Der Ring war mir zu weit geworden — leicht kann ich ihn abgestreift haben."

„Nun, so wird er sich noch finden lassen; doch säumen Sie nicht, mein liebes Kind!" entgegnete Frau Simonis, besorgt für Helene und froh für sich, nun allein zu seyn. —

Helene ging eilfertig den bewußten Gang; ihr kleiner Fuß durchwühlte das Gras. Doch suchte sie vielleicht zu flüchtig. Ein drängendes Gefühl, als würde sie verfolgt, scheuchte sie weiter und weiter; es war ihr, als vernähme sie ein Rauschen und Wispern hinter sich, und ihren Namen nennen — eine leise Betäubung umschlich die Sinne der armen Helene, sie meinte, es wäre vom Bücken. Und als sie nun die Fortuna erreicht hatte, und hier ein wenig ausruhen

wollte, trat Graf Bourg im Reiserock ihr rasch entgegen. „Bei Gott, Fräulein!“ redete er sie an, „Sie machen es einem schwer, sich eines Auftrags gegen Sie zu entledigen. Schneller flieht kein Reh vor dem Schützen — mit dem Pfeil im Herzen. Vor Allem aber grüße ich Sie, meine holde Freundinn! wie? ernstlich erschrocken, theure Helene? seit wann ist Ihnen denn mein Anblick so schreckhaft geworden?“

„Wir waren uns Ihrer Ankunft noch nicht vermuthen, erlauchter Herr!“ stammelte Helene, und ihre Glieder bebten sichtbar.

„Das thut mir leid!“ entgegnete der Graf, „wen man gern sieht, kommt nie zu früh.“

Helene erröthete und sprach: „Sie erwähnten eines Auftrags an mich, wer könnte Ihnen damit beschwerlich geworden seyn?“

„Nun, es giebt Leute, welche sich solche Freiheit nehmen —“ antwortete lächelnd der Gefragte, und blickte so tiefschauend zur Seite, als wäre Helene hiebei eine Nebensache. Unwillkürlich vertrat Helene diesen Blick. Sie wendete der Statue den Rücken, und wie wenn ihr einsames Hierseyn dadurch entschuldigt werden sollte, sagte sie: „ich habe einen Ring verloren, den suche ich.“

„Wunderbar!“ redete der Graf in mühsam beherrschter Erregung, „und wenn er sich auch nicht fände, dieser Ring: Sie dürften das Köpfchen nicht so traurig hängen, meine schöne Freundinn! für Ersatz wäre gesorgt —! Wir sind allein! das trifft sich glücklich —“ er trat noch einen Schritt näher und sprach: „die Hand, welche Ihnen ein anderes Pfand des Herzens darbietet, hat den sehnlichsten Wunsch in die meinige gelegt. Ich soll Ihnen einen ehrenwerthen Mann antragen — könnten Sie Sich wohl entschließen, liebenswürdige Helene?“

Es ist Eckardy! dachte Helene tödtlich erschrocken, nichts ist gewisser, der Graf kommt von dorther.

„Ich muß der Ehre entsagen, das Glück meines Lebens Ihrer Empfehlung zu verdanken —“ sagte sie; ihre Stimme wankte, um so entschiedener müsse, wie sie meinte, ihre Sprache seyn.

„Und warum müßte Helene das?“ fragte der Graf freundlich. „Ich will nicht fürchten, daß Leonide, meine Schwester, deren angestammte Milde Barmherzigkeit für mich ist, durch den Zwang des Beispiels der Welt Abbruch thut. Sie haben keine Brüder — keine Kranken zu pflegen! und die Ehe ist die Bestimmung eines schönen und guten Weibes. Ueberdies sind Sie hinreichend durch Sich selbst empfohlen. Der Mann, zu dessen Fürsprecher ich mich

mit vollem Recht bekenne, liebt Sie längſt, und iſt — ſo viel ich weiß — mindeſtens von Ihnen geachtet.“ Der Graf lächelte nochmals.

Es iſt Eckardy! verſicherte Helenens Gedanke, und immer beängſtender ward die Vorſtellung für ihre Seele, den edlen Freund in der Perſon ſeines Wortführers abzuweiſen.

„Enden Sie dieſen bittern Scherz, erlauchter Herr!“ ſagte ſie, und Thränen füllten ihre Augen; „der Mann, den ich achtete, ohne ihn lieben zu können, würde mich nie beglücken; mein Gefühl wäre eine unabtragbare Schuld. Ich möchte ein gutes Weib werden, gut aber kann man nicht ſeyn ohne Liebe. Und — was edel macht vor Allem, das iſt, frei zu ſeyn! ſagt Frau von Stael.“

„Ei, ſieh da! eine kleine Republicanerinn!“ rief der Graf erſtaunt; „hätte ich doch nimmer geglaubt, daß dies ſanfte Herz ein ſo trotziger Freiſtaat wäre, und zärtlichen Gefühlen verſchloſſen. Welcher unbegränzte Eigenſinn, ſchönes arges Kind!“ ſetzte er in verſtelltem Unmuth hinzu, „ſo ſchlügen Sie wohl auch mich aus, wenn ich ſelbſt der Werber wäre?“

„Auch Sie! und zwar vorzugsweiſe —“ verſetzte Helene feſten Blickes, und lächelte ſtandhaft unter dieſer Qual.

„Bei Gott! das ist naiv, Helene!" sagte der Graf, kaum fähig, seine Freude zu bergen. „So verschlüge es Ihnen vermuthlich auch nichts, wenn ich hinzufüge, diese Verbindung würde heilsam für mich seyn? Erinnern Sie Sich noch, Fräulein? es ist so lange nicht her, daß Sie, nicht weit von dieser Stelle, mich der theilnehmenden Bitte werth hielten, ein Mittel der Sympathie für meine Krankheit anzuwenden. Dies Mittel liegt nunmehr in Ihrer Gewalt; denn wissen Sie: es ist mein Freund! der sich in Sehnsucht nach Ihnen verzehrt. Das Glück der Freunde aber ist die Gesundheit eines warmen Herzens."

Helene stand bleich, wie der Marmor, an dem sie lehnte, und starrte mit den Zügen einer schmerzlichen Unbeweglichkeit diesen wärmsten Anwalt an. Dieser gerieth in Hitze, wahrscheinlich durch die stumme, beharrliche Kälte des Mädchens, das er zu bereden trachtete. Im Zurücktreten sagte er: Was aber fragt Helene nach meinen Freunden! haben Sie wohl nur mit dem kleinsten Wörtchen nach dem Baron gefragt, seit er fort ist? und doch schien er Ihnen werth, da er noch hier war. — Es wird Sie daher schwerlich interessiren, welch eine frohe Braut er getroffen, und wie es war, als er ihr die Blume der Treue reichte — und Liddy gewachsen fand — hernach von ihrem Vater erkannt wurde — was ich Ihnen mit den klein-

sten Umständen zu erzählen wüßte — — — doch kein Wort mehr! Er selbst mag versuchen, ob Ihnen Interesse dafür abzugewinnen sey -- —" verschwunden war der Graf. —

Helene, wie vom Tode berührt, fühlte dunkel ein leises Sinken und wähnte, nur ihre letzte, liebste Hoffnung sänke zusammen. Sie sank — aber nicht auf das Fußgestell der Fortuna, sondern in die Arme des Barons. Voll Leben, Kraft und Innigkeit umschlang er die Verblaßte, und preßte sie an ein Herz, welches im Freudensturm befreiter Liebe schlug.

„O stirb nicht, mein süßes Mädchen!" rief er mit einem Schrei des Entzückens, und in das Jauchzen der Stimme mischte sich ein weinender Ton, „Helene, Du mein einzig Leben! höre mich! komm zu Dir! — Sieh! ich bin nun da, um Dich nie wieder zu verlassen. Du bist mein Ein und mein Alles! meine Welt, mein Glück — mein Weib! Das Wort, das ich einst gab, darf Dich nicht tödten; es ist gelöst." Und ein heißer, unzertrennlicher Kuß war das Siegel dieser überschwänglichen Versicherung.

„Liddy?" fragte Helene schwach und schluchzend; ihr Blick schmolz in Thränen, die eisernen Bänder der Angst um ihren Busen waren zersprungen, und überströmende Liebe floß von einem wallenden Herzen in das andere über.

In den kleinsten Bruchstücken, mehr andeutend als erzählend, theilte der Baron ihr nun mit, daß Liddy verheirathet, und gegenwärtig Frau von Francolm sey. Der junge Schützenofficier, der ihr Gemahl geworden, hatte sie und ihren Vater auf ihrer Reise durch Tyrol kennen gelernt, Gelegenheit gefunden, den Letzteren, der am Rande des Grabes ging, sich geneigt zu machen, und war einem gewendeten Sinne des alten Schütz begegnet. — Helene konnte nicht umhin, diese Inconsequenz von ganzer Seele zu segnen.

Der Zufall, der mit schadenfroher Lust die eingreifende Rolle spielt in dem Getriebe des Lebens, so daß, wer auch noch so gern still seine Straße zöge, es nicht kann, hatte gewollt, daß der Baron an Liddy's Polterabend ankäme. Ein rascher Entschluß bewog ihn, im Gewande eines Klausners, völlig unkenntlich, sich einem Aufzuge von Alpensängern anzuschließen, in welchem die Cameraden des Bräutigams und einige junge Damen von Liddy's Bekanntschaft das übliche Opfer der Verkleidung und passender Geschenke brachten.

Mit wankender Geberde, die in jenem Moment natürlich war, hatte der vermeinte Alte seiner ehemaligen Verlobten mit bedeutsamen Worten ein gepreßtes Blümchen überreicht, scheinlos von Ansehen, Edel-

weiß genannt, und auf jenen höchsten Bergen, wo die Unschuld der Natur und des Himmels Treue wohnt, als ihr zartestes Zeichen verehrt. Einst, in süßer Stunde, hatte Liddy es aus ihrem kleinen Herbarium an sein Herz gelegt; doch nun, weil hier nur in botanischer Sprache geredet ward — fühlte der Baron den Trieb in sich, ihr in dem verblühten Bild der Liebe auch den Anspruch zurückzugeben, dessen die Braut eines Andern etwa im Stillen noch gedenken möchte! —

Der alte Schütz war dem Klausner bis an die Gartenthür nachgestürzt, woraus er ihn einst entlassen; dort hatte der Baron die Capuze gelüftet. — Ach! wenn wir in der wahren Gestalt der Dinge unsern Vorwurf sähen! Gott sey Dank! daß, wovor wir erschrecken würden, uns verhüllt erscheint! es ist schon ein Glück, daß es schwer ist, einen Charakter nur zu errathen. —

Dies war es, was der Baron in gedrängter Kürze zu sagen wußte. Er hatte gesprochen, wie Liebende zu reden pflegen, die vor sich selbst nicht zu Worte kommen; oft gestört durch das berauschende Gefühl, nun ledig aller Fessel die theure, süße Gestalt, die ihm so ausschließlich angehörte, in seinem Arm zu halten und an sein Leben ketten zu dürfen, unauflöslich. —

Nur wie in einem wonnigen Traume hatte Helene vernommen, daß all ihr stilles Leid vorüber wäre. Sie wußte nichts als dies, aber dies durchaus. Wozu auch die unnütze Last des Wissens? „Liebe ist Ueberzeugung!"

„So bist Du nun mein? und ich darf dich lieben — ich darf? und ich verliere nichts durch das Geständniß in Deinen Augen, mein Freund?" fragte Helene weich und mit Beben, an seine Brust geschmiegt, und blickte gläubig in die seinen auf, wie in ihren Himmel, ohne den sie nicht selig würde.

„Verlieren? o Helene! was denkst Du von mir?" lächelte der Baron bewegt, und sein Blick strahlte durch einen verhaltenen Thränentropfen. „Um dieser Hingebung willen, liebe ich Dich! Welch ein Mensch müßte ich seyn, um nicht ewig zu ehren, daß Du einmal vertrautest, für immer! Ich fühle höhere Mächte in mir, Dich zu schützen vor dem Schatten irgend einer Furcht! Deine Freiheit, Helene! ist Deine Liebe, und wird mein Stolz, mein Gut, der Segen meines Glückes seyn!" — Doch welche Feder vermöchte in den schwerfälligen Rahmen der Worte den Schwung derer zu spannen, die in der schönsten aber flüchtigsten Stunde ihres Lebens alle Wolken unter sich sehen, und den Gott empfinden, der dem armen, oft gedrückten Herzen die

unendliche Liebe gab! — Das Geheimniß des Glückes ist zart, und nicht zu fassen! Leise und geisterhaft, wie die Luft von Blatt zu Blatt rauscht, wehten die Gedanken der Liebenden ihr süßes Hoffen und Wähnen einander zu, daß es nun keine Härte mehr gäbe in ihrem vereinigten Schicksal; die Erde war ätherisch geworden — sie schwebten über ihren Wünschen in seliger Befriedigung. Wie still war es um sie her! nur die lautlose Fortuna, die beständloſe Göttin der Sterblichen, blind in ihrer Wahl und taub für jedes Flehen, mischte die stumme Warnung ihres Anblicks in diese innige Scene. Und an diesem Altar, Helene! empfängst Du die Gelübde der Treue? — Aber Helene baut fest auf das Herz, das nun ihr Eigenthum ist: und wenn die Welt in Trümmern läge, wie die Tempel der goldnen Fabelzeit, ihr Glück wird bestehen.

Staunend bemerkte Helene, daß die Sonne sich geneigt hätte. „Es mag spät geworden seyn," sagte sie unruhig; „ich bin lange — zu lange ausgeblieben. Komm, mein liebster Freund! die Mutter muß Alles wissen, das ist mein Erstes."

Der Baron konnte nicht widerstreben, Helene, so wie er war, nach Hause zu begleiten.

Als sie, Arm in Arm geschlungen, auf die grüne Fläche des Schloßplatzes kamen, die im Glanze des

herannahenden Abends und der Verklärung ihrer Seelen vor ihnen lag, sprach Helene, deren helle Blicke voraus eilten: „Was regt sich denn dort? dort am Brunnen — siehst Du nicht? so viel ich unterscheiden kann, ist's eine Mannsperson, welche sich ängstlich, ja ringend! zu bewegen scheint; auch däucht mir, ich vernähme eine bange, durchdringende Stimme — Gütiger Gott! es wird doch kein Unglück geschehen seyn?" In einer Ahnung, welche heftig zog, riß Helene sich los, und wie im Fluge war der Brunnen erreicht. Hier lag Frau Simonis in den Armen eines Fremden, der mit dem Ausdruck der Verzweiflung die ohnmächtige Frau aufzurichten strebte.

Helene schrie laut bei diesem Anblick; sie glaubte, ihrer alten Freundinn wäre ein Leides geschehen. — Die Augen des unbekannten Mannes, schwarz wie Pechfackeln, brannten in düsterm Feuer — sie beleuchteten ein Opfer dieser Glut, und seine gebräunten Züge verriethen eine Blässe, die noch unter dieser dunkeln Färbung sichtbar war. —

Das kleine Mundglas, welches Frau Simonis vorhin auf ihrem Schooße gehalten, lag in Scherben zersplittert, die Sonne goß einen reizenden Farbenschimmer darüber aus, und der Strahl des Wassers floß in ruhiger Klarheit wie immer — während

dicht daneben die Adern eines edlen Lebens stockten. Die Tante aus Lyon war angekommen. Noch eine weite Strecke von Wartenstein entfernt, aber auf einem andern Wege, als Frau van Aelst vermuthete, hatte sie ihren Begleiter nach seinem eigenen Wunsch vorausgesendet, daß diese beschleunigte Ankunft ihre Schwester nicht unvorbereitet träfe, besonders auch ihren Schwager, der Ueberraschungen nicht liebte.

Als Jener sich mit rüstigen Schritten dem Brunnen näherte, an dem Frau Simonis sah, versenkt in tiefe Gedanken, ladete die erquickende Kühle dieses Plätzchens ihn ein, sich hier zu erfrischen; denn der Tag war heiß gewesen, und ihn dürstete sehr. Er bat plötzlich die stille Dame, die gleich dem Geist des Brunnens ihn zu bewachen schien, um einen frischen Trunk.

Frau Simonis schrak zusammen, doch raffte sie sich auf, um zu schöpfen, und reichte ihm sodann das kleine Glas, indessen ein Schauer durch ihre Seele rieselte. Er nahm es und dankte — wie ein blasser Flor flimmerte es vor seinen Augen. Doch als er jetzt, bevor er trank, in das Glas schauete, erkannte in diesem Augenblick und an jener Eigenheit Frau Simonis ihren verschollenen Gemahl, und sein Name glitt über ihre Lippen, so wie sie selbst zu seinen Füßen nieder. — Er würde nimmermehr in dieser ab-

gehärmten Gestalt die einst so schönen Formen seines Weibes und das Herz ausgefunden haben, welches er zerbrochen; denn das weibliche Alter schleiert matronenhaft ein. — Ein heiliges Entsetzen kam ihm an, wie wenn der beleidigte Engel seines Lebens ihm am Rande des Grabes noch einmal erschienen wäre — doch nur um zu verschwinden. —

Auch darum ist die Liebe als das Herrlichste zu betrachten, weil sie ihre kleinsten Züge nicht in den Sand der Zeit, sondern tiefer als in Erz und Marmor gräbt, so daß auch das Gedächtniß in seiner Schwäche zu ihrem Denkmal gestärkt wird!

Wie denn in dieser sublunarischen Welt sich oft Nichts fügen will, so wie wir es denken, dagegen bisweilen Alles über unser Vermuthen zusammentreffen muß, so geschah es, daß zwei Stunden nach jenem erschütternden Vorfall auch der Propst seine Heimreise glücklich vollendet hatte. In ermattender Eile war der weite Weg von ihm zurückgelegt worden, weil er es nicht erwarten konnte, den Seinen die glücklichen Ereignisse kund zu thun, deren froher Zeuge er gewesen. Dieser leidenschaftliche Hindrang störte

ihn im behaglichen Genuß einer Reise, welche in jedem Sinne begünstigt war. Voll vom Uebermaß einer Güte, wie er sie ähnlicher Weise noch nicht in Erfahrung gebracht, bauschten dem Propst gleichsam alle Taschen von guten Nachrichten. In Unruhe drängte es ihn, sein Herz nur erst ausschütten zu können. Indem der Propst wußte, auf welchen Antheil er rechnen dürfe bei den Neuigkeiten, die er mitzutheilen hätte, und deren Wichtigkeit außer allem Zweifel lag, wenn er erwog, daß seine Frau um eine große Last dadurch erleichtert würde, und Helenens Muth gehoben werden müßte, seufzte er, weil es ihm einfiel, wie die schweigsame Mutter und ihre jetzt so schwermüthige Tochter, sein aufmunterndes Zureden vermißt haben könnten. Er besorgte, die Erstere sey ihrer Gewohnheit nach, nicht auszubringen gewesen, und Helene vollends verkommen. Mit väterlichem Ernst wählte er unter den Mitteln, das Gemüth seiner Tochter aufzurichten, dachte dabei an eine kleine Strafpredigt für seine Frau wegen ihres stillen Brüten im häuslichen Nest — und überlegte, wie er die äußerst glückliche Wendung, welche das Schicksal der demüthigen Felicitas genommen, mit einer Trostrede für sein betrübtes Kind begleiten wolle. Denn ach! wie fraglich war es doch, daß Helene ihre hochfliegenden Wünsche jemals erreiche! — daß sie sich für

zurückgesetzt halten könne: diese Meinung wagte der Propst kaum sich zu gestehen, weil Helenens neidloses Herz und ihr edler Stolz dagegen sprach. Als Pater familias fühlte der Propst sich in seiner liebsten Würde; diese Empfindung war vorherrschend in ihm. Jetzt werden sie beisammen sitzen und von mir plaudern — sprach er bei sich selbst — wo wird der Vater nun seyn? — sagt Helene, es ist, als hörte ich's; und die Mutter erwiedert hierauf — Verzug liegt nun einmal in ihrem Sinne — wir wollen uns gefaßt halten, Helene! daß er heute und morgen noch nicht kommt. Sie werden ihn in Hamburg nicht fortgelassen haben. — Da tritt plötzlich Jemand ein — ich lasse den Mantel fallen — Helene fällt mir um den Hals, und Gott gebe! nur nicht etwa wieder in Ohnmacht — Sophie kann vor bestürzter Freude gar nicht reden — — — nun, der Weg nimmt doch mit jedem Schritte ab, die Pferde laufen tüchtig — weit kann es nicht mehr seyn."

In berechneter Entfernung von seiner Wohnung, stieg der Propst aus, um sich nicht durch das Geräusch des Wagens anzukündigen. Er hätte immerhin vorfahren können. — In leiser Hast, mit langen Schritten maß der Propst den Raum, der ihn von dem ersehnten Moment trennte; das Herz hüpfte ihm knabenhaft, jede Fingerspitze pulsirte. Er hatte

des Schlafes entbehrt, der seiner reizbaren Natur so nöthig war. Der Abend athmete göttliche Ruhe, die Sterne glimmten, wie durch blasse Rosengaze, welche die Sonne nachwirkend über den weiten, blauen Himmel gewebt — am Saum des Horizonts verbreitete sich ein purpurner Streif, der prächtig hereinleuchtete in das mondlose Dämmern der Sommernacht. Das Schloß stand dunkel — der Propst nahm sein Mützchen ab, und grüßte in Gedanken den Grafen. Jetzt näherte er sich seinem Wohnzimmer — es war in tiefe Schatten gehüllt. Trotz dem lauten Klopfen seiner Brust vernahm er redende Stimmen, und dazwischen ein kleines heiteres Auflachen seiner Frau, das der Propst beinahe übel genommen hätte, denn er war im Begriff gewesen, Thränen der Sehnsucht zu trocknen. Frau van Aelst lachte äußerst selten; es war immer ein Jubelfest, wenn solch ein Goldblick der Lust zum Vorschein kam.

„Was Tausend!" murmelte der Propst für sich, „hier geht es ja recht munter zu; nun, so hätte ich mir Zeit nehmen können. Da im Winkel sitzt — wenn es kein Blendwerk ist — aber wie so sparsam ist meine gute Frau geworden, daß sie ihre Gäste im Finstern lässet! — etwas Weibliches mit einem Herrn Hand in Hand. Eine stolze Figur steht nahe, und beugt sich zu ihnen nieder; und Sophie ist's, die mit

einer Dame auf und ab geht. Das Reisekleid des Hausvaters wird sich nicht schicken für diese Soiree — ich will es zuvor ablegen."

Ein Schein ward sichtbar auf der Schwelle des Hauses —; sehr verkühlt in der Wärme des Wiedersehens, und ein wenig empfindlich, daß man ohne ihn lustig und guter Dinge wäre, trat der Propst sacht und schleppend durch die nur angelehnte Thüre als wenn hier, wo er seine hausväterliche Bedeutenheit verleugnet fände, er das Recht nicht geltend machen möchte, stark aufzutreten. Helene stand vor ihrem Vater! ein Licht in ihrer einen Hand, ein Schlüsselbund in der andern. Ein Glanz ging von ihrer lieblichen Gestalt aus — die schönste der klugen Jungfrauen im Gleichniß der Schrift würde nur mit strahlenderen Augen und einem helleren Lächeln vor uns stehen, wenn der himmlische Bräutigam den Töchtern der Erde sichtbar erschiene. —

„Vater! da bist du ja!" sagte seine Tochter hoch erfreut, doch nicht außer sich — und der Klang ihrer Stimme verrieth die geöffnete Himmelspforte; zu welchem Glücke kommst Du zu rechter Zeit!" Sie war nicht im Stande, ihn zu umhalsen, und der Propst blieb stehen, wie gebannt und sah grämlich aus zu diesem vielversprechenden Gruß. „Ich hoffte, es Euch zu

bringen —" antwortete er mit verhaltenem Mißmuth, „Ihr habt Besuch?"

„Besuch?" fragte Helene, und lächelte entzückt, schnell legte ihr Ton eine Jacobsleiter an, um ihrem Vater aus dem Traume zu helfen. „O Vater! die höchste Freude ist bei uns eingekehrt! Er ist da! und ist mein — er ist der Sohn des alten Falk. Das Kind war nicht todt — man hat Frau Simonis nur getäuscht — ihr Gemahl ist mit der Tante gekommen — denke nur! und Liddy ist richtig Frau. Ich habe nichts mehr zu fürchten —"

„Aber ich!" rief hier der Propst, der seine Tochter mit offnem Munde anstarrte, die das volle Herz über ihre Lippen tropfen ließ, von der Gewalt des Augenblicks gehemmt, es auszuströmen; „ich fürchte sehr, diese thörichte Liebe ist Dir zu Kopfe gestiegen. Gott stehe mir bei! ich will Ursel heißen, wenn eine Sylbe von dem Allem mir verständlich ist!" Und indem der Propst mit jenem kleinen Fersensprunge zurücktrat, der stets das Aufbrausen seines Temperaments anzeigte, setzte er heftiger hinzu: „mir wird ganz schwindelnd von diesem Unsinn! welches Kind soll denn gestorben seyn? ich will es wissen! und der alte Falk und der junge Falk — und der alte Gemahl der — der — der hätte die junge Liddy geheirathet?"

„O Väterchen, sey gut!" schmeichelte Helene mit süßem Laut, „wenn Du in mein Glück willigest, so wird Frau Simonis meine Schwiegermutter; denn der Baron ist ihr Sohn! Du wirst Wunder hören — ich bin das glückseligste Wesen auf der Erde!"

Bei diesen Worten öffnete Frau van Aelst, die ihren Mann sprechen gehört, mit dem freudigsten: „Willkommen!" das Zimmer und ihre Arme; es that sich hinter dem Propst zu — und auch wir wollen schließen, um nicht in näheren Erklärungen das Interesse unserer Leserinnen zu erschöpfen für den Stoff dieser Blätter, welche zu anderer Zeit fortgesetzt werden sollen.

Als Helene in später Stunde ihrem Vater küssend gute Nacht wünschte, sagte der Propst zu seiner Frau gewendet: „glaubst Du wohl Sophie, daß die da über meine unerwartete Ankunft nur erstaunt schien, geschweige erschrecklich froh? ich sah kaum, daß es ihr lieb wäre, sage ich Dir, und ich hatte mich auf den Freudenschrecken der Meinigen doch so gefreut!!!"

Die Mutter lächelte und schwieg, wie immer zu den kleinen Schwächen ihres Mannes. Doch Helene, offen und unverstellt, antwortete bewegt: „Vater! ach, ich habe Gott gesehn! Nacht war wohl zu meinen Füßen —" der Propst vollendete diese Strophen in tiefer Rührung.

Am andern Morgen wollten die Eltern ihre Tochter um etwas fragen, und fanden sie am Schreibtisch. Helenens Tagebuch lag neben ihr, und ein Blatt davon war eingebrochen. Frau van Aelst bemerkte es und flüsterte: „das Tagebuch liegt nun wohl brach? Du thust gut, daß Du es liegen lässest."

Der Propst wollte wissen, was die Mutter so heimlich spräche? Diese antwortete: „ich meinte nur, eine wirkliche Braut solle die Feder ruhen lassen. Sie schreibt mit magischer Tinte; doch das Geheimniß ihres Inhalts kennt nur der Geist der Liebe; kein anderer. Wenn dieser Zauber verschwindet, oder wo er niemals war; so findet, wer da liest, nur — Leere."

„Die Mutter hat Recht!" entschied der Propst, „später, Helene! kannst Du schreiben. Diese Uebung ist ein Spiegel der Selbstkenntniß für die Ehe. Die Ehe! — denn diese ist Wahrheit — sagt Lucrey."

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2290
H35D3

Hanke, Henriette
Wilhelmine Arndt
Der Braut Tagebuch

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 05 08 006 1